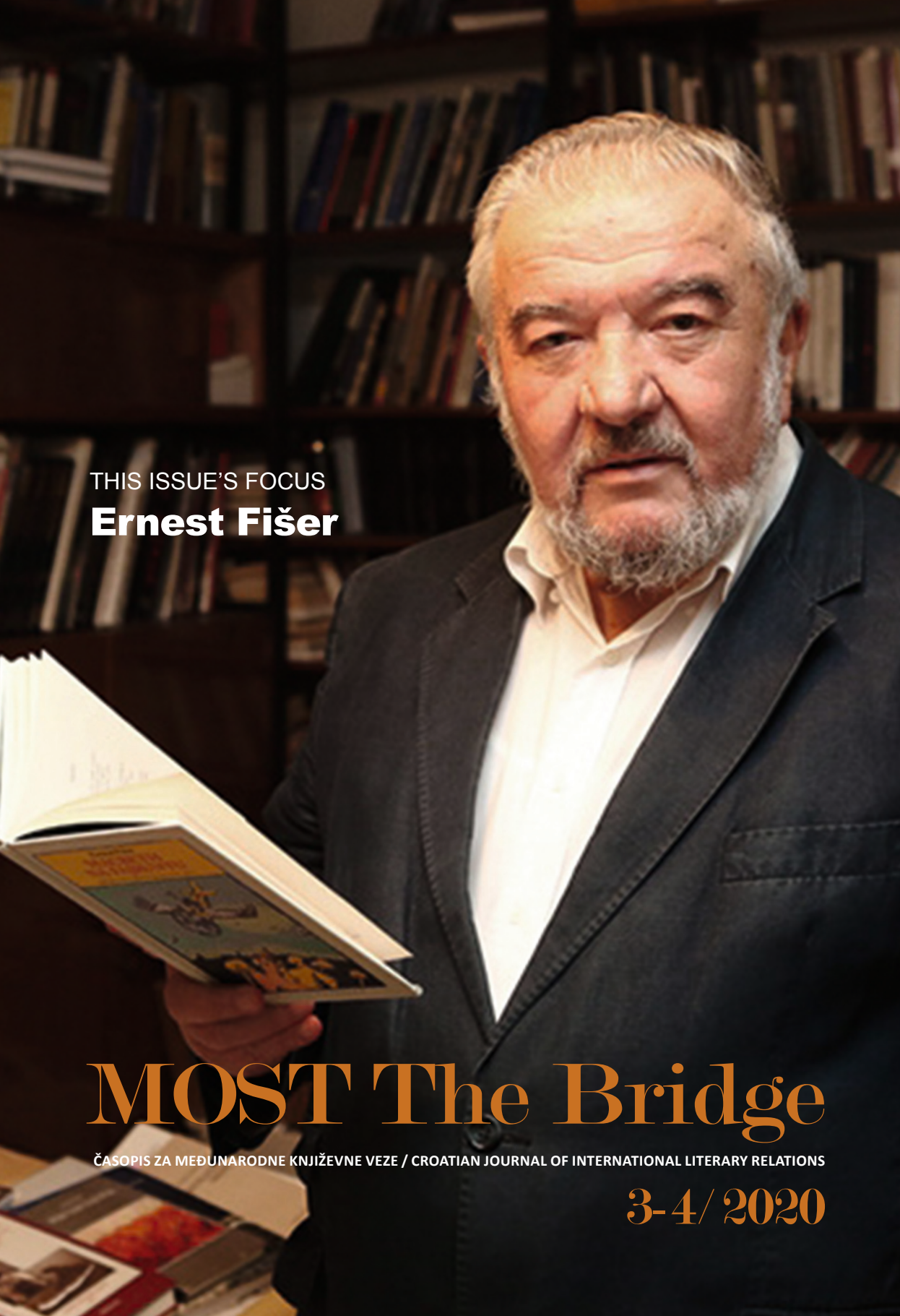

THIS ISSUE'S FOCUS

Ernest Fišer

MOST The Bridge

ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

3-4/ 2020

MOST / The Bridge 3-4 / 2020
ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

MOST / The Bridge 3-4 2020
ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS
Since 1966

Published quarterly

PUBLISHER

Društvo hrvatskih književnika / Croatian Writers' Association

FOR THE PUBLISHER
Zlatko Krilić

ADDRESS
Trg bana Josipa Jelačića 7/I, 10 000 Zagreb, Croatia

TELEPHONE +38514816931, +3854883580
FAX +3854816959
e-mail: most@dhk.hr

EDITORIAL BOARD
Davor Šalat (Editor in chief)

DESIGN, LAYOUT AND PREPRESS
Neven Osojnik

PHOTO ON THE COVER: Ernest Fišer (Photo by Siniša Sović)

PRINTED BY ITG d.o.o, Zagreb, December, 2020

ZA HRVATSKU / FOR CROATIA
Cijena broja 50 kn, cijena dvobroja 80 kn, godišnja pretplata 150 kn, godišnja pretplata za članove DHK 120 kn. Uplatiti na žiroračun Društva hrvatskih književnika HR5223600001101361393, poziv na broj 0106-2020 s naznakom „za Most/The Bridge“. Molimo Vas da nam faksom, običnom ili e-poštom pošaljete kopiju uplatnice.

OUTSIDE CROATIA
Issue rate 10 €, 10 USD, annual subsciption for European countries 40€ (postage included) for non-European and overseas countires 55 USD (postage included). All payments should be made to the Croatian Writers' Association foreign currency account with Zagrebačka banka d.d., Savska 60, Zagreb, Croatia, IBAN: HR 5223600001101361393. SWIFT: ZABA HR2X. For further information, please contact most@dhk.hr.

The Journal is financially supported by the Ministry of Culture of the Republic of Croatia and by the City of Zagreb.

MOST / The Bridge 3-4 / 2020
ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

THIS ISSUE'S FOCUS
ERNEST FIŠER

CONTENTS

■ THIS ISSUE'S FOCUS – ERNEST FIŠER

Ernest Fišer: Biografie 7

Ernest Fišer: *Ausgewählte Lyrik* 8

Davor Šalat: *Ernest Fišer – paradigmatischer Vertreter der Razlog-Dichtung, Koryphäe des kajkavischen Modernismus, Diagnostiker des zeitgenössischen Chaos* 29

■ RIJEKA – EUROPEAN CAPITAL OF CULTURE 2020 – JANKO POLIĆ KAMOV
(Sušak, Rijeka, 17. XI. 1886 – Barcelona, 6. VIII. 1910)

Janko Polić Kamov: Biografie 57

Janko Polić Kamov: *Ausgewählte Lyrik* 58

Janko Polić Kamov: *Der ausgetrocknete Sumpf* (Romanauszug – Tief unten, Erster Teil) 71

Janko Polić Kamov: *Ecce homo!* 87

■ FROM CROATIAN CONTEMPORARY POETRY

Drago Štambuk: *Der Himmel im Brunnen* 99

Stjepan Šešelj: *Quince poemas* 110

Lana Derkač: *Poemas* 120

■ FROM CROATIAN CONTEMPORARY PROSE

Davor Velnić: *Vaters hände* 128

Davor Velnić: *Hell Inhabited by Angels* 138

Davor Velnić: *The Chinese Whisper – The Little Red Books* 141

The Biography Of a Loner (Davor Velnić) 156

Antun Pavešković: *Dos cuentos* 160

ERNEST FIŠER ■ BIOGRAFIE

Ernest Fišer, kroatischer Lyriker, Literatur- und Kunstkritiker und Publizist, geboren 1943 in Zagreb. An der Philosophischen Fakultät in Zagreb studierte er Jugoslawistik (heute Kroatistik) und Philosophie. Langjährige Tätigkeit als Buch- und Zeitungsredakteur bei verschiedenen Verlagen und der Wochenzeitung „Varaždinske vijesti" aus Varaždin. Veröffentlichte bisher über zwanzig Gedichtbände und literarische Monographien, u.a. Der angefressene Engel (Nagrizeni anđeo, 1965), Der zweite Abstieg (Drugi silazak, 1969), Ausgangspunkte (Ishodišta, 1972), Das Meer außer sich (Morje zvun sebe, 1978), Nordwesten (Sjeverozapad, 1981), Meister des Bangens (Majstori zebnje, 1982), Abdrücke (Otisci, 1989), Macbeth nach Feierabend (Macbeth na fajruntu, 2013), Zeit der Unzeit (Doba nevremena, 2014). Für seine Arbeit erhielt er zahlrieche Preise, darunter den Tin-Ujević-Preis, den Fran-Galović- Preis, den Dragutin-Tadijanović-Preis, sowie den Preis der Stadt Varaždin. 2019. erschien bei „Matica Hrvatska" eine umfangreiche Auswahl aus Ernest Fišers Lyrik unter dem Titel „Trošenje nade" (Hoffnungsschwund).

ERNEST FIŠER ■ AUSGEWÄHLTE LYRIK

Gedicht an die Mutter

Sage ich: Mutter,
so meine ich die bleichen Lippen,
die mit Kuss in Traum mich tauchen,
das Leben, das ihre Brust für mich entfacht
und all jenes,
was stolz und erhaben
nun in mir erwacht.

Sage ich: Mutter,
meine ich die harten, schwieligen Hände,
aufgeblüht manchmal, wie blutige Rosen,
ihre Stirn, wie ein Faltenkleid,
das Flüstern des Windes
und des Meeres Zärtlichkeit.

Sage ich: Mutter,
meine ich jenen anderen Tag der Liebe,
die ersten Liebkosungen,
als Granatenblitz und Feuer den Himmel erhellte,
(als alles zerbrechlich war und grau)
und sie im Bunker
zitternd
Minuten und Stunden
zählte…

(1959)

Die Dinge

Sie haben ihren verborgenen Sinn
ihre Farbe
sie haben ihre kleine Einsamkeit
in der Stille des Morgens
wenn sie in dumpfem dauern
beinahe unbemerkt zerfallen
manchmal sperrig und ungelenk
oder ganz still, überflüssig
Dinge, wie sie sind und wie sie erst sein werden

Gehüllt in feierliche Stille
wiederholen sie wortlos ihr tragisches Geschick
Dinge außerhalb der wirklichen Zeit
vielleicht noch nützlich und lockend
oder schon kraftlos und alt
Dinge schon lange ohne Namen
die wir einst hatten und vergaßen

Abstieg

Unser Abstieg wird notwendig sein, der Tod seltsame Waffenruhe
kehren wir aber dem finsteren Leben nicht endgültig den Rücken
ich sage: die Welt, schon bekümmert, droht abzudanken -
sollte die menschliche Wachsamkeit hinter den Sternen bleiben
der dumme Hochmut aber stets im Brennpunkt des Inneren

Wie sich den Fortschritt eingestehen, wenn die heiße Hoffnung verebbt,
wenn wir stets geneigt sind über der Schwärze des Krieges
zerfressen vom Aufruhr, schon in tiefer Verstörung
in einer Reihe wütender Ereignisse, ohne Ausgang

Es bleiben uns zwar die Brunnen, die wir besuchen
wir bleiben aber durstig unter verschlossenen Himmeln
unserem eigenen Grau überlassen, in äußerster Erwartung
dabei könnten wir doch eine glückliche Zukunft schreiben

Im einfachen Leben

Es gibt Jäger, die seit jeher unseren Traum bestreiten
unser schlichtes Leben, nicht versickert im unheilschweren Boden
im keinesfalls nährhaften Klima, in niemandes Himmel
an dem ängstliche Sterne verlöschen
an dem selbst der einsame Mensch erstirbt
ausdauernd, zäh und seine Würde hütend
Bestätigung suchend in einfachen Leben:
findet er sein volles Schicksal erst in sich selbst.

Der zweite Abstieg

Die Zeit, die auf der Stirn ich trage, unwiederholbare Zeit
der Schmetterling gibt dem Nichts sich hin schon beinahe am Ziel:
in mich selbst hinabsteigend erkenne die immer schwerer die Wirklichkeit
frei – lebe noch tiefer ich meinen eigenen Kerker

Auch zu schlimmster Unzeit würde ich meine Finger strecken
meinen Körper auch durch unberührte Stillen bewegen
das Wort aber widersetzt sich meinem dunklen Gehör
und die Gleichgültigkeit brummt immer heiliger in meinen Adern
sodass ich die einzige Unvergänglichkeit in meinen Herzen hege

Dass lautlos wir dauern

Dass lautlos wir dauern, das können wir nicht
unser eigenes Leben nennen, Glaube ist, was wir brauchen
eine ungezwungene Bruderschaft, was wir benötigen
ein stilles Bündnis mit den Dingen, die nicht heranreichen an Worte
eine starke, ursprüngliche Gefasstheit der Herzen
alle schwachen Läufe, die den gewaltigen Fluss ausmachen.

Was wir brauchen ist lautstarkes, unverfälschtes Feuer
das fröhlich lodert, wo einst Asche gewesen
wie altes Glück, das Blätter treibt
wie in Freiheit, so in Versklavung.

Dass wir geduldig dauern, ist unerreichbares Verlangen
nach verdichtetem, völlig ausgefülltem Leben
was wir brauchen sind weise und weite Stillen
bewohnt vom Menschen, verzweifelt vor Liebe und Hoffnung
was wir brauchen ist die wahr gewordene Unbändigkeit des Geistes,
ein Wald, der seine einsamen Bäume zu schätzen weiß
und sie behütet, wie in Blüte, so in Fäulnis.

Ekel

Mein letztes Wort spreche ich am besten schweigend aus
in Stille, die es auf unzählige Weisen ausspricht
oder durch das strenge Bild eines kleinen erstickten Vogels
memoriert im kristallenen Quadrat des Eises.

Meinen geronnenen Schmerz fiebere ich am besten im Krampf
in stummen Fragen, nie von den Lippen geglitten –
diese Furcht, dieses unverhüllte Leiden, das Wort, steckengeblieben
wie eine Granate, die vor Kraft sich selbst zum Hemmnis wurde.

Wie Salz versuche ich meine Bestürzung vergeblich auszuspucken
dieses stille Entsetzen will ich mit den Augen beschreiben bevor ich verende
diesen Ekel systematisch ausführen in hoffnungslosem Gedicht
oder im Bild es erstickten Vogels im kristallenen Quadrat des Eises.

Angst

Mein eigenes Wort
erkennt mich schon nicht mehr.

Wie am Schafott

Wonach auch immer ich geächtet griff, war hoffnungslos
und hatte mir eigentlich niemals gehört –
nur reines Wollen, stumm und riesig
weich wie die Quelle und so endlich eins

Wonach auch immer ich verurteilt griff, war verdammt
als sterbliches Zeichen auf schwacher Stirne:
sagte ich *Liebe* – eröffnete sich Kälte
denn, wer würde einem Geächteten auch Glauben schenken
wo auch die Worte des Freundes schweigen wie am Schafott

Darauf folgt ein endloses Schweigen

Hier bin ich Brocken, den es nach ruhigen Himmeln verlangt
für all mein tödlich verdorrtes Gewächs und Geäder
stillem Verhängnis zugeneigt und allmählich gebrochen
übermannt von der Unmenge des Unsinns und beinahe hintergangen
vom gierigen heißen Juli meines schon verstörten Verstandes.

Während trocken die Lippen mir bersten, die Finger gierig zittern
streift der Sommer sein üppiges Fleisch ab in goldene Ähren
es ist Zeit, mich furchtlos der Weglosigkeit hinzugeben
drauf folgt ein endloses Schweigen, Wahn und Angst

Das Wort im Garten allersterblichster Rosen

Heute Nacht ist mein Garten voller allersterblichster Rosen
und nirgends ein sicheres Tor, ja nicht einmal ein richtiger Zaun
und nirgends strahlende Luft, noch gänzlich stilles Licht –
im allgemeinen Dunkel knospt allein das Wort.

Von allem befreit verlangt es jetzt nach neuen Gefilden
und seine Schönheit reinigt, bekräftigt meinen Traum
dieses Wort, wie eine Fahne, wie meine Erlösung
unausgesprochen, aber scharfsinnig, schon beinahe ewig
während die Gespräche der Tauben höchste Schätzung finden.

Stets zur Unzeit

Und so wirst still du treiben, uralt sehr und stumm
und nirgends gibt es Meer
weder Schiffe, noch Häfen, noch richtige Mäste
nur klebrige Wogen überall
und anbrechende Stürme
und seltsame Winde aus Tränen und Salz
schnell wirst du segeln – dir selbst entgegen
zum Donner gänzlich unbekannter Instrumente
triffst von irgendwo du ein, stets zur falschen Zeit
und am falschen Ort, im Globus eingetragen.

Stets wirst du so treiben, schon bucklig und lahm
zwischen Skylla und Charybdis, zwischen Unmenschen und Menschen
im Morast des Alltags, im Schlamm des Lebensdunkels
STETS ZUR UNZEIT
entdecken dich seltsame, gewaschene Erdteile
irgendwo am Rande vom Wachen und Schlaf
oder es treiben einfach Gefilde an dir vorbei
die dich niemals erkennen werden
von denen du niemals hören wirst
danach wird dich feines Unkraut überwuchern:
denn eigentlich schifftest du gar nicht einem Ziel entgegen
wo die Fahrt allein doch eine schicksalhafte war.

Zum Schrei verwandelt

Zum Schrei verwandelt, lautlos und stet
wache ich seit heute für alle künftigen Nächte –
diese Wolfszeit wirft mich hinab ins Schweigen
während wachem Auge auch Gift nicht weiterhilft.

Was bisher geschah – ist nicht mehr von Belang:
die sanfte Klaue der Ewigkeit ist auf mein Haupt gesunken
so kann ich, zum Dauern verurteilt, nur träumen
warum der Stamm des Menschen seine Wurzeln kappt
und wie unerreichbar dieser Entschluss nur gewesen sein mochte.

Dieses All, das in unserer Nachbarschaft hockt

Dieses All, das in unserer Nachbarschaft hockt
gutmütig, unerreichbar, ist es nicht der Keim
einer anderen Welt, uns unbekannt
eines anderen Traumes, der zeitlos ist:
sprechen wir es also aus als stille Zukunft
(so wie die Einsamkeit unsere Leben ausdrückt)
umschlingen wir es panisch, als sei es unser Bruder
noch ungeboren und ungesehen, schweigend
im Dunkel seiner seltsamen Unendlichkeit
konservieren wir das Entsetzen uns selbst entgegen
in Reichweite vielleicht schon der nächsten Generation
oder niemandes – niemandes meistens, und niemals

Die Unrast der Bedeutung

Du mein Wort, das du mich triffst
umhegst, umarmst, verhängnisvolles Wort
einzige Wirklichkeit zwischen Scheinen
mitten in den Jahreszeiten, inmitten aller
Wechsel noch demütige Mutter:
vernichtend ist die Unrast der Bedeutung
in dir, Wort, das du vorschreibst
wie Leben, so Tod.

Europa ante portas
oder Das kleine Gedicht vom Tode

1.
Europa aus schwarzer Flamme und bleichen Chrysanthemen
wem bist du noch Heimat und wem bist du Grab
so verstimmt und uralt, atemlos sogar
betört erwachen wir wieder zusammen
aus staubigen Jahrhunderten – Prinz und Dornröschen
während auf dem Balkan überall nur Kriegsgeschrei gellt

- ich spreche nicht von Schuld, sondern von den Armen
schuldlos gefallen für die Freiheit
noch ungeboren, wegen der Sprache des Hasses
der Weg aber war entsetzlich lang, ohne Schlaf und Rast

2.
Der weg aber war entsetzlich lang, ohne Schlaf und Rast
und so schifften wir ohnmächtig durch die Erinnerung
durch dein nimmersattes Inneres als Landkarte
wir hundertjährige Sklaven, aber niemals besiegt
ein jeder sein Banner sehr suggestiv vor sich her tragend
wenngleich es weder Meer gab, noch Schiffe
dann aber rief jemand: *Land in Sicht!*
- und just als wir das Ufer erreichen wollten
zerfiel Atlantis im Rachen der Geschichte

3.
Zerfiel Atlantis im Rachen der Geschichte
und abermals kam Hoffnung auf, wenn auch ungewollt
aus Asche und Rauch erneuerte sich Zuversicht
dann unzählige Worte und Lieder der Hoffnungslosigkeit
die uns überkamen in den Stunden der Ernüchterung:
in plumpem grauem Schweigen schwitzte das Land
es konnte uns aber auch Liebe oder Fluch widerfahren
von Zvonimirs tausendjähriger Verwünschung
O Gott, es hätte doch völlig anders kommen können

Das fremde Gesicht (à la Slamnig)

Fassungslos steige ich in den Brunnen hinab
wie ins Loch meiner Kindheit und mache nicht halt
bis zum toten Schnee, der vergessen
weder Wasser noch ist, noch trübe Durstquelle
noch kalter Scheitel verdunstender Erde
in fröhlicher Sommerhitze oder im Spätherbst
wenn es gilt, nebst anderen Früchten das Fürchten
zu ernten: in untrüglichen Worten

spiegle ich mich in ihm aufs neue und zittere
wie vor einem fremden Gesicht, das mich genauso
verwundert anstarrt, bar jeglicher Gnade
geradezu spottend, zerfurcht vor Schmerz
und demagogischer Krankheit schlafloser Nächte:
als ich es im Schauder auch nur berühren wollte
merkte ich voll Schrecken, es fehlt mir der Körper
Haare, Nase, Ohr, beide Augen
mein gesamtes Antlitz.

Varaždiner Suite

Von der Patina der Häuser bröckeln Jahrhunderte herab, warm noch,
wie die Lüge alten Goldes, während die moderige Drau
aus der tauben Stunde der Welt heranrauscht: Varaždin
erwacht im Regen und sammelt seinen melancholischen Morgen
im zwanzig vor sechs öffnet jemand das Fenster
greift gierig nach der Frische und dieser Glut
die jeder Pore der stillen Stadt entströmt
(zwischen fauligen Bauten und lebendigen Träumen)
dieses raue Präsens – vielleicht der letzte eigentliche
Glanz, an den es zu glauben gilt, oder ihn zu berühren
mit einem Verlangen, gänzlich unbegreiflich oder
voller Ozon, an dem die Augen sich erquicken, wie am
Mysterium des Lichts auf Stančićs Gemälden: der Tag bricht an
er hat ein großes gelbes Herz, blind und verschwenderisch
die Zeit aber ist neu und anders die Gebräuche

Herbst in der Kathedrale
(Zinkzeichnung)

In dunkler Presse von Jahrhunderten
gezeichnet von unbekannter
zittriger Hand
schläfrige Septemberengel
und Liebende
die nicht mehr sind.

Festival
(Aquatinte)

In Septembernächten
kleidet sich der Engel
der Sehnsucht schwermütig
ins barocke Chlorophyll

Flink quellen Psalmen hervor
Vorfahren, Seelen von überall her:
in übervoller Kathedrale
werden Hoffnung und
Freiheit gesungen

(*1991*)

Male oder Das Wort des Menschen

1.

Der Mensch, dieses Auge der Erde, dieses Kind vergangener und künftiger Jahrhunderte, seit langem schon von seiner Achse abgetrennt: jetzt vernehmen wir seine blutigen Lichter wie absterbende Winde in der Tiefe, jetzt spüren wir sein Wort auf unseren Lippen. Das Wort als Mittelpunkt aller Zeiten und aller Ängste ebenso, das Wort, das uns einzig noch geblieben, in sich gefasst, aber für uns. Das Wort, das schweigt und donnert, eigentlich fürchterlich einsam, so, wie es von unseren sterbenden Vorfahren ausgesprochen wurde, in letzter Stunde, für immer: das Wort des Menschen.

2.

Die Zeit aber reift in den Bergen heran, in den Händen der Lebenspflücker, wie die Erde im reifen Herbst, voller Schwielen, geborsten, fest. Die Mäher, aber, als würden sie die schlummernde Geschichte herbeirufen, dort, wo die Stimme des Menschen keinerlei Zeichen hinterließ. Seit jeher ist es so: es rauschen die menschlichen Zeiten, es flimmern Gedanken in seltsamer Ferne, in jener Höhe, die eigentlich seit jeher in uns selbst steckt, gewaschen, tief, aber unbekannt: die unsrige.

Das Meer außer sich
für Mladen Kuzmanović

Das nicht auszudeutende Meer in uns: Aber was befindet sich auf der anderen Seite? Das Meer wie eine schwangere Mutter, das Meer, so tief wie die menschliche Angst, wie Gift und Krankheit, dieses flaue, schleimige, triefäugige, ergraute Meer aus Träumen, stets versbildend, das uns bedrückt und nährt, das Meer Gottes und das Meer des Teufels, wie geschaffen zum Vergessen. Und alles, was wir von ihm wissen, was uns in verstaubten Schriften weisgemacht wurde – sind abgedroschene Worte, schäbig, zerschlissen, alltäglich, Lumpen und Dirnen, spröde Schatten, eigentlich das, was das Meer weder ist, noch sein kann. Was es aber ist und was es noch sein könnte – das kann heute wohl kaum jemand wissen.

Das Meer aber bullert, lallt und gurgelt, weint, dringt ein, murmelt, ruft, heult, klappert, macht kurz halt und braust aufs Neue auf, freudsch entzündet, wie die Libido im Hirn. Dann lacht uns das Meer an, pocht in unseren Adern, singt fortwährend und betrügt uns wiederum in jedem Augenblick; gleichwie das Unsrige, gleichwie das Meer. Dieses verrückte Meer, wie tolles Gebell, das aus dem Innersten ertönt, jetzt ganz außer sich und mit uns verwachsen, dieser Zwillingsbruder, der uns langsam drückt und würgt – ein Ebenbild von nichts, das schwächlich umherirrt, wie fahle Irrlichter in einem vergessenen Kornfeld: Um wie viel wirklicher ist der kindliche Drache, um wie viel gescheiter der Schweiß der Fronarbeiter!

Durch Rippen und Ohren, in Gliedern und Blut, hier drinnen, tut dieses verlogene Meer nur schweigen und fressen, zwinkern und husten, und dass mit eiskalter Sicherheit. Und was sollen wir tun? Wir müssen es durchqueren, ohne Boot und Schiffer, ohne anzuhalten, die Sprache durchschwimmen, sei es auch wie Blinde, und in ihr ja nicht verlorengehen. Ob es auf der anderen Seite etwas gibt oder nicht – wer wird noch danach fragen, wenn die letzte Planke versunken ist, wenn unsere letzte Stunde geschlagen hat.

Macbeth nach Feierabend
für Boris Švaljek

Inseln, Gehölz und Boote auf der Nadelspitze des Traums! Wir reisen, husten, sterben: ist es unser Land, oder jenes aus kindlichen Zeichenheften, der Mensch, der den anderen sucht wie ein Spielzeug oder der Schatten des Menschen, wirklicher als er selbst?

Das Paradies auf nüchternen Magen.

Niemand bedenkt die Härte deiner Reise, den bitteren Geschmack der Welt, gezeichnet von innen als Ende der Sicht. Und alles sieht ganz alltäglich aus: der Frosch, die Schildkröte, das Flugzeug, der Berg. Und alles blitzt auf dem zittrigen Weiß des Papiers, wie in der Wurzel der Uranfänge. Vielleicht empfinden wir ja im Schweigen die eingestürzte Zeit, die ungetrübte Schönheit, oder aber die Grammatik der Hölle am Fluss des Blutes selbst? Vielleicht.

Macbeth nach Feierabend.

Siehst du, in deinem Auge wächst unendliche Nacht, dabei bist du der Schöpfer alles Dinge, ihr Vater und Sohn, auf der Milchstraße des Lebens, mit Bitterkeit vermischt. Es sind die Früchte deiner Seele: zu berühren auch alles Unverständliche, Unausgesprochene und Geheimnisvolle, alles Heilige und die gesamte Geschichte der menschlichen Bosheit als Irrsinn, am Ende es aber in Aufruhr zu versetzen, frisch aufzupicken, in einem einzigen Strich es zur Reife zu bringen, auf den Kopf zu stellen, zu wachen über allem wie vor der letzten Frage.

Freiheit des Malens – auf tausend Arten.

Es bröckelt die Zeit

Unser Leben schlägt aus nach dem Maß unserer Worte, nach dem Maß unseres Blutes, unserer Träume, in Licht und Schatten, lebendig im Maße, in dem die Worte leben. Und die Pfade, auf denen wir wandeln, dieses schwarze Dickicht aus Buchstaben und die Mauern der Unruhe in uns – alles ertrinkt im Loch des Wortes, sie im verpesteten Magen der Welt. Und nichts ist außerhalb des Wortes. Jenseits von allem, was man nicht aussprechen kann, gibt es auch kein Leben. Dort bei den Sternen bröckelt ganz still die Zeit, dumm und dunkel blickt sie nur blind um sich – *die Wiege des Todes*.

Plutokratie, Weltschatten

Auf dem Weg in die Zukunft wurden alle Verträge gebrochen,
alle großen Lieben verraten: an Börsen wird mit Leben gehandelt,
wie mit verstummten Singvögeln: auf den Bildschirmen reihen sich
neue Zahlen, still maßschneidern sie die menschlichen Schicksale

Im Schatten, unsichtbar, verändert die Plutokratie das Bild der Welt;
seltsame Gebäude entstehen auf Sand, unter leeren Himmeln,
während die Reiter der Apokalypse Hunger und Tod säen,
wie in einem Horrorfilm, im Rausch des Alltags werden
Grenzen niedergerissen und Gedanken gefälscht

Wenn das Anhäufen von Reichtum zum Endzweck wird,
lehnen sich Flüsse und Meere auf und vergeblich wird man
nach den Schuldigen suchen: Herren und Knechte, Oligarchen
und Sklaven, gleich in ihrer Ohnmacht, finden nicht mehr
die rettende Heimat.

Es vereinnahmt uns die Dämmerung

Wenn die Kirchenglocken zum Abend erklingen,
sinkt Varaždin in Bilder, archivierte Schriften,
urzeitliche Formen, es dämmert in den Dingen,
Künftige, Vergangene, wie Fledermäuse driften

sie ab in Glasvitrinen; oststürmische Zeiten,
Heimat geht verloren, mit dämmernden Vampiren
fremder und doch naher, andrer Wirklichkeiten,
SMS-en, Rechnungen und schleichenden Sbirren.

So endet die Welt, einst in Schönheit gehüllt,
Vergessens-Statistik: nichts regt sich im Bangen,
Selbstmordvögel schweigen, vergebungserfüllt,
als würde das Chaos sie nicht anbelangen.

Doch der letzte *Seelenkampf* kennt kein Pardon,
nur harte Gründe, Glauben: *treuer Worte* Hall,
und Dämmerschlaf, geschichtsentglitten, den Acheron
überquerst du nur so; nur das hemmt den Verfall.

Auf der Arche Noah herrscht allgemeine Verwirrung

Man sagt: die Not kommt auf jeden Fall, als dunkler Verbündeter
heimischen Wahnsinns, Hochmuts, zürnend in Herz und Vernunft,
unabwendbar nähert sich die stumme Welle verschiedener Bosheiten,
denn durcheinander sind die Himmelsrichtungen und wir sind Kranke,
die panisch über ihre Krankheit lachen und am Totenbett sagen:

Pest, Seuchen, Epidemien – sind wir nicht schon gewohnt an all diese
Entsetzen, was soll uns denn jetzt noch heimsuchen? Europa blüht
noch immer, auf leichten Flügeln schwirren Vögel umher, allein die
Vergangenheit kehrt zurück, als habe sie sich nicht ereignet: Verkleidet
schält der Engel des Bösen die Seelen der Käfer, schwarze Augen funkeln

Sagen: Vom Enthauptungsgewerbe blieben die Axt und das Geheimnis
des schnellen Todes, denn es ist kein Publikum da, um es zu genießen;
es bleiben die Auftraggeber, die Arbeitslosen und die Glücksastronauten,
Mitreisende in eine ungewisse Zukunft: auf der Arche Noah herrscht
allgemeine Verwirrung, und stumm singt der Geist über den Wässern

Es entgleitet uns das Leben

Es entgleitet uns das nackte Leben, durch die Finger tropft es
hindurch, und nach unzähligen Abkommen, geschlossen erst
mit uns selbst und danach mit unseren Feinden: sei es Schleim,
sei es Blut, was durch unsere Adern rinnt ist nicht aufzuhalten,
wie Regen, der sich in einen Fluss ergießt und lange Kreise bildet

Jeden Morgen aufs Neue erhebt sich Licht aus der Finsternis,
um uns Dinge zu enthüllen, die meist nicht erwähnt werden
in geheimen Berichten oder auf der Straße: Gibt es noch Brot,
sind wir erfüllt von Liebe oder von Verrat, für immer, unserer
eigenen Heimat gegenüber, die zu vieler Tode gedenkt

Es gibt Einsamkeit, schwarz, vernichtend, es herrschen Zweifel an
allem, was sich von selbst versteht, auch am reinen Gesicht der Heimat;
es gibt diese stille Entschlossenheit unseres Dauerns und Daseins
in Freiheit: gefährlicher als alles Übel ist nur der Irrtum
- der Abscheu des Vergangenen könne sich nicht widerholen

Auf dem Weg zur unbekannten, aber noch unsrigen Welt
begleiten uns der alte Mondschein und die modernen Räuber,
die außer Geld auch Seelen rauben: es sprachen davon bereits
Wissenschaftler und Propheten; wir glaubten ihnen nicht, das Leben
aber entrann uns in Furcht, gnadenlos, Tropfen um Tropfen

Dinge ohne Namen

Auf dem Weg ins Alter und mit guten Wünschen faulen Dinge,
jene ohne Namen: Winde bewegen sie nicht, noch können Worte
sie aussprechen, auch für Reisende sind sie kaum zu erkennen;
es existiert ihr geheimes Verzeichnis, dieses aber ging verloren,
wie auch der Sinn der Existenz, weil es ihnen an Frische mangelt,
um ein neues Leben zu beginnen; es mangelt ihnen an Vollständigkeit,
ebenso an Düften, dem Glanz des Unalltäglichen und an genauem Maß.

Auf der Landkarte des Alters, vielleicht in tausend Jahren,
wir es namenlose Dinge mehr geben, nur Zeichen der Schwärze,
Abdrücke trockengelegter Seen, Sand in uralten Höhlen,
in den Irrungen des Gedächtnisses bleibt ewig eingeschrieben
nur das stille Gespräch zwischen Charlie Chaplin und Albert Einstein:
es weiß zwar niemand, worüber sie sprachen, ruhelos blickend
zum Sternenhimmel, diesem Archetypus der Ewigkeit

Licht, am Ende des Tunnels

Kein Licht tritt mehr ohne Schatten hervor aus dunklen
Wolken, die ihm wie Schilder Glanz und Wärme
bewahren, wenn es aus dem Tunnel dringt: das Licht der Seele
hartnäckig verteidigt es sein Recht auf Ewigkeit und Tiefe.

Vielleicht sollte man beten, dass das Licht aus jedem
Winkel der Erde strömt, des Menschen Güte befruchtet,
erstickend in Not, Rauheit und Zeitungslügen: Die Hoffnungsmörder
lauern stets im Hinterhalt, um ihre Arbeit zu Ende zu bringen

Als Geschenk lebt das Licht der Welt still in den Seelen
der Einsamen, und aller Bedürftigen, wie unter Sternen,

man muss es aber erkennen, eins werden mit ihm im Schmerz;
Gerecht, wie es ist, heilt es Zorn und Trauer

Dem Licht der Himmel kann man nichts antun: Es löschen mit Tod,
Heuchelei und Raffgier, es in etwas anderes Verwandeln,
eine Form, die nicht aussprechbar wäre; so wie Liebende küssend
einander geloben, dauern auch die Hüter des Lichtes lange

Endlich, im Morgengrauen, spricht sich auch das Menschenleben
zugunsten des von Erinnerung unberührten Engelslichts aus:
Eine innere Heiterkeit in Wundern nicht zugeneigten Zeiten
wählt so jeden neuen Tag aus, auch nach dem Ende der Geschichte

Die Zeit der Unzeit

Ganz tief unter dem Himmel kauert die Zeit und flucht
auf jene, als es sie noch zu Hauf gab; damals las sie Proust,
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, ihrem stillen Ursprung
zwischen schönen Erinnerungen und neuer Verwünschung: außerdem
ist Geschichte eine unzuverlässige Lehrmeisterin des Lebens, wie die
alte Welt, scheinbar gestorben, vergraben in Pyramiden und Mythen,
inmitten junger Revolutionen, rollend wie ein Tsunami, wie der
Wahnsinn, der an Türen klopft, entschlossen Nacht heraufbeschwört
und Abrechnung mit allem, was uns noch freute und lachen ließ

Ich sage dir, es kommt eine Zeit der Unzeit, abermals und kopflos,
da bleibt kein Buchstabe trocken nach der rauen Lese, nicht einmal
die Knochen der Vorfahren, damit die Forensiker die Täter aufdecken,
die Sieger aber ihre Gemetzel rechtfertigen können: erneut suchen nur
die ängstlichen Seelen der Vertriebenen scharweise ein neues Zuhause,
ein anderes Ufer, vielleicht sogar die Heimat, von der sie träumten,
mit Terrasse, Liege und Hund, als kleine Kugel der Heiterkeit,
nur dass noch ein Tag verginge, still und nicht verzeichnet in der Chronik

Sieh: diese Unzeit löscht das Mondlicht aus, im letzten Augenblick,
sie ist schon eingedrungen ins Herz des Menschen, als Vergessen und Leid,
Barmherzigkeit kann sie nicht mehr lindern, nicht einmal die Fürbitte der Heiligen:
denn was lebt, kann bestehen im eigenen Land, dieses aber ist nirgendwo zu sehen

Das Gespenst des Optimismus geht um in Europa

Tektonische Störungen in den Köpfen der Mächtigen werden seit jeher in Mikrometern gemessen, winzigen Verrückungen, unsichtbar für das bloße Auge; Gott hatte sie vergessen, als er Liebe säte unter Mensch und Tier, lebendigem und totem Gewächs; die Mächtigen aber waren nur in sich selbst verliebt, in ihre Macht, gefangen in tauber Gier, nackten Optimismus bietend.

Es töteten die Mächtigen sanft ihre Untertanen, sinnvoll die Rocksäume der noch Mächtigeren küssend, um das Miteinander zu bestätigen und die Ölflecken von ihrem unreinen Gewissen zu entfernen: niemals, nicht Sommers nicht Winters, sahen sie von ihren rosa Fenstern die Bedürfnisse jener, die sich aus Müllcontainern ernähren, ihr *Morgen*; die Finger in Honig getaucht, logen sie beharrlich von glücklicherer Zukunft.

Das Gespenst des Optimismus geht um jetzt in Europa. im Schatten der Bombenwerfer und fauler Demokratie, die ein Licht beschwört, das nicht da ist. wie auch die Abwehrmechanismen gegen die Schönheit des Todes; auch die Engel mit ihren Neonfackeln, finden sich nicht mehr zurecht im dunklen Verfall familiärer Werte; in den Zügen des Leibhaftigen wurden Lügen zu Wahrheit; für die Unglücke hingegen sorgt die Tagespolitik.

Herbstliches Motiv, vom Friedhof
(Andante cantabile)

Stiller Zeuge bin ich eines Nebels, der tagelang nicht aufhört, in die Häuser zu schleichen, lautlos, wie jede andere Krankheit auch, die den Kreislauf meiner Stadt verlangsamt; nur der Friedhof, diese Gemeinschaft von Lebenden und Toten, atmet aus voller Lunge und scheint aus der Zukunft emporzutauchen, den Neobarock.

Lebende und Tote tauschen hier Sternenstaub aus,
selbstlos, um den Nebel der Welt zu zerstäuben; aus den
Schatten zwischen den Engeln der Grabstätten machen
sie Fledermäuse und andere Plüschtiere – für aufgeweckte
Selbstmörderjungen, die nicht sorgen konnten für sich selbst.

Nachts kann auch ein Wunder geschehen, wenn die schlafenden
Freund in Absprache mit den Seelen der Heiligen von Lichtträger
besucht werden mit stiller Laterne; Liebende tröstet er, auf
Steinbänken zu Stein geworden vor Angst: *fürchtet euch nicht*,
flüstert er ihnen sich verbeugend zu, *denn auch ich hatte mich
gefürchtet, als ich noch am Leben war*.

Der Nomadismus der Wörter

Manchmal irren die Wörter des Alltags dem Zerfall der
Geschichte entgegen, ohne den Schutz der eigenen Sprache;
global brechen dann Verbindungen ab, Rauschen dringt ein,
oder man hört verdächtige Stille: im Sprachchaos der Welt
suchen kroatische, nomadische Wörter seither Rettungsräume

Am Anfang sah alles noch normal aus, und die Reisen
zu neuen, unerforschten Ufern versprachen Düfte oder
seltsame Gewürze: Die Wörter dienten ihrem Grundzweck,
doch umherirrend verloren sie ihre Persönlichkeit,
die Säfte, denen sie entsprossen, am Ende auch ihre Sprecher

Wörter ruhen nie: Stets reisen sie, von Mund zu Mund,
von Land zu Land, verbreiten mögliche Gemeinsamkeit, Ordnung
in der Unordnung, vielleicht auch einen tieferen Sinn des Seins;
aber in Angst- und Kriegszeiten, internationalen Fintenzeiten,
hatten die dunklen Mächte Grund zu neuen Eroberungen

Dennoch, Wörter sind wie Kinder, geboren aus Liebe oder Hass,
und meist von unbekannten Eltern, sodass man sie adoptieren muss,
damit sie im heimischen aufwachsen, kein Übel verbreiten: *Wörter
der Muttersprache*, wohnhaft im Lande der Kindheit, bleiben als
einzige der Seele verbunden, unwiederholbar: Die Früchte des Daseins

Im Land der Schlümpfe

Immer deutlicher ähnelt unser Staat der Heimat der Schlümpfe,
verloren irgendwo in der Geschichte, *irgendwo auf dem gebirgigen Balkan*,
aber mit europäischer Struktur; immer schwerer findet man sich zurecht
im Wald sinnloser Gesetze, im Rachen der Bürokratie, im Elend
des Alltags, mit Blick auf die Zukunft: man sieht sie nicht,
spürt sie aber, wie die Winde, die den Sand der Sahara tragen
und den Smog der Zivilisation, an jede Schwelle, gnadenlos

Es könnte auch fröhlicher zugehen, darüber wird aber geschwiegen,
denn die *allgemeine Gerechtigkeit* ist für alle gleich, für manche auch gleicher
(wie auch die Dummheit eine *kosmische Erscheinung* ist, würde Krleža sagen);
im Land der Schlümpfe ist alles käuflich, auch das Unvergängliche,
vom Menschen tief im Inneren getragen: *Muttersprache*, Lebenslauf,
der Glanz in den Augen, die Gene, stets auch die Liebe zur Geburtsstätte;
die Vorschriften sind aber unerbittlich und das Land vernetzt in Unwissen

Seltsam allein sind Wahnsinn und Herrschsucht, das Fernbleiben jeglicher
Wirklichkeit, der Drang zum Zitat, das Klonen fremder Weisheit und die Angst,
die Wörter würden verunstaltet oder tot für die alten Bedeutungen:
Nebelmanipulatoren können alles verdrehen, wie im Theater,
wo Zauber noch möglich ist; die kleinen Schlümpfe glauben ihnen nicht,
wählen aber trotzdem Sonderlinge, Gurgelhälse, damit sie über alles bestimmen, auch
wenn sie sich selbst nicht zu helfen wissen; dieses Übel geht schon in den Häusern um

Unter dem Deckmantel der Demokratie

Wie falsches Silber ist der Freiheit Überfluss,
nur zügellose Clowns von jeglicher Art,
missbrauchen ihre fünf Minuten zum Verdruss
des Verstandes, der fruchtbarer Regen harrt.

Im Namen des Volkes erscheinen auch Verrückte,
hinaus muss man sie tragen aus politischen Arenen,
gefährlich sind sie nicht, nur der Welt entrückte
Schüler schlechter Lehrer, die sich nach Liebe sehnen.

Für Aufwiegler jedoch keine Liebe gilt,
unter dem Mantel der Demokratie nur eitle Manipulation,
diese Tragikomödie, von Medien hochgespielt,
dauert schon zu lange, vergiftet die Nation.

Präludium für Angina Pectoris

Am Lebensabend, wenn Gewohnheiten du dich hingibst
und vergisst, dass dein Herz dir Freund und Reisegefährte ist
in allen Missgeschicken, die systematisch dich bedrängen,
ist es eigentlich schon zu spät: durch Anrufung des Todes
bestraft dein Körper dich für Verrat und Schmerz

Die ersten Stresstakte sind dabei naiv, wie ein Windhauch
auf der Klaviatur, wie die Ankündigung des Hauptthemas
der Erzählung: Atemnot und Hustenanfälle statt Schweigen
und Leichtfertigkeit (*die Strauss-Tropfen lindern,
ein dringender Anruf, Infotelefon, Nummer soundso*)

Es folgt aber ein dumpfer Brustkrampf, ein Beben,
das die Welt auf den Kopf stellt: Verzweiflung strömt
statt Blut in den Adern und es gibt keine Zeit mehr
für Fragen und Antworten; denn die Gespenster mehren sich
wie in den schlimmsten Albträumen in Hexennächten

Wer nie Gift auf der Zunge hatte, kann ich wissen
was alles furchtbar ist beim Herzinfarkt und höllisch
zur tauben *Zeit der Unzeit*, wenn du die Augen schließt
hörst du das leise Präludium der Engel – des Himmelsheeres,
das am anderen Ufer auf dich wartet, wenn es dir so bestimmt ist

Hoffnungsschwund
Beichte an den Leser

Zwischen Nachkommen und Ahnen, schon im Dämmer des Lebens
sammle ich, entrechtet und verdrossen,
als letzte Zuflucht vor globalistischen Lügengeschossen,
die Krümel meiner Hoffnung; Trost sucht man da vergebens.

So eröffnet auch die Zuversicht, als Licht in der Gruft
weder Räume der Freiheit, noch die Milde der Morgen,
denn die riesige Welle schwemmt vielleicht schon morgen
unser nacktes Dasein weg und beraubt uns der Luft.

Es tobt die Gesellschaft, nichts ist mehr wie gekannt,
warme Winter künden von neuen Fluten und Flüssen,
auch Noah wird seinen Namen ändern müssen,
um zu helfen auch dir, als Europas Emigrant.

Birgt die Metapher noch immer schöpfende Allmacht,
könnten Worte vielleicht doch noch zu etwas taugen,
im Ozonloch, atemlos, schreibe ich mit den Augen,
denn wo Bücher brennen, kommt die neue *Kristallnacht*.

Es bleiben uns zwar Liebe, wie Gott sie uns beschert,
heimische Wärme, Familie in Unrast verkrampft,
Zeit spüren wir keine, der Raum um uns verdampft
zum Schicksal, dessen Klarheit dir und mir verwehrt.

(*Dezember 2018*)

(aus dem Kroatischen von Boris Perić)

DAVOR ŠALAT ■ ERNEST FIŠER – PARADIGMATISCHER VERTRETER DER RAZLOG-DICHTUNG, KORYPHÄE DES KAJKAVISCHEN MODERNISMUS, DIAGNOSTIKER DES ZEITGENÖSSISCHEN CHAOS

(zu Ernest Fišers ausgewählter Lyrik „Hoffnungsschwund“)

Ernest Fišer begann noch als Teenager Lyrik zu schreiben, sein erstes Gedicht veröffentlichte er unter dem Titel „Meiner Mutter“ bereits im Alter von fünfzehn oder sechszehn Jahren in der Zeitschrift Polet (1959), worauf mehrere Neudrucke folgten. Bereits diese Tatsache, vor allem aber Thema und Inhalt des Gedichts, zeugen von einer außerordentlichen persönlichen Motivierung, Lyrik zu schreiben, die für Fišer daher niemals als ein bloß spekulatives, stilistisches oder sprachliches Spiel aufgefasst wurde, sondern stets betonte existenziale und persönliche Positionen aufwies. Daher war Fišers weltanschauliche, gesellschaftliche, existenzielle und psychologische Position stets ausschlaggebend für die Postierung seiner Lyrik und ist dies – nebst geringerer oder größerer Variationen, sowie gedanklicher, stilistischer und sprachlicher Bereicherungen – bis heute auch geblieben. Ebenso war diese auktoriale Situation bei Fišer von Anfang an großenteils durch Mängel mitbestimmt, wen nicht gar zur Gänze determiniert – auf Tiefenebene durch jene ontologischen und existenziellen, danach auch durch jene gesellschaftlichen und psychologischen.

Fišers lyrisches Subjekt und somit auch sein lyrisches Bewusstsein (d.h. das Subjekt im Ausdruck und das Subjekt des Ausdrucks) decken sich nämlich mit zahlreichen tiefgreifenden Motivierungen und Strukturen kroatischer Lyriker der „zweiten Moderne“, bzw. jener, die sich in ihrem Schaffen um die Zeitschriften Krugovi (Die Kreise) und Razlog (Der Grund) versammelt hatten. Es sind dies in erster Linie Autoren, deren Lyrik eine Vielzahl von kennzeichnenden Merkmalen aufweist: von Jean-Paul Sartres oder Albert Camus' Existentialismus, Martin Heideggers Existenzphilosophie und wittgensteinschen Hinterfragungen sprachlicher Erkenntnis, bis hin zur verschiedenartig aufgefassten marxistischen Utopie menschlicher Befreiung, den Folgen des Zweiten Weltkriegs, der politischen Angespanntheit und möglichen globalen Vernichtung während des Kalten Kriegs, der Repression des jugoslawischen Sozialismus, sowie jenes realexistierenden des Ostblocks, sowie dem scharfen Gegensatz zwischen der eigenen ungesicherten Existenz unter den Bedingungen einer metaphysischen Heimlosigkeit und dem offiziellen Optimismus der kommunistischen Utopie. Zugleich waren dies auch

Vertreter jener Generationen, die sich zwischen einer gänzlich leeren sozialistischen und existenzialistischen Transzendenz und Heideggers philosophischem, geistigem Intellektualismus bewegten, bis hin zu – wenn auch heftig unterdrückten, nicht desto weniger jedoch existenten – Elementen des traditionellen Katholizismus (oder anderer Bekenntnisse) im Glauben und kulturellen Erbe.

So standen diese Lyriker zumeist auch der beklemmenden Situation des Definierens des Menschen ausschließlich aus dem Horizont seines irdischen Daseins heraus gegenüber, sowohl aber auch der Analyse einer ekelhaften existenziellen Situation, die als dauerhafter Zustand erlebt und durch den repressiven, ja sogar totalitären Charakter des Regimes, in dem sie stattfindet, zusätzlich erschwert wird. Trotz Vorhandensein einer freien Wahl und eines freien Willens, erschien ihnen das menschliche Dasein großenteils unzweckmäßig und unfrei, ja sogar absurd, während der Konflikt mit der übermächtigen gesellschaftlichen Repression und dem monologischen Denken der Partei Ohnmacht und Angst zu grundlegenden Motiven und Inhalten der damaligen Lyrik machte. Zahlreiche damalige stilistische und gegenständlich-thematische Figuren (Paradoxa, Oxymora, Hyperbeln, Metaphern, verstärkte Intonierung, diskursive Übermacht des Kommentierens und Räsonierens, und daraus hervorgehende syntaktische Gliederung von Prosagedichten, das Pathos der Niederlage und schwarzer Prophezeiungen, gesellschaftlich Geächtete und deren Erschießungen, besiegte Heere, permanenter Krieg, Festungen, die immer wieder in Angriff genommen werden) können direkt aus der bereits beschriebenen existenziellen Position der Razlog- und Krugovi-Lyriker abgeleitet werden.

Ernest Fišer ist einer der Lyriker, die den Geist jener Zeit geradezu paradigmatisch ausgedrückt haben. Durch seinen ersten veröffentlichten Lyrikband „Nagrizeni anđeo“ (Der angefressene Engel, 1965) – und darauf auch den zweiten, „Drugi silazak“ (Der zweite Abstieg, 1969) – in die kroatische Literatur eintretend, konstituierte er ein lyrisches Subjekt, bzw. ein lyrisches Bewusstsein, das maßgeblich durch verschiedene Defizite, Bedrängnis, Angst und existenziellen Ekel gekennzeichnet war. Dieser existenzielle Protagonist ist nämlich ins Dasein „geworfen“, findet sich in einer kalten, ja sogar ihm gegenüber feindlich eingestellten Welt wieder, nimmt noch keine andere Welt jenseits der Diesseitigen wahr, die zwischenmenschlichen Beziehungen erlebt er als voller Konflikte, Hass und Unterstellungen, während der Mensch in seinem Inneren für ihn vereinsamt, leer und beklommen sein Dasein fristet. Kurz, es ist ein Protagonist, der weder in der leeren Transzendenz (dem „Nirgendwo“, wie Fišer sie nennt), noch im gesellschaftlichen Kollektivismus („Verwandelt in eine Nummer, inmitten rauschender Jünglinge / durchlöchert vom Feuer unverständlicher Beleidigungen und Flüche“, „Wie sich den Fortschritt eingestehen, wenn die heiße Hoffnung

verebbt?"), noch in einer sinnentleerten Existenz („So sind wir als Einsame, die wütende Blumen gebären / jeglichen Himmlischen beraubt, fassen wir nur verdammte Erde"), noch im eigenen Seelenleben („Meinen geronnenen Schmerz fiebere ich am tiefsten im Krampf / in stummen Fragen, nie von den Lippen geglitten / diese Furcht, dieses unverhüllte Leiden…"), und nicht einmal in Sprache und Lyrik („Wenn dich Worte auch nicht erkennen: haben sie doch den Geschmack kalten Lichts… nur um deinen unausweichlichen Fall zu vertiefen") Zuflucht findet. Dieser Protagonist ist jedoch niemals ein autobiographischer, er ist bemüht, eine allgemeinere Situation und Existenz auszudrücken. Dies ist also Sartres „Ekel", das sich einer ganzen Generation bemächtigt hat, sodass auch Fišers frühe Lyrik den Charakter eines sowohl verallgemeinerten, als auch zutiefst persönlichen Ausdrucks ebendieses Ekels aufweist, das in seinen Gedichten das lyrische Subjekt abwechselnd und ohne allzu großen Unterschied in der Art des poetischen Diskurs als Singular und Plural auftreten lässt.

In diesem Ineinandergreifen von Allgemeinem und Persönlichem, wenn in der ersten Person gesprochen wird, ist der Ausdruck voller abstrakter Begriffe, allgemeiner Feststellungen und symbolischer Motive. Andererseits machen sich in den von einem kollektiven Subjekt getragenen Gedichten eine betonte Feinfühligkeit, sowie ein humanistisches Engagement der Erkenntnis bemerkbar, die eigentlich von auktorialen, bzw. persönlichen Instanz herführen. Eigentlich ist Fišers Lyrik in diesem Fall zur Gänze auf existenzielle Analysen fokussiert, auf das Diagnostizieren und Ausdrücken einer akuten, aber auch anhaltenden ekligen, für das Subjekt kaum ertragbaren Situation. Daher kommt sowohl in der Analyse, als auch beim Diagnostizieren ein etwas objektivierter Stil zur Anwendung, der das Subjekt in seinen Bemerkungen, Kommentaren und Schlussfolgerungen von standardisierter Lexik, konkreter Syntax, philosophischer Proverbialität, sowie einer diskreten, traditionalistischen Figurativität und Motivik Gebrauch machen lässt. Es bleibt aber auch das affektive Reagieren auf die untragbare existenzielle Situation, dass immer wieder durch die distanzierteren Beschreibungen des erwähnten Zustands dringt. Diese affektive Reaktion zeichnet sich durch eine emotive Färbung des Diskurses aus (zum Beispiel, Adjektive, Substantive und Syntagmen, in denen die affektive sprachliche Funktion, bzw. die Perspektive des lyrischen Subjekts zum Ausdruck kommt: „Wie Salz versuche ich meine Bestürzung vergeblich auszuspucken / dieses stille Entsetzen will ich mit den Augen beschreiben bevor ich verende"). Die Affektivität wird gelegentlich auch durch eine seriöse, manchmal sogar dramatische, bzw. pathetische Intonation des Gedichts ausgedrückt, realisiert in längeren, auf längere Verse verteilten Sätzen, voller „schwerer" Worte (abstrakter Substantive, symbolischer Motive, traditionellen „Poetismen"). In Fišers frühen Bänden nimmt das Subjekt in größerem

Maße die Perspektive persönlicher Bekümmerung und Ohnmacht ein, seltener jene der Auflehnung gegen verschiedene Ebenen gesellschaftlicher (lokaler, nationaler, zwischennationaler und globaler) Verhältnisse, oder aber einer bissigen, sarkastischen Ironie, was in seinen späteren, štokavischen und kajkavischen Lyrikbänden wesentlich deutlicher zum Ausdruck kommen soll.

Es ist interessant, dass bereits in den genannten Lyrikbänden auch einige Antipode zu den allgemeinen existentialistischen Defiziten auftreten, wenn auch mehr im Sinne als Verlangen nach einem Ideal, denn als wirkliche Aktualisierung der Lebenspositivität. Es ist allein schon das Verlangen nach einem vollkommeneren Leben und zwischenmenschlichen Beziehungen voller Liebe und Bruderschaft („Dass wir geduldig dauern, ist unerreichbares Verlangen / nach verdichtetem, völlig ausgefülltem Leben", „Für ein künftiges Land ohne Heldentaten und Hass blähen unsere Segel sich auf / für jene eigentliche Welt, in der der Letzte sein wird wie der Erste.") Es folgt eine Neigung zu jenen kleinen Dingen und Gegenständen, die den Dichter umgeben, zum Belauschen ihres stillen Seins, aber auch zur Abwicklung des alltäglichen Lebens, unbelastet von jeglichen Rationalisierungen („Sie haben ihren verborgenen Sinn / ihre Farbe / sie haben ihre kleine Einsamkeit / in der Stille des Morgens / … manchmal sperrig und ungelenk / oder ganz still, überflüssig / Dinge…). Ebenso wird von Fišer bereits in den ersten Bänden die Themen Kindheit und Heimat als idealisierte Räume eingeführt, die sich dem besudelten Leben des erwachsenen lyrischen Subjekts widersetzen („dieses Nicht-Dazugehören zur Masse sprach wortlos ich aus / und gewiss mit Liebe, jener seltsamen Hingabe / an all diese Kindheitsbilder, aber tief in mir drin").

Schließlich ist da auch noch die thematische Entdeckung der Poesie, der Sprache, bzw. des Wortes (von Fišer großgeschrieben), als jener intellektuell-geistigen Wirklichkeiten, die dennoch einigermaßen im Stande sind, die unerträgliche Wirklichkeit zu transzendieren („Durch jahrhundertalte Wände dringt / über den Schichten der Banalität, die es dauernd ersticken… das so schöne und lesbare Menschliche Wort"). Auch in seinen späteren Bänden wird dies zu Zyklen von Prosagedichten führen, in denen dominant das Verhältnis zwischen Dichter und Sprache, bzw. Poesie thematisiert wird. In diesen wendet sich der Autor (autoprogrammatisch) betont dem Wort als Erkenntnis und Befreiung zu, als Verbindung zu jenen geistigen Räumen, denen von der Wirklichkeit keine ekelerregenden Grenzen werden. Andererseits wird sichtbar, dass die Worte ihrem Dichter immer wieder entgleiten, sodass er entweder nicht in der Lage ist, ihr volles weltbildendes Potential zu erreichen, oder sie sind es selbst, die nicht zu wirklicher Transzendenz gelangen können („Das Gedicht widersetzt sich deine Mund, denn es will nicht Gegenstand oder Ereignis sein, es trachtet, Pfeiler des inneren Lichts zu werden, Sinn und Tat an sich, en Raum, außerhalb deines Le-

bens. Das Leben selbst. Das Gedicht verrät dich bereits im dunklen Augenblick seines Ursprungs…“).

Die erwähnten positiven Möglichkeiten wurden von Fišer später zusätzlich entwickelt, manche von ihnen als gegenständlich-thematische Stränge sowohl seiner kajkavischen, als auch štokavischen Lyrik (Heim, Kindheit, /heimisches/ Wort, Poesie, volleres Leben jenseits von diesem), danach aber auch als andere hoffnungsstiftende Stützpunkte, zum Beispiel Heimat, Familie, Gott, Varaždin, Kunst, Schönheit der Natur, inneres Meditieren usw. Aber auch jene zuvor genannten Positivitäten sollten, obzwar noch sehr diskret, seiner Lyrik zu mehr Vielfalt und Kontrastivität verhelfen, was – neben seinem protestierenden, ironischen Ton und seiner referenziellen Konkretisierung – mit der Zeit zu bedeutungs-ausdrucksmäßig weiter tragenden und künstlerisch gelungeneren Gedichten führte. Und gerade diese vielfältige (sogar sprachliche) Konkretisierung wird maßgeblich dazu beitragen, dass Fišer in die Position seines lyrischen Subjekts, das die eigene Verbitterung über die unerträgliche Existenz verallgemeinert, auch bedeutende Variationen einbringt. Diese Verbitterung artikuliert er – wie Tomislav Ladan es von seiner früheren Lyrik gesagt hatte – so, dass „die Begrifflichkeit ins Unfassbare, die Vieldeutigkeit ins Unsagbare übergeht“, bzw. dass für diese Lyrik die „dreifache Regel“ gilt: „Ist der Gegenstand verallgemeinert, der Ausdruck aber vieldeutig, muss der Aufsatz unbestimmt sein.“

Die erwähnte Konkretisierung, nebst Anwesenheit eines immerhin sehr ähnlichen lyrischen Subjekts und seines „begrifflichen“ Stils, begann allmählich auch in Fišers drittem Band unter dem Titel „Ishodišta“ (Ausgangspunkte, 1972) stattzufinden. Gewiss auch unter dem Einfluss der dramatischen Zeit des Kroatischen Frühlings, sowie der darauffolgenden repressiven Maßnahmen des Regimes, denen auch er selbst zum Opfer fiel, wurden Fišers Anspielungen auf die gesellschaftliche Wirklichkeit und ihre „Finsternis“ (nicht nur jene ontologische und existenzielle) häufiger und immer weniger in eine äsopische Sprache gehüllt („die reinste Wahrheit im Namen unklarer Gerechtigkeit / die fröhliche Eintracht im Namen dunkler Zeile / die rechtschaffene Absicht, wo Hass waltet / oder den Schutz jener, die nicht einmal bedrängt wurden“, „vor zu starker Brüderlichkeit sind wir nur Feinde“, „ein verlorenes Volk sucht nach seiner eigentlichen Heimat“, „eine ganze Ewigkeit liegt auf dieser Hand / der tragischen und glorreichen Heimat“, „und die Stimme des Volkes wird umso stärker / je länger sie in Schweigen schmachtete“). Im Band Ausgangspunkte findet die Konkretisierung auch in einer etwas betonteren Intonierung, zum Teil auch Autobiographisierung statt, sowie auch in Widmungen an reale Menschen (August Cesarec, Bruno Bušić), was auch zu konkreterer Deutung und bedeutungsmäßiger Realisierung des Texts verleitet. Kurz, zum „Fall“ aus der ontologischen und existenziellen in

die historische Perspektive, einer Entwicklung, die allmählich und in verschiedenem Maße auch andere Razlog-Dichter mitgemacht hatten (Dubravko Horvatić, Ante Stamać, Igor Zidić, Tonko Maroević, Zvonimir Mrkonjić, Željko Sabol, Mate Ganza).

Den Prozess der Konkretisierung, Verzeitlichung und Bereicherung seiner thematischen, intonativen und stilistischen Register entwickelte Fišer – natürlich, unter Beibehaltung der grundlegenden Merkmale seiner bisherigen Poetik – vor allem in seinem Lyrikband „Majstori zebnje" (Meister des Bangens, 1982). Dieser wurde zwar nach zwei weiteren Bänden veröffentlicht, entstand aber vor diesen, und zwar zwischen 1972 und 1976. In diesem Band werden auch philosophisch-literarische Quellen konkretisiert, angeführt oder paraphrasiert, auf denen Fišer seine Poetik begründet („in der Weltnacht", „Offenheit der Worte" – Heidegger; „ist dies vergangene oder künftige Zeit oder die Zeit aller künftigen Zeiten" – Eliot; „Herr, gib es uns heute" – die Bibel; „der phantasmagorische Widerschein des Lumpenproletariats" – Sever; „Dein Atem biegt sich schon in vollendetem Bogen / rein wie ein engelhaftes Zittern" – Šop; „mit dem Unsagbaren wie mit dem Unhold ringt das Wort" – Wittgenstein). Gerade auf den Spuren Wittgensteins, aber auch Heideggers Sprache als „Haus des Seins", bzw. „des Wortes des Seins selbst", schreibt Fišer auch in diesem Band seinen philosophischsten – man könnte sagen, auch am meisten zur Razlog-Poetik gehörenden Zyklus von Prosagedichten unter dem Titel „Zum Unsagbaren hin". In diesem dominieren einige von Fišers obsessivsten Themen, wie etwas das Verhältnis zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren, die (Un)möglichkeit der Sprache, Vermittler zur Transzendenz zu sein, die (Un)möglichkeit des Menschen, sich aus irdischem Leid zu geistigen Räumen emporzuheben, das Streben, ein volleres Dasein in der Innerlichkeit des Menschen zu verwirklichen.

Die weitere Konkretisierung, jetzt schon in direkter Referentialität, findet im Verszyklus „Europa ante portas oder Ein kleines Poem über den Tod" statt, in dem der Dichter an Krležas Thema des kroatischen Strebens nach Europa, sowie der europäischen Manipulierung mit Kroatien anknüpft. Ebenfalls fühlt sich das lyrische Subjekt jetzt explizit in die Rolle des Kollektivs und zwar jenes kroatischen ein. Es ist der Sprecher seines schweren historischen Schicksals („und über Zvonimirs tausendjährigen Fluch" und seiner bitteren Enttäuschung von Europa, als dessen Teil er sich ansieht, das ihm aber niemals beim Erreichen und Erhalten seiner nationalen Subjektivität helfen wollte. Hier ändert sich auch die Intonation, sodass der dichter in ein bitter-ironisches Verhältnis gegenüber Europa tritt, als Objekt, das er beschreibt und an das er sich mit gleichzeitiger Neigung, Enttäuschung, Rüge, Sarkasmus und Hoffnungslosigkeit wendet. In einem derart erweiterten intonativen Spektrum erweitern sich auch Fišers stilisti-

sche Register, sodass er kolloquiale und publizistische Syntagmen zu gebrauchen beginnt, Fremd- bzw. angepasste Wörter, Barbarismen („Kriegsgeschrei", „gefallen für die Freiheit", „niemals besiegt", „arbeiten").

Eine Konkretisierung, oder zumindest der Weg zu dieser, ist auch die neue Art und Weise, auf die Fišer in Die Meister des Bangens die Bedeutungsstruktur einiger Gedichte aufbaut. Es handelt sich um Parabeln, in denen ein Wesen das gesamte symbolische Potential des Textes auf sich nimmt. In der Geschichte von diesem Wesen (verschiedene Tierarten, Menschengruppen) evoziert der Dichter ebenfalls eine typische existentielle Situation, gesellschaftliche Verhältnisse oder Botschaften (so ist, zum Beispiel, das Gedicht, das von der Spinne, ein Text, der aus der Perspektive einer Leiche erzählt wird, ein Gedicht über eine beinahe personifizierte Stadt). Ein derartiges Gedicht wird durch eine Reihe von Metaphern strukturiert, die sich dann zu einer Parabel verbinden, die einerseits als einfache Erzählung auf wörtlicher Ebene funktioniert, andererseits aber als hochsymbolisches Motiv auf der Ebene übertragener Bedeutung, das sich wiederum, wie jede Parabel, relativ einfach bedeutungsmäßig entziffern lässt.

Wie die Jahre vergingen, wurde Fišers Lyrik immer referentieller, mit immer mehr wirklichkeitsbezogenen Tatsachen und gesellschaftlichem Kontext, in der Sprache kamen immer häufiger Kolloquialismen vor, alltägliche Situationen, Ironie, Sarkasmus, sowie Zitate und Paraphrasen aus fremden Texten. So war es auch im Band „Sjeverozapad" (Nordwesten, 1981). Die bedeutet aber nicht, dass das ursprüngliche ekelhafte Existenzgefühl verloren ging, ebenso wenig, wie die Angst, als grundlegendes Gefühl, mit dem das lyrische Subjekt sein Dasein und die Welt um sich erlebt. Allerdings wird dieses Gefühl jetzt in die Sphäre sozialer Beklommenheit übertragen, ja sogar in Ahnungen apokalyptischer Tragik. Fišer knüpft auch in diesem Band an gewisse eigene Microgenres an, wie zum Beispiel in den Zyklen philosophischer Prosagedichte, Parabeln, die den Ekel der Existenz soliloquisch thematisieren, zum Ausdruck kommen aber auch Liebesgedichte, n denen sich der Dichter affektiv, aber auch schon beruhigt, an seine anwesende oder abwesende Liebe wendet. Diese Gedichte stellen ohne Zweifel einen der Wertakzente seines poetischen Werks dar, da es Fišer gelungen ist, in ihnen das komplexe Gefühl der Süß-Bitterkeit der Liebe und des Lebens zur Sprache zu bringen, und zwar durch einen völlig sicheren Ausdruck, in dem sich Affektivität, Reflexivität, Begrifflichkeit und Bildlichkeit miteinander vereinen.

Ihre volle Referentialität, bzw. ihren direkten Bezug zur Wirklichkeit erlangte Fišers Lyrik zweifellos während des kroatischen Heimatkriegs, als der Dichter – nach dem Fall des ehemaligen repressiven Systems, bestürzt über die fürchterliche Aggression gegen Kroatien – begann, völlig offen das zu thematisieren, worüber er zuvor nur in mehr oder weniger direkten Anspielungen schrieb. Es

sind dies seine eigenen Identitätsbestimmungen (Zugehörigkeit zum kroatischen Volk, seiner Kultur und seiner Sprache), die Gleichstellung seiner eigenen existenziellen Bedrohung mit der Bedrohung seiner Heimat, das Eintauchen ins Passionsmysterium des leidenden Landes und seiner Bewohner, die nur in derart extremen Situation, wie der Krieg es ist, die Wichtigkeit ihrer Grundwerte wie Wahrheit, Liebe, Opferbereitschaft, Familie, Heimat und Gottes Barmherzigkeit zu erfahren vermögen.

Schließlich finden sich hier auch die Gedichte aus dem Zyklus „Varaždiner Medaillons", die abermals einen ruhigeren Ton, eine intimere Perspektive, einen zusammengefassteren Ausdruck, manchmal am Rande der Miniatur, sowie eine diskrete Referentialität im Sinne des Belauschens des Genius loci, d. h. einer Vergeistigung, Versinnlichung und Fülle der Varaždiner Topoi (Franziskanerkirche, Zvonko Milković, Varaždiner Barockabende, Franziskanerplatz, Kathedrale, St. Florian-Kirche, Katarina Patačić) vermitteln. Derartige Gedichte zeugen zugleich von der jahrzehntelangen Kontinuität Ernest Fišers intimistischer und reflexiver Lyrik. Diese bleibt auch in seinem späteren Schaffen einer der seltenen poetischen Modi, in denen der Dichter – im Gegensatz zur chaotische, ja sogar apokalyptischen Wirklichkeit – einige positive und hoffnungsbringende Stützpunkte seiner poetischen Welt finden wird.

…

Parallel zu seiner in der kroatischen Standardsprache geschriebenen Lyrik, begann Fišer Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts auch in der kajkavischen Mundart zu schreiben. Seine gesamte kajkavische Lyrik wurde nachträglich in der Sammlung älterer und neuerer Gedichte „Macbeth na fajruntu" (Macbeth nach Feierabend, 2013) veröffentlicht, die sechsundsechzig Gedichte in drei Zyklen enthält. Dieses Buch gewährt Einsicht in mindestens drei Dinge: den Lebensweg eines Menschen, die poetische Amplitude einer Lyrik, sowie die das synekdochische Bild der Entwicklung der zeitgenössischen kajkavischen Lyrik. Heutzutage mag es ungewöhnlich erscheinen, im Rahmen von Literaturkritik über die private Person und das Leben eines Autors zu sprechen und dies ist auch nicht meine Absicht. Es sollte jedoch darauf hingewiesen werden, dass Fišers Lyrik eine zutiefst existenzielle ist, ihr ständiger Blickpunkt ist ein kierkegaardsches Subjekt, in dem sich „Furcht und Zittern" abspielen, ein moderner Mensch, der sich in seiner „Ins-Dasein-Geworfenheit" und seinem heideggerschen „Sein zum Tode" unaufhörlich nach sich selbst, der Welt die ihn umgibt und dem Kosmos über und in ihm fragt. Ferner wurde hervorgehoben, dass Fišer nicht durch künstliches poetisches Aneignen oder Epigonentum zu einer derart strukturierten „Razlog"-Poetik gelangt ist, sondern dass diese die ihm

selbst eigene forma mentis darstellt. Aus diesem Grund ist diese Lyrik sehr wohl ein universalisierendes literarisches Zeichen, aber zugleich auch das emotionale, gedankliche und formbildende Kondensat eines Lebens, ja sogar eines „privat" durchlebten Schicksals, ihrer äußeren, oft „finsteren" Ereignishaftigkeit, sowie ihres reichen Innenlebens voll emotionaler Leiden und unentwegtem „Graben" nach den tiefsten Daseinsschichten. Entstanden in einer Zeitspanne von fünfunddreißig Jahren, stellt Fišers kajkavische Lyrik unter anderem einen Spiegel der wichtigsten Oszillationen seines Lebens dar, was auch zu den grundlegenden Motivationen ihrer derart starken existentiellen Zentrierung gehört. Es ist nicht die Aufgabe des Lesers, aus diesen Oszillationen außerliterarische Einzelheiten herauszulesen, er steht ihm aber frei, die jahrzehntelangen Hauptstimmungen und Gedankengänge des Autors nachzuvollziehen.

Andererseits haben die Veränderungen er existenziellen Situationen, die allmählichen Verwandlungen des inneren Wesens – natürlich, zusammen mit dem literarischen Kontext – mit der Zeit auch eine etwas andere Positur des lyrischen Subjekts, bzw. des lyrischen Bewusstseins bedingt. Dies führte auch zu den bereits erwähnten poetischen Amplituden in Fišers Lyrik, sowohl jener standardsprachigen, als auch jener kajkavischen. Diese Amplituden waren keineswegs radikal, Fišer blieb als Lyriker bis heute poetisch klar erkennbar, seine thematisch-ausdrücklichen Akzente änderten sich jedoch in Einklang mit den Oszillationen dichterer Finsternis und dünneren Lichts im Leben des Autors, aber auch in der heimatlichen und globalen Geschichte. Fünfunddreißig Jahre seines Schaffens umfassend, bietet Macbeth nach Feierabend gute Gelegenheit zur Einsicht in diese allmählichen poetischen Wandlungen, die innerhalb eines kürzeren Zeitraums kaum wahrnehmbar wären.

Nicht zuletzt ist Fišer auch einer der bedeutendsten Autoren der zeitgenössischen kajkavischen Dichtung. Er ist, wie es von der Kritik oft hervorgehoben wurde, geradezu paradigmatisch für deren Entwicklung, sodass die Wandlungen innerhalb seiner Poetik gewissermaßen ein zusammengefasstes Bild einiger Haupttendenzen der gesamten kajkavischen Lyrik bieten. Es handelt sich hier vor allem um einen der wichtigsten modernistischen Durchbrüche aus der traditionalistisch positionierten kajkavischen Dichtung, als Fišer in seinem kajkavischen Lyrikband „Morje zvun sebe" (Das Meer außer sich, 1978) in diese zum ersten Mal die Form des Prosagedichts eingeführt hatte – damals ein unbestreitbares Zeichen von Modernität, belegt noch durch die Affirmation dieser poetischen Form seitens der Razlog-Autoren. Nach einer Reihe derart allgemeiner und philosophischer Gedichte stieg Fišer – auch weiterhin mit modernisiertem Procedere – allmählich zum Konkreten hinab und zwar einerseits dem Konkreten der historischen und gesellschaftlichen Zeit, andererseits aber dem Konkreten sei-

nes persönlichen, sogar durch wirkliche Tatsachen belegbaren Leben und seiner Varaždiner Heimat. Dadurch zeigte er, dass sich die kajkavische Lyrik, ebenso wie jene in der Standardsprache geschriebene, sehr wohl einer postmodernistischen (Neu)interpretation traditioneller Motive zuwenden kann, weshalb seine Lyrik auch für die kajkavische dichterische Aktualität eine pragmatische Rolle spielt.

Es liegt auf der Hand, dass sich Fišer zu Beginn seiner kajkavischen Lyrik in deren gedanklicher Dimension betont vor dem Horizont von Heideggers Existenzphilosophie, ja sogar des Existentialismus, sowie Wittgensteins Sprachphilosophie bewegte. Der existentialistische „trockene Buchstabe", Stille, Weltwüste und Weltnacht, Sprache als In-die-Anwesenheit-Bringen des Logos – all diese großen philosophischen Themen – waren in Fišers früher kajkavischer Poesie allerdings in einem etwas andersartigeren Verhältnis zu anderen Phänomenen des Daseins gegeben als in seinen in der Standardsprache verfassten Gedichten. Dafür spricht auch Krešimir Bagićs Feststellung über Fišers Lyrik, der zufolge „die Endwirkung seiner kajkavischen und štokavischen Verse nicht dieselbe ist. Diese Wirkung unterscheidet sich bereits im Maße des Verhältnisses zwischen Standard und Dialekt, eines Verhältnisses, das die Oppositionen von Macht und Ohnmacht, Aktuellem und Archaischem, Urbanem und Ruralem u. ä. asymmetrisch abbildet." Tatsächlich weisen Fišers erste kajkavische Gedichte bereits eine andere Distribution poetischer Elemente auf, als jene štokavischen, wenngleich sie dieselben philosophischen Fragen zum Thema haben. Kurz gesagt, sie sind im Sinne der Razlog-Poetik weniger Abstrakt. Wir können dies auch durch die Tatsache illustrieren, das unser Dichter im zweiten Gedicht aus Das Meer außer sich – ebenso wie auch in seiner štokavischen Lyrik – von Zeit als grundlegender Dimension der Existenz spricht. Doch jetzt ist es eine „Zeit", die „in den Bergen heranreift, in den Händen der Lebenspflücker, wie die Erde im reifen Herbst, voller Schwielen, geborsten, fest. Die Mäher, aber, als würden sie die schlummernde Geschichte herbeirufen, dort, wo die Stimme des Menschen keinerlei Zeichen hinterließ." Allein in diesem Abschnitt wird Zeit mit einigen ständigen und konkreteren Themen der kajakvischen Dichtung, wie etwa Land und Geschichte, in Verbindung gebracht, während die poetische Behandlung des Themas auf für Fišers štokavische Lyrik charakteristischere begriffliche Ebenen übertragen wird (Berge, Schwielen, geborstenes, festes Land, reifer Herbst, Mäher).

Was jedoch in den Gedichten aus dem Zyklus Das Meer außer sich ingeniös gewesen und auch geblieben ist, ist das Einfügen des Gedankenguts vom Krugovi und Razlog in vordem bereits bestehende Resonanzen der kajkavischen poetischen Tradition. Damit hat Fišer sowohl dem existentialistischen poetischen Modell, als auch der kajkavischen Lyrik einen großen Gefallen getan. Er hatte es geschafft, das erwähnte poetische Modell das eigentlich bereits im Sterben

begriffen war, ich hohem Maße zu reanimieren und es durch die Intensität der besten Segmente der kajkavischen Tradition konkreter und für einen authentischeren Ausdruck des menschlichen Daseins geeigneter zu machen. Der kajkavischen Dichtung erweiterte er wiederum ihre thematischen und ausdrücklichen Horizonte und zeigte ihr zugleich, auf welche Art und Weise sie sich – durch ausgesprochenen Modernismus und tiefe Besinnlichkeit – der schlechten Unendlichkeit ihres stereotypen Sentimentalismus, sowie ihrem Hang zu Heimat, geschichtlichem Schicksal und sozialer Auflehnung entziehen könne.

Fišers fundamentales Thema im Laufe seiner gesamten kajkavischen Dichtung ist das „Menschliche Wort". Auch dieses wird jedoch stufenweise konkretisiert und wir so aus einem wittgensteinschen ontologischen Wort (großgeschrieben!), das in der štokavischen Lyrik des Autors mit dem Unsagbaren ringt, zum humanisierten „Menschlichen Wort", zur Gänze in die Existenz eingetaucht, als jenes, das „schweigt und donnert, eigentlich fürchterlich einsam". Bald kommt man auch zum „Wort der Muttersprache" und dem „Wort der Heimat", bzw. zu den uralten Themen der kajkavischen Dichtung – Heimat, Landschaft, Geschichte, Tradition. All dies vereint sich symbolisch im Interrogativpronomen „kaj". So sagt Fišer, dass das „Kaj lebt, Illyrer gibt es nicht mehr, das Wort der Muttersprache läutet aber nach wie vor" und kommt endlich zur mehrfach angeführten autoprogrammatischen Stellungnahme zum eigenen Verhältnis gegenüber der (kajkavischen) Sprache und Poesie, sowie den Möglichkeiten ihrer Revitalisierung und zeitgenössischen Authentizität: „Und was, wenn Kaj nichts bedeutet, sondern nur läutet, hohl leuchtet, dem Teufel und den Menschen zur Buße, seit tausend Jahren in Liedern schon dasselbe!? Ich sage: Nacht, toller Hund, Spinnweben. Aber nichts ist geschehen. Diese Worte bleiben leblos, bis sie nicht Geruch und Farbe bekommen haben, eine frische Wunde aus Träumen, wie in der bitteren Wissenschaft, so auch in der Alltagssprache".

Fišer hat, also, seine Ontologisierung des Wortes durch das Medium des gesprochenen und geschriebenen Kajkavisch gezogen, wobei dieses Wort nicht aufgehört hat, grundlegende Anwesenheit des allgegenwärtigen Logos und Heideggers „Haus des Seins" zu sein, aber auch in den Korpus der konkreten Geschichte, des Menschen, seiner (kajkavischen) Heimat und Kultur Einlass gefunden hat. So verwirklichte Fišer in seinen eigenen Gedichten eine Resubstantialisierung des Wortes, nicht mehr durch die für Razlog charakteristische Begrifflichkeit, sondern durch wesentlich expressivere Mittel – gerade durch „Geruch und Farbe", die „frische Wunde aus Träumen", die „bittere Wissenschaft, wie auch die Sprache des Alltags". Fišer hat also nicht nur der zeitgenössischen kajkavischen Dichtung neue Wege eröffnet („Eröffnen von innen") und es so geschafft, „weiter zu gehen und dabei stets eigen und neu zu sein – mit altertümlichen, mütter-

lichen, echten Worten", sondern auch seine eigene Lyrik resubstantialisiert, die sich wegen den Perpetuierens ein und desselben Modells bereits zu erschöpfen drohte. Tatsächlich waren die Sammlung Das Meer außer mir (1978) und der kajkavische Gedichtzyklus Aere perennius aus dem Band Nordwesten (1981) jener Kreuzweg, nach dem Fišers Lyrik eine andere innere Logik und poetische Akzente gewonnen hatte.

Diese Logik liegt in der Tatsache, dass unser Dichter eigentlich ein überaus breites thematisches und ausdrückliches Spektrum aktiviert hatte, nach dem sich die kajkavische Dichtung mit der gesamten menschlichen und literarischen Erfahrung befassen kann – von philosophischen Themen wie die „Weltnacht", das „metaphysische Schweigen", des Leben, der Tod oder das „Menschlichen Worts", über jene existenziellen und zutiefst introspektiven („das nicht auszudeutende Meer in uns"), bis hin zu historischen, politischen, sozialen und lokalen („Und zwischen zwei Wassern, wie zwischen den Lippen der Geschichte, bewegt der Kleine Mensch, geduckt unter der Last der Jahrhunderte und dem ewigen Fatum"), ja sogar intertextuell-literarischen Themen (Anspielungen vor allem auf die Geschichte der kajkavischen Dichtung – M. Krleža, F. Galović, I. G. Kovačić, N. Pavić, P. Kanižaj). So kann man ohne weiteres zum Schluss kommen, Fišer habe eine Art Synthesis der poetischen Kajkaviana geschaffen, gerade in Einklang mit seinem eigenen theoretischen Terminus des sogenannten semantischen Synthetismus. Und dieser zeichnet sich, so Fišer, durch „semantische Polyvalenz und eine gewisse Synthese der außer sprachlichen Wirklichkeit und der Wirklichkeit der Sprache selbst, auf der Ebene der zeitgenössischen kajkavischen Metasprache" aus.

Mit der Zeigt wird Fišers kajkavische Lyrik weiter in die Geschichte „hinabsteigen" und ihre Ausdrücklichkeit unter anderem völlig präzisen Chronotopoi, bzw. persönlich und gesellschaftlich Erlebtem anvertrauen. So findet das durch Krleža bereits kanonisierte Thema der kroatischen Abhängigkeit von und gleichzeitiger Enttäuschung über Europa bei Fišer besondere Betonung („Europa, Mutter unser! Vor Liebe baust du uns nur Galgen"), zugleich wird dieses Thema aber auch zur prophetischen Vorwegnahme der kroatischen Tragödie der neunziger Jahre. Es ist klar, dass sich Fišer im Vorgeschmack des Krieges 1989, sowie während der Aggression gegen Kroatien selbst, auch einigen gängigen poetischen Modi zuwendet, durch die die kajkavische Lyrik traditionell auf die Kriegsbedrohung der ganzen Heimat, des heimischen Menschen und seines „Hauses" reagiert. So übernimmt er beispielsweise in den Gedichten Die Zeiger des Lebens (Kreuzweg der Heimat, A.D. 1989) und Mein Engelein… (Fuga croatica, A.D. 1993) in großem Maße auch Elemente eines überpersönlichen Stils, durch den die Allgemeinheit und Kollektivität des Unglücks der Kroaten und ihrer Heimat zum Ausdruck gebracht werden („Die Zeiger des Lebens decken sich

schon beinahe / und wir warten verdutzt auf den Morgen: / Werden wir je diese balkanische Finsternis verlassen / oder müssen wir im Schwefelmeer versinken?!" … „Liebes Engelein, meine Seele ist jetzt voller Leiden / wie die Heimat am Kreuze – eine lebendige Wunde nach allem, was sie schweigend erlitten hat. Sieh, das verbrannte Land / Brennnesseln und Unkraut, und in der zerstörten Kirche ein frisches Paar / Kinderaugen, auf schwarzem Tablett – ein richtiges Satansgeschenk"). Im diskursiven Gedicht Wolken, verrückte Verben, in dem er versucht, das undenkbare Verbrechen zu denken, das in Vukovar begangen wurde, kehrt Fišer zum kajkavischen, erschauderten, expressiven Prosagedicht zurück, womit er unter Beweis stellt, dass ihm alle Ausdrucksmittel ständig zuhanden sind und er je nach Bedarf meisterhaft von ihnen Gebrauch macht.

Mit der Zeit wandte sich unser Dichter jedoch (vor allem im dritten Zyklus seines Buches unter dem Titel Garestiner Lichter und Dunkel – Neue und neueste Verse, 2004 – 2013) einem gewissen persönlichen, familiären, heimatlichen und geistigen Intimismus zu (wenn von „Lichtern" die Rede ist), gleichzeitig aber auch expressiven und reif gezügelten Soliloquien, einem „Sich-selbst-in-den-Bart-Gemurmel", aber auch deutlichen Invektiven „nach außen hin", gegen das „Dunkel", bzw. die menschliche Niedertracht und Zwiespältigkeit, von denen das lyrische Subjekt – um nicht zu sagen, der Dichter selbst – befallen wurde. In dieser thematisch-ausdrücklichen Zweiheit (die jetzt zur Gänze von Versen dominiert wird und sich einerseits auf den sehr ruhigen, ja sogar traditionellen Ausdruck familiären und geistigen Zur-Ruhe-Kommens, andererseits aber krležijanisch-protestierende und zutiefst gedankliche Lyrik bezieht) inkrustieren sich auch Gedichte oft geschlossener Formen und gegebener Anlässe, gewidmet beispielsweise den Varaždiner Barockabenden, den Schatten auf den Gemälden Miljenko Stančićs, Jurica Muraj, ferner lyrisch-prosaische Texte, in denen die zeitgenössische apokalyptische Welt thematisiert wird (Ein neues Jahrhundert eröffnet sich), bis hin zu außerordentlich beeindruckenden, introspektiven und philosophisch intonierten Gedichten über das tiefste Innere des Menschen und den Tod als unausweichliche Grenze allen Seins (Mein geheimes, inneres Auge, Alles, was wir nicht aussprechen können, Triptychon über Seele und Tod). Vor allem in letzteren, gestimmt beinahe als existentielle oder ontologische Chiffren, kehrt Fišer zu den für die „Razlog-Poetik" charakteristischen Einsichten vom Anfang seiner kajkavischen Lyrik zurück, jedoch auf eine an Erfahrung reichere, ausdrücklich dichtere und ästhetisch eindrucksvollere Art und Weise.

Ernest Fišer ist ein polyphoner kajkavischer Dichter, seine längst verinnerlichte, „gesetzte" Modernität ermöglichte ihm eine Art „Beruhigung seiner Poetik", die sich aus der angespannteren, ja sogar nervöseren Phrase modernistischer Durchbrücke in die innere Modernität zurückgezogen hat. Indem sie alle

äußerlichen Erfahrungen in Sprache und Poesie verarbeitet, ist diese imstande, souverän über alle zeitgenössischen, geradezu modernen Ereignisse zu sprechen, und zwar so, dass sich in ihr Äußeres und Inneres, Vergangenheit und Gegenwart, Text und Kontext aufs Engste miteinander verstricken. Aus diesem Grund ist auch das Buch Macbeth nach Feierabend eigentlich kein Kreis, sondern eine Spirale, die auf höheren Ebenen zu denselben Orten zurückkehrt und stets für qualitative Aufstiege offen bleibt. Fišers Buch ist zugleich einer der wesentlichen Orte, an denen die kajkavische Lyrik über sich selbst nachdenken kann, ein richtiger „Kreuzweg" für ihre reichhaltigen aktuellen Gabelungen, aber auch für ihre tiefe Einheit.

…

In seinem Gedichtband „Doba nevremena" (Zeit der Unzeit, 2014) – nach langer Zeit dem ersten, der in der kroatischen štokavischen Schriftsprache verfasst wurde – intensiviert Ernest Fišer zahlreiche Merkmale seiner bisherigen Lyrik, innoviert in gewissen Aspekten aber auch seine, wie sie von der Kritik beurteilt wurde, verhältnismäßig konsistente Poetik. Einerseits ist Fišer bereits seit langem als Lyriker bekannt, der – beinahe restlos – seinen Platz in der Furche der um die Literaturzeitschriften Krugovi und Razlog versammelten existentiellen Lyrik behauptet, in der oft Betrachtungen breitester Horizonte des menschlichen Daseins in der Zeit, sowie grundlegender existentieller und ontologischer Fragen im Vordergrund standen. Andererseits etablierte sich Fišer auch als einer der wichtigsten Lyriker der kajkavischen literarischen Modernität, in der er sich, neben den bereits erwähnten Betrachtungen, allmählich zur Konkretisierung des Lebens und wirklichkeitsbezogenen Referenzen vorarbeitete. Gerade im Wechselspiel und der Berührung dieser beiden grundlegenden Richtungen seiner Poetik, dem Štokavischen und dem Kajkavischen, aber auch dem Allgemeinen und dem Konkreten, entsteht Fischers rezente Lyrik, sowohl jene kajkavische, ersichtlich aus dem Band Macbeth nach Feierabend, als auch aus dem štokvaischen Band Zeit der Unzeit.

In Fischers Lyrik kam, im Großen und Ganzen, allmählich eine immer größere Verzeitlichung und Konkretisierung seiner stets anwesenden Lebensreflexion zum Vorschein, einer existentiellen Analytik, die von Anfang an grundlegendes Merkmal seines lyrischen Subjekts, bzw. lyrischen Bewusstseins gewesen ist. Die Entsubstantialisierung, Entleerung, bzw. Reduzierung verschiedener Daseinsebenen, sowie, andererseits, eine innere reflexive Bewegung, die sich einer derartigen Situation entschieden entgegensetzt, waren schon immer die semantischen Beweggründe in Fischers Lyrik. Wurde in der ersten Periode seiner Lyrik auch von einem allgemeinen ontologischen und existentiellen Defizit im Zusammen-

hang mit einer unbestimmten Zeit und einem unbestimmten Raum gesprochen, einem Soliloquium, das sich zwischen dem „unsterblichen Wort", das „sich ins Nicht-Wort erstreckt, so sind Fischers spätere Themen wesentlich bestimmter. Diese sind: Das historische Missgeschick der Heimat, der aggressive Krieg gegen Kroatien Anfang der neunziger Jahre, die poetische Entdeckung Varaždins samt seiner kulturellen und künstlerischen Resonanzen, die familiäre Innigkeit, die tiefgreifenden Einblicke in das eigene Innere voller philosophischer Lebensreflexionen, das intertextuelle Herbeirufen des literarisch Nahestehenden, sowie Gedanken über die kajkavische Sprache und ihre moderne Expressivität.

Bisweilen nimmt jedoch auch ein gänzlich expliziter zivilisatorischer Pessimismus bis hin zur klaren apokalyptischen Diagnose und deren emotiven Färbungen immer deutlicher überhand. Gerade dies, vom Globalen bis zum Lokalen, vom allgemein Gesellschaftlichsten bis zum Persönlichen, wird zu Fischers zentralem Thema, seinem grundlegenden scandalum mundi. Das Entsetzen über den Verfall der Welt, bzw. die allgegenwärtige Übermacht des politischen, oligarchischen Terrors, beinahe bis zum Ausmaß eines Pandaimonions, drängt sich als seine grundlegende innere Berufung zur Lyrik auf. Eine derartige Entwicklung Fischers poetischer Motivierung mit all ihren inhaltlich-expressiven Folgen für die poetische Faktur und Textur kulminiert gerade in seinem überaus kompakt gestalteten Band. Es handelst sich um einen aus vierundsechzig in vier Zyklen zusammengefassten Gedichten bestehenden Band, geschrieben zur Gänze in einem einheitlichen, sehr eigentümlichen Grundton, mit einer Vielfalt an aliquoten Nuancen, die dem genannten Zyklus seine Reichhaltigkeit verleihen. Dieser Ausdrucksreichtum bleibt jedoch in eine ultimative globale und heimatliche Düsternis getaucht, man könnte beinahe sagen, er schöpfe seine Überzeugungskraft gewissermaßen aus der Aufdeckung dieser dunklen Töne. Kurz gesagt, es handelt sich um eine allgegenwärtige Umstülpung jeglicher natürlicher Ordnung in ihrer politischen, ökonomischen, gesamt-gesellschaftlichen, zwischenmenschlichen, moralischen, ja sogar natürlichen Dimension, beziehungsweise um die Dominanz des Übels und der Entropie über die grundlegenden Orientierungspunkte des Menschlichen, sodass Fischer bereits im Titel seines ersten Zyklus bildhaft hervorhebt, „auf der Arche Noah" herrsche „allgemeine Verwirrung". In einen derartigen zivilisatorischen Niedergang führt uns der Autor bereits im ersten Gedicht seines Bandes ein, indem er sagt, „die Dinge werden von der Dämmerung vereinnahmt", „es verende die Welt, bis gestern noch in Schönheit und Vergessens-Statistik gehüllt". Zugleich macht er jedoch auf jene möglichen Räume aufmerksam, in denen die Menschlichkeit fortbestehen, ja sich in ihrer Auflehnung gegen den allgemeinen Verfall in ihren bereits entstellten, entleerten Dasein sogar von neuem substantialisieren könnte („treuer Worte Hall, / und

Dämmerschlaf, geschichtsentglitten, den Acheron / überquerst du nur so; nur das hemmt den Verfall").

Dennoch, um – zur Gänze im Erfahrenen, beinahe blutig Erlebten begründet – zu tatsächlich hoffnungsstiftenden Anhaltspunkten zu gelangen, muss sich Fischer zunächst zahlreicher Schichten der Weltlügen, der heimatlichen Naivität, sowie eigener Selbsttäuschungen entledigen. Wie es bei derartiger Entblößung üblich ist, beginnt er mit seiner eigenen ontologischen und existentiellen Unzulänglichkeit, mit der Unmöglichkeit, sogar in den vertrautesten Dimensionen wie Umgebung, Heimat, Sprache, Familie, Persönlichkeit eine eigene Identität zu etablieren. Die Angst als Fišers altes grundlegendes existentielles Negativ, als Subkonstituens, zugleich aber auch als die Zerstörerin der Person, zeigt offensichtlich, dass uns die Entropie, ja sogar die Apokalypse, nicht nur von außen her, in gesellschaftlichen und natürlichen Katastrophen ereilen, sondern dass ihr Keim, ihr pars pro toto, bereits seit langem wirksam ist und zwar im „treuen Dienst für den Untergrund", eigentlich im Menschen selbst. Gerade auf diese Weise ruft das intensive Bewusstsein von verschiedenartigsten Bedrohungen – sowohl den inneren, als auch den äußeren, bei Fišer ein starkes Bedürfnis hervor, alle Arten von Übel aufzudecken und beinahe krampfhaft nach etwas zu suchen, was nach der allgemeinen Zerstückelung doch noch übrigbleiben könnte. Diese Zerstückelung, als organisierte Versklavung, als systematische Verengung der Freiheitsräume, aber auch als immanente Entropie der Welt, vollzieht sich bei Fišer nach der persönlichen tatsächlich auch auf allen anderen Ebenen.

Auch die vertraute Lokalität des Menschen „hält nicht mehr", die tatsächliche Heimat ist Kindheitserinnerung, sodass dem heutigen Menschen nichts anderes übrigbleibt, als die verdunsteten Topoi der Heimat, „die es ohnehin nicht gibt", aufzusuchen. Sogar Fišers zutiefst formatives Varaždin, seine kulturelle Heimat und Ort einer bestimmten geistigen, kulturellen und menschlichen Erfüllung, wird von dieser allgemeinen Entleerung, ja sogar dem Entsetzen über das gnadenlose und gewaltsame Klima der Stadt erfasst. In Varaždin, wie auch in ganz Kroatien, „wüten lokale Machthaber", während die „Phantomschmerzen der betrogenen Kämpfer Schüsse aus dem Geheimen beschreiben und immer entschlossenere Selbstmörder hervorbringen". Noch direkter ist der Dichter in der Verbitterung, mit der er die heimatliche Situation in einem Land beschreibt, das sich, nach seiner tatsächlich blutig erreichten Freiheit, gleich einem sorglosen, beeinflussbaren Teenager, den kurrenten globalen Ideologien und aktuellen Herren der Welt bereits instinktiv unterworfen, von dem meisten seiner eigenen Werte lossagt. Eines von Fišers grundlegenden Themen war seit jeher auch das Wort, bzw. die Sprache als „Haus des Seins" in Heideggers Sinn, aber auch als vertrauteste und vollkommenste Manifestation der Menschlichkeit, bzw. des

inneren Wesens jeder einzelnen Person. Daher erlebt er das erneute In-Frage-Stellen des Entschlusses der Kroaten, ihre Sprache bei ihrem alten kroatischen Namen zu nennen, der übrigens auch in der Verfassung verankert ist, als etwas sehr persönliches, denn für ihn bedeutet diese Sprache unter genau diesem Namen „Wörter der Muttersprache, beheimatet im Land der Kindheit", bzw. „die Früchte des Daseins".

Durch seine suggestive Bildhaftigkeit und apokalyptische Atmosphäre entwirft Fišer ein Bild der heutigen Welt gerade im Gegensatz zu jenen natürlichen, warmen, menschlichen Kreisen, die seit jeher dem Leben Sinn verliehen und dem Menschen neben allen seinen irdischen Leiden auch mögliche Quellen der Liebe und der Sicherheit boten. Beeindruckend ist daher seine Vision einer ominösen globalen Plutokratie, die durch ihr unerhörtes Anhäufen von Macht, Reichtum und Kontrolle über die gesamte Welt und alle Menschen eigentlich den ganzen Planeten und die Mehrheit seiner Bevölkerung vernichtet, und zwar auf allen erdenklichen Ebenen – von der nichtwiedergutzumachenden Ausnutzung der Natur und der Sklavenarbeit vieler Menschen bis hin zur allgemeinen intellektuellen und geistigen Verdummung und der programmierten, monströsen Gewaltausübung an der menschlichen Freiheit und der menschlichen Vernunft („Im Schatten, unsichtbar, verändert die Plutokratie das Bild der Welt: / seltsame Gebäude wachsen auch auf Sand, unter wüstem Himmel, / während die Reiter der Apokalypse Hunger und Tod säen, wie in einem Horrorfilm; / im Wahn des Alltags fallen Grenzen, Gedanken werden gefälscht // Wenn die Anhäufung des Reichtums zum Endzweck wird, / lehnen sich die Flüsse auf, Meere geraten in Aufruhr…") In einem derart universellen Terror sieht Fišer sogar die metaphysische Herkunft des Leibhaftigen selbst. Daher muss er in einem derart tief verwurzelten Übel durch die metaphysische Güte selbst Abhilfe schaffen – allein sie kann der allgemeinen Menschlichkeit Rettung bringen, aber auch jedem einzelnen Menschen in seinem Lebensdrama. In Anbetracht des Übels von der allgemeinsten bis hin zur persönlichsten Ebene schätzt Fišer umso mehr die menschlichen Werte auf all diesen Ebenen und entdeckt allmählich jene auf den ersten Blick so gut wie vernichteten hoffnungsstiftenden Oasen, wie etwa die Liebe, die „die Grenzen der Welt nicht anerkennt", die „auf niemanden hört, nicht einmal in Zeit der Unzeit, da sie unbestechlich ist", den Glauben, die innere geistige Welt, das jenseitige wiederauferstandene Leben, die aufs neue substantialisierte Sprache, in der sich „Ewigkeit eröffnen kann", die Poesie als „Verwunderlichung der kleinen Dinge, wenn sie die Konturen des Unwirklichen erhalten", die Familie als „engste Heimat", „Urpflanze aus der Seelen hervor sprießen, auf ihrem Weg zur Ewigkeit", oder Bachs Musik, die „nicht von dieser Welt" ist, sondern „hinter den Sternen entsteht."

Bisher habe ich hauptsächlich versucht, die inhaltliche Struktur der Lyrik Ernest Fišers im Band Zeit der Unzeit zu rekonstruieren, ein wesentlicher Teil seines Wirkungskraft, sein oft auch dunkler Charme, geht in hohem Maße aus dem anfangs erwähnten eigentümlichen Ton hervor, in dem diese Gedichte geschrieben wurden und durch den sie sich von der zeitgenössischen kroatischen Lyrik absondern. Fišers lyrisches „Ich" und „Über-Ich", d.h. jenes wodurch sich die bedeutungsmäßigen und emotiven Ausrichtungen des lyrischen Helden oder des Gedichtbewusstseins abzeichnen, stellen nämlich eine einzigartige Integration beneidenswerter poetischer Kultur und außerordentlicher Explizität dar. Es handelt sich um ein Bewusstsein, das aus der gesamten Lebenserfahrung, den Kenntnissen der literarischen Formgebung und dem moralischen Imperativ heraus, der eine Art neues literarisches Engagement nahelegt, offen und bar jeglicher Kalkulation die Gesamtheit des zeitgenössischen Lebens erleben, durchdenken und kommentieren will. Ein derartiger Gegenangriff in Richtung Wirklichkeit mit konkreten und expliziten lyrischen Mitteln besitzt in unserer Lyrik Seltenheitswert. Während der sozialistischen Kontrolle über alle Gebiete des intellektuellen Lebens war eine derartige Offenheit ohne Folgen für den Autor nämlich nicht möglich, sodass sich jegliche frontale Kritik an der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung meistens in die sogenannte äsopische Sprache zurückziehen musste. Andererseits interessierten sich während der postsozialistischen, von neoexistentialistischer Dichtung geprägten Zeit, deren bekanntester Ausläufer die sogenannte wirklichkeitsbezogene Lyrik war, junge Autoren mehr für ihre eigene Privatheit und ein mimetisches „Abschreiben" der unmittelbaren Wirklichkeit, als für eine systematische gesellschaftliche Kritik, die auch einen ihr vorausgehenden moralischen Standpunkt voraussetzen würde. Ebenso blieb von der vom sozialistischen Realismus vorgeschriebenen gesellschaftlichen Funktion der Literatur ein übler Beigeschmack hinsichtlich des literarischen Engagements, bzw. einer direkten Intervention der Literatur, vor allem aber der Lyrik in die politische Sphäre übrig.

Fišer findet hier jedoch eine neue Formel, die nicht nur der demokratischen Redefreiheit angemessen ist, sondern auch der poetischen Notwendigkeit, der Dichtkunst aus ihren exklusiven Reservaten zu verhelfen, sodass das Poetische der Lyrik nicht mehr darin besteht, wovon sie spricht, sondern auf welche Weise sie das, wovon die spricht, erfasst und verändert. Überaus zeitgemäß dringt seine Lyrik nämlich ins Leben ein, spricht von allen seinen Dimensionen, ja auch jenen die am wenigsten poetisch sind, und ordnet sich durch ihre verändernde Kreativität über die den immer eintönigeren Aufbau einer durch Übel vernetzten Welt. In diesem Zusammenprall des Hohen und Niedrigen kombiniert Fišers poetische Syntax den Stil des Kommentars, stellenweise auch vom Diskurs dem

Journalismus und der Publizistik nahestehender gebräuchlicher Formen nicht absehend, mit philosophischen Pointen und einer sorgfältig verwendeten poetischen Bildhaftigkeit. Ein derartiger, ausgesprochen (post)moderner Stil fügt „Schnipsel" verschiedenster Diskurse zusammen, verbindet entfernte Register und erzeugt ein dynamisches lyrisches Gewebe, in dem von den konkretesten Tatsachen und Ausdrücken, die aus Zeitungen hätten übernommen werden können, ruckartig zu allgemeinen Überlegungen und durch suggestive Rhetorik ausgedrückten kosmischen Dimensionen übergegangen wird („Der Anfang des Jahrhunderts gab noch Hoffnung, den Zwergen, / bot Leben, virtuelles, verschiedenartiges, / mit Masken des Glücks / nach eigener Wahl; im Geheimen programmierten Steve Jobs / und Bill Gates das Verschwinden des Privaten, / zu unbekanntem Preise; alles im Namen des Fortschritts und heiliger Illusionen, / wegen der Angst in den dunklen Schachteln des Alleinseins prophezeiten sie, / die Zeit sei gefälscht, auf den Kopf gestellt, falsch // Doch eine fürchterliche Melancholie erfasste die Himmel, von innen…")

All diese Merkmale Fišers lebendigen Stils sind zugleich auch Mittel des lyrischen Subjekts und des begrifflichen Bewusstseins, die in dieser Lyrik kräftig zentriert sind, um sich mit der dunklen Wirklichkeit auseinandersetzen zu können, bzw. um sich ihr mit einem umgekehrten Wertsystem entgegenzusetzen. Deshalb ist seine Lyrik tatsächlich stark engagiert. Sie entspringt einer tiefer positionierten Moral, die weit über die Banalität der heutigen Wirklichkeit hinausgeht, aber auch dem semantischen Reichtum der Lyrik gegenüber der zweidimensionalität der Wirklichkeit, sodass Fišers Engagement das Poetische nicht verdrängt. Daher tritt diese Lyrik, wie ich bereits erwähnte, aus der Perspektive des Kommentators auf, aus der die Dinge erlebt und eingeschätzt werden. Eine derartige Perspektive verlangt wiederum auch eine größere Diskursivität der poetischen Schicht, bzw. lange Verse und „weiche" Grenzen zwischen den Strophen, damit sich die Kommentare, Reflexionen, Essaysierungen, Mikronarrationen usw. ungehindert entwickeln können, ohne dabei den lyrischen Status des Texts in Frage zu stellen. Die Strophen drängen sich andererseits gewissermaßen als Bildrahmen oder Bildschirm auf (Fišer formt sie mit Absicht Quadratförmig), der – nach dem Gesetz des Rahmens – die Wichtigkeit dessen verstärkt, was sich in ihm befindet. So kommt es zu einer poetisch fruchtbaren Spannung zwischen dieser rahmenhaften Aussonderung und der vorhin erwähnten Diskursivität des Texts, der sich von Strophe zu Strophe ergießt. Ebenso suggerieren die Strophen durch ihr relativ regelmäßiges graphisches Aussehen, dass die Verse in ihnen ungefähr gleicher Länge sind, was wiederum metametrisch an gebundene Sprache denken lässt, obwohl sie eigentlich nicht vorhanden ist. Derartige Regelmäßigkeiten, ja sogar Anspielungen auf die poetische Tradition, sind eigentlich nur ein weiteres

Mittel zur Angleichung der gesamten Gedichtstruktur, nicht zuletzt zum „harmonischen Aussprechen der Disharmonie", bzw. ein Ausdrucksäquivalent für die bereits erwähnte Entgegensetzung harmonischer Lebenswerte dem allgemeinen Chaos der Welt.

Durch seine gelungene Verbindung von Reflexivität und Plastizität, sowie die hohe Qualität und literaturhistorische Relevanz seiner kajkavischen Lyrik stellte Fišer manchmal seine štokavische Partie in den Schatten, obgleich beispielsweise von Cvjetko Milanja behauptet wurde, eine derartige Beurteilung sei eigentlich nur ein kritisches Stereotyp, das sich, wie bei Fišer auch, bei den meisten Lyrikern wiederholt, die parallel kajkavisch und štokavisch schreiben. Seiner Rezeption als in erster Linie kajkavischer Dichter trug einigermaßen auch Fišer selbst bei, da er sich in den letzten Jahren zur Gänze dieser kroatischen Mundart zuwandte, in dem er die endgültige, intimste und poetisch gelungenste Beheimatung seiner eigenen poetischen Sensibilität gefunden zu haben schien. Deshalb stellt die Springflut seiner ausgezeichneten štokavischen Lyrik, die jetzt im Band Zeit der Unzeit vorliegt, eigentlich auch eine Überraschung dar. In dieser übertraf er nicht nur bestimmte poetische Perpetuierungen seiner früheren štokavischen Gedichte, sondern erschuf eine innovative lyrische Welt, die in ihrer Originalität und Verästelung manchmal nicht einmal in seiner kajkavischen Lyrik ihr Gegenstück findet. Ferner sollte aber auf keinen Fall die Aktualität einer bestimmten Lyrik außer Acht gelassen werden, die von großer Bedeutung für spätere literaturhistorische Bewertungen dieser Lyrik wichtig sein kann. Hatte Fišer durch seine kajkavischen modernistischen Durchbrüche in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine eigentliche Aktualität, geradezu seinen poetischen Kairos, erzielt, so erreicht er sie jetzt in seiner neuen štokavischen Lyrik tatsächlich durch die originelle und dieser Zeit so angepasste Form lyrischen Engagements und (post)moderner Expressivität. Diese Verzeitlichung, diese vollständige Verquickung des poetischen Logos und den aktuellen Begebenheiten, dieses offensichtliche und konkrete „Einfangen" des Zeitgeists sind womöglich das Intensivste, was einer Lyrik passieren kann. Und dies kam, wie man sieht, in hohem Maße gerade in der Lyrik aus Ernest Fišers Band Zeit der Unzeit zustande.

…

Fišers vorerst letzter Lyrikband „Preludij za anginu pectoris" (Präludium für Angina Pectoris, 2017) ist eigentlich ein poetischer Zwilling seines Bandes Zeit der Unzeit, sodass der Autor selbst in einer einleitenden Fußnote sagt, er würde mit der vorherigen Sammlung „eine verwandte thematische und poetische Einheit abrunden". Die gegenseitige Verbundenheit und Verwandtschaft beider Bücher betont er vor allem dadurch, dass der zweite Band den Titel eines Ge-

dichts aus dem ersten trägt (Präludium für Angina Pectoris) und gerade dieses Gedicht wird als erstes auch im neuen Buch übertragen. Auch in diesem Buch setzt Fišer seinen „Gegenangriff in Richtung Wirklichkeit" fort. Dem Wahnsinn der Wirklichkeit widersetzt er seinen üppigen und intonativ erhöhten Ausdruck, der – durch eine Kombination aus Kommentaren (manchmal sogar mit invektiv-diskursiven Merkmalen), ausufernder Rhetorik, journalistischer und kolloquialer Phraseologie und Paraphrasen fremder Verse und Aussagen – auf gewisse Weise intensiver wird, als die Wirklichkeit, von der er spricht. Dies ermöglicht, dass der Sprecher des Texts, so sehr er sich über seine Ohnmacht gegenüber der Schwärze der Wirklichkeit beschwert, eigentlich zu einem überlegenen Kommentator und Demiurgen einer dichterischen Realität wird, die auch auf der Grundlage des Banalen und Bösen vollblutige Lyrik mit einer Fülle an reflexiven, existentiellen, ausdrücklichen und formbildenden Dimensionen hervorbringen kann.

Fišer verwendet vielmehr die zahlreichen wirklichkeitsbezogenen Referenzen (vor allem jene auf terroristische Anschläge in Europa, Flüchtlingswellen und deren Tragödien, die Mächtigen der Welt, zur Gänze durchdrungen von Egoismus und Unmoral, Ideologien einer „besseren sozialistischen und jugoslawischen Vergangenheit", einheimische korrupte Politiker und mediale Verblendung) als Mittel zur Intensivierung seines Ausdrucks, als Phänomene, auf die er vehement reagiert und die der – in einer modifizierten „Poetik des Bestreitens" (Aleksandar Flaker schreibt sie der historischen Avantgarde zu) – entschlossen angreift. Eines der grundlegenden Interessen von Fišers während der letzten zwei Jahre in der Standardsprache verfasster Lyrik ist die Aufdeckung aller Arten von Lügen – historischen, sozialen, politischen, persönlichen, medialen. Seine geradezu krležijanisch bestreitende Geste zeigt jedoch in welchem Maße sich die gesellschaftlichen Werte, die herrschenden Ideologien und sogar die alltägliche Pragmatik innerhalb der letzten hundert Jahre verändert haben. Krležas Ikonoklasmus war nämlich in erster Linie gegen die bürgerliche Gesellschaft und das kapitalistische System gerichtet, in denen sowohl die Kirche, als auch der Staat deklarativ im weiteren Sinne aufgefasste christliche Werte unterstützten, während sie von den tatsächlichen sozialen Verhältnissen weitgehend annulliert wurden, was auch für das propagieren der sozialistischen Revolution am meisten Gelegenheit bot. Daher auch Krležas vehementes Bestreiten der grundlegenden Stützen der damaligen Gesellschaft und ihrer Ideologie wie Gott, Nation, Familie, Ehe, oder der gesellschaftlichen Hierarchie, sowie der bürgerlichen Kultur, bzw. Literatur, von der die genannten Stützen reproduziert oder vertreten wurden.

Es ist interessant, dass sich heute Fišers bestreitende Geste gegen jene Gesellschaft richtet, die, im Gegensatz zu jener Zeit, in der Krleža noch in einer bürgerlichen Gesellschaft lebte, völlig entgegengesetzte Werte affirmiert (Globalismus,

Anationalismus, bzw. Internationalismus, Atheismus, der Mensch als Wesen, das seine Gesellschaftlichkeit ausschließlich in der Funktion der Marktverhältnisse verwirklicht, Pluralismus partnerschaftlicher Beziehungen zum Nachteil von Ehe und Familie, Literatur als „marktwirtschaftlicher Realismus"), sowie dass er – nach deren Negation – gerade jene Werte zu affirmieren sucht, die von Krleža bestritten wurden (christlich aufgefasster Gott, Erlösung nach dem Tod, Nation als erweiterte Familie des Menschen, traditionelle Familie als natürlichster Ort des menschlichen Daseins, Kunst und Kultur, bzw. Literatur als Ort der Respiritualisierung und Resubstantialisierung des gänzlich entleerten modernen Lebens). Obwohl, also, das Ziel seiner Bestreitung ein beinahe zur Gänze entgegengesetztes ist, ähnelt Fišers ikonoklastische Vehemenz jener Krležas. Der Mensch in der Revolte, der Schriftsteller, lehnt sich auf ähnliche Weise gegen alles auf, was aus seiner Sicht in der Gesellschaft schlecht ist. Daher erhöht sich in der Grundlage des Moralistischen, des Antriebs – ja sogar der Appellativität gegenüber dem Leser – bei Fišer (wie auch bei Krleža) die Intonation des Gedichts, das neben der ästhetischen eigentlich auch eine betonte erkenntnisbezogene, aufklärerische, moralistische, ja sogar persuasive Funktion hat. Das bedeutet nur, dass eine verhältnismäßig traditionelle, bürgerlich-christliche Weltanschauung heute zu einer Konterkultur geworden ist, die, wie jede andere Konterkultur auch, gegenüber der dominanten Kultur subversiv sein muss, um überhaupt bestehen zu können.

Wie auch in Zeit der Unzeit, verwirklicht Fišer in Präludium für Angina Pectoris die gerade erwähnten Funktionen seiner Lyrik in erster Linie mittels zweier Instanzen, die in hohem Maße miteinander übereinstimmen – dem Subjekt der Aussage und dem Subjekt in der Aussage. Diese Subjekte produzieren nämlich in seinen Gedichten denselben Typus lyrischen Diskurses. Daher beeinflusst die Tatsache, ob ein Subjekt in der Aussage erscheint (als traditionelles lyrisches Subjekt), oder es sich um ein Subjekt handelt, dass die Aussage bildet, bzw. „sagt" (lyrisches Bewusstsein, impersonales Subjekt), nur einige Nuancen des Ausdrucks, nicht aber seinen grundlegenden Charakter. Dies ist in erster Linie ein kommentierendes, räsonierendes, aber auch rebellierendes, andererseits jedoch sich erinnerndes, intimistisches und reflexives Subjekt. Dieses Subjekt ist einerseits der äußeren, gesamtgesellschaftlichen und medialen Welt zugewandt, die es kommentiert, sich gegen sie auflehnt und sie als dunkel, böswillig, aggressiv, zwiespältig und destruktiv ansieht. Andererseits richtet dieses Subjekt sein Augenmerk auf persönliche, intimistische Räume engster familiärer, kultureller, heimatlicher und urbaner Ambiente (Varaždin, Heimat, Bachs Musik, Lyrik von Katarina Patačić, Josip Pupačić, Tin Ujević, Nikica Petrak, Ante Stamać, Chagalls Kunst), in denen es sich wohl und sinnvoll fühlt, sowie auf das innere, bzw. seelische Leben. Dieses Subjekt ist also außerordentlich reflexiv, vor ihm steht das

eigene Leben als Ganzes, sowie ein großer Teil der persönlichen und gesellschaftlichen Geschichte, die es durchlebt hat. Vor ihm stehen allgemein Schlüsse über das Leben und tiefgreifende Hinterfragungen des Charakters des eigenen Ichs und seines weiteren Schicksals.

Schon aufgrund der erwähnten Doppelhaftigkeit des Subjekts formt sich auch der Charakter Fišers einzelner Gedichte. Sie weisen daher erhöhte Intonation, ein beschleunigtes Aufreihen aus der Wirklichkeit stammender Tatsachen, journalistisch-publizistische Phrasen mittels derer diese Tatsachen kommentiert werden, poetische Resemantisierungen, denen sie vom Dichter unterzogen werden, sowie eine betonte Affektivität dunkler Färbung auf, die vom Subjekt gegenüber der Wirklichkeit empfunden wird („Im System der Gewalt, dessen Zeugen wir sind, schicken gleich Videospots / aus dem Jammertal unbekannte Kämpfer ihre Drohungen an die Welt / damit sie sich für neue Tode bereitmacht: im dunklen Vilayet, / wo auch die Sterne vor Angst flimmern, kündigen sie Kriege an / und das Nichts für die Ungläubigen"). Andererseits sind es Gedichte von ruhigerem Ton, mit memorablen Figuren und weisem Diskurs, Einschlägen von familiären Anekdoten, herbstlichen rekapitulierenden Reflexionen und philosophisch-geistigen Durchbrüchen ins Transzendente („Wenn der Glanz des Herbstes die Blumen berührt, werden ihre Blätter rot / vor göttlichem Feuer, aber keine Blume verwelkt / oder versinkt in Wehmut: es sind Augenblicke stiller Ermattung / der kargen Zeit zum Trotz, bis hin zur reinen Rührung"). Die beiden genannten Gedichttypen erscheinen jedoch oft nicht in reiner Form, sodass es im Band auch Gedichte gibt, die im Wesentlichen auf den erwähnten Gegensätzen außen-innen, böswillig-geistig, destruktiv-vertraut begründet sind. Diese Gegensätze werden geschickt eingesetzt, beispielsweise für die Struktur von Fišers Sonetttypus, gekennzeichnet durch zwei Vierzeiler und zwei Terzinen, Reime nach dem Schema abba cddc in den Vierzeilern, verschieden in den Terzinen, längere, nichtisometrische Verse, meist sechzehn bis achtzehn Silben, seltene Verssprünge und Übertragungen, gegliederte Syntax und Gegenständlichkeit, starke Kontraste zwischen Licht und Dunkel („Die Nacht, als im Hause hätte Friede herrschen sollen und Freude / wegen der Geburt des Sohnes Gottes – tobten Kriege und der Heilige Vater betete für die Bedürftigen: die tollen Windhunde / kannten keine Gnade; in den Herzen wuchs Trauer").

Vom thematischen Standpunkt aus besehen ist in Präludium für Angina Pectoris der Anteil an apokalyptischen Visionen einer böswilligen globalen Oligarchie etwas geringer als in Zeit der Unzeit, mehr Beachtung wird dem einheimischen historischen und politischen Pandämonium geschenkt (von der sozialistischen Repression bis zu den politischen und medialen Manipulierungen der Transition), während auf der thematischem Weltbühne das dichterische Reagieren auf

die aktuellen Terroranschläge in Europa und den USA, sowie die große Flüchtlingskrise und ihre Folgen für die sogenannten kleinen Leute betont zum Ausdruck gebracht wird. Diese Anschläge, zu denen es jeder Zeit und an jedem beliebigen Ort kommen kann, sind eigentlich eine Art endgültiger Irrationalismus des Bösen, das jede Menschlichkeit vernichtet und vor dessen Hintergrund – sowohl im dichterischen, als auch im menschlichen Sinne – keinerlei Aktivismus mehr möglich ist, sondern nur tiefste Bestürzung und resigniertes Lamentieren. Die Intensität einer derart ungezügelten Irrationalität bedroht weit ausgeprägter als in vorigen Lyrikband jegliche hoffnungstragenden Stützpunkte des lyrischen Subjekts. Dieses zählt entweder erschüttert die Gräueltaten auf, die begangen werden, und kommentiert vehement oder resigniert das Versinken der Welt in eine schauerliche Finsternis, oder aber es zieht sich zurück in seine innere und familiäre Welt, in der es wegen der äußerlichen Ereignisse, aber auch eigene verinnerlichter negativer Erfahrungen, die es im Laufe seines Lebens zuhauf gesammelt hat, jedoch ebenfalls keine Ruhe finden kann. Besondere Betonung findet in diesem Buch Fišers manifestative, aber auch völlig intime Abrechnung mit dem sozialistischen Totalitarismus und dem ideologischen Jugoslawentum, die nicht nur dem gesamten Volk, sondern auch dem Autor persönlich viel Leid zugefügt haben und jetzt – nach angeblicher Wende – sehr wohl in der kroatischen politischen und medialen Szene präsent sind („Über die Massengräber schweigen die Mörder, denn es verstecken sie Gras, / Terror oder die Ideologie des Vergessens; im Frühling sind manchmal / die lautlosen Schreie unschuldiger Opfer zu hören: auch in die Erde gleitet das Entsetzen / die Henker aber blasen bei der leisesten Erwähnung von Gerechtigkeit zu neuem Sturm“).

Intonativ ist Präludium für Angina Pectoris – allgemein genommen – doch um eine Nuance weniger vehement als Zeit der Unzeit, ein Buch, das die Welt bitter kommentiert, sich zugleich aber auch für ein Wegrücken von ihr in Intimität und Jenseitigkeit vorbereitet. Daher liegt in vielen Gedichten die Betonung auf einem stilleren und tieferen Hinterfragen aller Erfahrungen des eigenen Lebens und zwar von klein auf bis zum Augenblick des Schreibens, sodass in erster Linie aus dieser sehr persönlichen Perspektive des lyrischen Subjekts verschiedene Dimensionen des Daseins (historische, politische, soziale, existentielle) verinnerlicht werden. Das Subjekt im Text diskutiert gewissermaßen mit sich selbst über sein eigenes Leben, interpretiert nachträglich Bedeutung und Folgen von dessen Knotenpunkten und sucht, durch betonte Affektivität gegenüber jenem, worüber geschrieben wird, den Leser dazu zu bewegen, ihm zu glauben uns seine Perspektive nachzuvollziehen.

Das Dominante in diesem Buch bleibt jedoch der Ton der Resignation des Subjekts vor der finsteren Wirklichkeit und sein immer betonteres Gefühl der

Ohnmacht, auf diese aktiv einzuwirken. („Obwohl ich bereits Schlacht um Schlacht verliere, rufe ich Regen an / dass er mich erfrische mit legendigen Keimen des Daseins; aber ich falle, / sinke immer tiefer in den Treibsand nackter Versprechungen; / alles Können eines anonymen Lebens – ist jetzt nur noch Erinnerung"). Schließlich dominiert in den Gedichten auch die Atmosphäre der Abrechnung und Hinwendung zu herbstlichen, winterlichen und nächtlichen Stimmungen, als Metapher des bereits biologischen Lebensabends und eintauchen in die wesentlichen identitätsstiftenden und metaphysischen Bestimmungen wie Heimat, Kindheit, Muttersprache, die unverwüstliche Geistigkeit und Geistlichkeit des Menschen, Wahrheitsliebe als einzige Befreiung vor den dicken Schichten der Lüge, Gott als einziger wirklicher Sinn der künftigen Existenz des Menschen Derartig intoniert, schrieb Fischer auch einige anthologische Gedichte von memorabler, intimistischer und reflexiver Stimmung und einem ausgeglichenen Ausdruck, in dem sich traditionalistische, modernistische und postmodernistische poetische Requisiten vermischen (Das Unsagbare, Scheiten, Varaždiner Nachtstück, Gehen an den Rändernd der Schatten, Zwischen Dunkelheit und Nacht, Am Grunde des Himmels). Im Gegensatz zur Referenzialität vieler rezenter Texte aus der Feder Ernest Fišers, bewegen sich diese Gedichte fernab jeglicher Anekdoten, wirklichkeitsbezogener Phänomene oder wesentlicher autobiographischer Einschläge. Durch ihre glücklich erreichte Universalität verwandeln sie sich gewissermaßen in grundlegende Reflexionen der wesentlichen Fragen und Motive in Fišers Lyrik – von Mihalićs existentieller Analytik und der für Razlog charakteristischen Begrifflichkeit und Philosophienähe bis hin zum intensiven „Fall" in die Geschichte und ihre verschiedenartigen Schrecknisse und weiter noch, bis zum Subjekt, das es doch noch fertigbringt, in seinem inneren Reichtum zumindest einigermaßen eine Alternative zum Pandämonium der Wirklichkeit zu finden.

Alles in allem, es ist eine Poesie, in der Fišer seine bisherigen dichterischen Erfahrungen synthetisiert und eine wesentlichere poetische Mehrschichtigkeit, Sicherheit und Gewandtheit zutage legte als je zuvor, was ihm 2017 für Präludium für Angina Pectoris auch den „Tin-Ujević-Preis" des Kroatischen Schriftstellerverbands eingebracht hat. Seine besondere Beachtung der existentiellen Lage des Subjekts, sowie dessen unmittelbaren Reflexion und Selbstreflexion, verdankt er noch der Phase von Krugovi und Razlog. Seine kajkavische Etappe richtete sein Augenmerk besonders auf das in konkrete Zeit und Raum getauchte Subjekt, sowie auf die dichterische Sprache selbst und ihre ontologische und stoffliche Erstreckung. Die Rückkehr zur standardsprachlichen Lyrik bewirkte in den letzten Jahren eine apokalyptische Diagnose der modernen Welt, sowie ihr gegenüber einen intensiven Widerstand mit allen humanistischen und poetischen Mitteln.

Im Band Präludium für Angina Pectoris sammelten sich schließlich all diese Erfahrungen und es intensivierte sich der intertextuelle Charakter von Fišers Gedicht, die sich durch häufige Referenzen auf verschiedene Künstler und Denker in einen überpersönlichen kulturellen Dialog einfügen, bzw. in die unendliche Semiosis der Welt.

Sowohl vom Ausdruck her, als auch diskursiv, stellt Präludium für Angina Pectoris gewissermaßen Fišers Synthese dar. Reflexivität, Aussagekraft und die nach wie vor vorhandele poetische Syntax aus der ersten Periode seines Schaffens wurden in diesem Band bi zur letzten Konsequenz ausgeführt. Ebenso flossen auch die plastische Bildlichkeit, sprachliche Beweglichkeit und Konkretheit, der räsonierende Stil, sowie die betonte Affektivität des Subjekts aus Fišers kajkavischen Gedichten in diesen Band ein. So gut wie das gesamte ausdrückliche Novum des Bandes Zeit der Unzeit, sein „Gegenschlag in Richtung Wirklichkeit", ausgeführt mithilfe eines kolloquialen und kommentierenden Diskurses, eines Zusammenpralls zwischen dem hohen (literarisierenden) und dem niedrigen (journalistischen) Stil voller versteinerter Phraseologie, sowie eines vehementen, bzw. resignierten und meditativen Tons des lyrischen Subjekts wurde auch in Präludium für Angina Pectoris übertragen. Diese Sammlung ist – in den verschiedenen Facetten ihres Ausdrucks innerhalb einer dennoch weitgehen homogenen Poetik, sowie in ihren sorgfältig und fest strukturierten vier Zyklen von je vierzehn Gedichten (Mein Buddelschiff, Saure Regenzeit, Die Herren der Nostalgie, Am Grunde des Himmels) – Fišers definitives dichterisches Wort, das ihn an der Spitze der zeitgenössischen kroatischen Dichtung ansiedelt. Diesen Platz sichert ihm sowohl die Qualität, als auch die Originalität seiner rezenten Lyrik, vor allem aber die Tatsache, dass er seiner reifen Poesie dazu verholfen hat, sich auf gänzlich neue Art und Weise mit den Traumata ihrer Zeit und den unumgänglichen existentiellen Grenzen ihres Subjekts auseinanderzusetzen.

(aus dem Kroatischen von Boris Perić)

RIJEKA – EUROPEAN CAPITAL OF CULTURE 2020

JANKO POLIĆ KAMOV

(Sušak, Rijeka, 17.XI.1886 – Barcelona, 6.VIII.1910)

JANKO POLIĆ KAMOV ■ BIOGRAFIE

Janko Polić Kamov (Sušak, heute Teil von Rijeka, 17.XI.1886 – Barcelona, 6.VIII.1910) war ein kroatischer Erzähler, Dichter und Dramatiker. Den Beinamen Kamov, der für ihn zugleich sein „literarisches Programm" bedeutete, legte er sich nach der biblischen Gestalt des Ham (Kam) zu, jenem Sohn Noahs, der von seinem Vater verflucht wurde. Sein literarisches Werk war von geringem Umfang, dafür aber überaus bedeutsam, da in seinen Gedichten, Erzählungen und Bühnenstücken seine Verärgerung und Enttäuschung über die Heuchelei und die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen in einer Weise zum Ausdruck kamen, wie es sie bis dahin in der kroatischen Literatur nicht gegeben hat. Zwar wirkte er zur Zeit der kroatischen Moderne, gehörte aber keiner von deren Gruppierungen an. Vielmehr nahm er, als überaus eigentümliche und rebellische Persönlichkeit, in seinen Werken vieles vorweg, was sich erst später in der kroatischen Literatur ereignen sollte. Zu seinen Meisterwerken zählt der postum veröffentlichte, von psychosexuellen und geistigen Konflikten geprägte Roman „Isušena kaljuža" (Der ausgetrocknete Sumpf, geschrieben zwischen 1906 und 1909, herausgegeben 1956), der als Beginn der literarischen Avantgarde in Kroatien angesehen wird. Zeit seines Lebens veröffentlichte er zwei von den meisten seiner Zeitgenossen als provokant, beleidigend und lästerlich aufgefasste Lyrikbände, sowie zwei dramatische Studien (weitere Dramen und Erzählbände erschienen postum). Im Alter von 24 Jahren starb der „Dichter der Fluchenden", wie er sich selbst nannte, in Barcelona und wurde in einer namenlosen Gruft auf dem Armenfriedhof des „Hospital de la Santa Creu" beigesetzt (heute befindet sich an diesem Ort die Katalonische Nationalbibliothek). Anlässlich seines 110. Todestags, sowie der Tatsache, dass seine Geburtsstadt Rijeka dieses Jahr Europäische Kulturhauptstadt ist, veröffentlichen wir in dieser Ausgabe eine Auswahl aus Janko Polić Kamovs Lyrik und Prosa.

JANKO POLIĆ KAMOV ■ AUSGEWÄHLTE LYRIK

Präludium

Vergewaltigten will ich dich, du unschuldiges, weißes Blatt Papier;
gewaltig ist meine Leidenschaft, du wirst sie kaum ertragen;
bleich vor Entsetzen entziehst du dich meinem Zorn;
ein Kuss auf dein weißes Antlitz: Schwarz ist die Farbe meiner Küsse.

Kein Gesetz soll walten über dir. Gestorben sind die Gesetze für mich;
ich fliehe vor ihnen und schnell wie der Blitz ist meine Flucht.
Ich ging vorbei, wo gebogene Rückgrate kriechen,
wo Hunde Orgien feiern und Lecken ihre Unzucht ist.

Du entziehst dich, scheues Reh, zitterst wie die erste Scham;
verlockend ist die Unschuld, ihr Echo aber ist der Wahnsinn;
Wahnsinn bin ich, du weißes Papier, und Wut lodert in meinem Auge.

Fromm ist das Volk, es hat die Schwänze eingezogen,
keine Ehrlichkeit flackert in seinen Augen und schleppend ist sein Gang;
Schnüffeln ist seine Arbeit und reich ist ihr Lohn;
kein Platz ist dort für mich und bestrafen will man meine Wut:
ich schlucke meine Gedanken herunter und ersticke an Scham.

Halt ein, meine Liebe, und behorche meinen Schmerz;
menschliche Worte vernimmst du, aber noch hat kein Esel einen Menschen verstanden;
Ochsen ziehen den Pflug und der Knechtschaft verdanken sie ihr Heu;
der kleine Rappe trägt den Edelmann und seiden glänzt seine Mähne;
ausgiebig wird der Eber gemästet und es mundet sein Fleisch;
dünn sind die Gesetze und scharf, und voll Hafer die Ställe.

Lauf nicht weg, geküsstes Mädchen, es gibt keine Frau für mich;
sie geben sich nicht her für nervöse Küsse und das Straffen der Haut;
es gibt kein Gold bei mir und kein Diplom ist ohne dieses erhältlich.

Ich liebe dich, weißes Papier, und warm ist meine Liebe;
warm wie mein Blut und Wahnsinnig wie die Wut, die in mir wohnt;
Für immer sei mein, denn schwarz sind meine Küsse;
schwarz sind meine Küsse und rot kocht darin das Blut.

Moses

Eine Bewegung von Menschenhand, eine Fessel für Millionen;
zehn Gebote, allesamt, zehn regungslose Götter;
im Spiel des kurzen Augenblicks liegt die Antwort auf Jahrtausende.

Ich blicke in dein Gesicht, Moses, durchschaue den Betrug der Farben;
sehe auf deine Hände, Moses, auf die Nacktheit deines Gedankens;
schwarz ist deine Hand wie die Inquisition;
absurd dein Gedanke wie das Dogma;
falsch deine Farben wie die Heiligkeit der Könige.

Sieh mich an, ich lache auf deine Rezepte herab;
weder bist Meister du, noch sind die Menschen tönerne Erde,
noch die Gebote deren Modelle!
Eine Bewegung von deiner Hand – und es erschallt Gelächter
voll Ironie, Sarkasmus und Spott;
ein System für die Welt - aus unverschämtem Einwand übermütiger Hirne;
ein Gott und eine Moral - und Menschen aus Blut und Mägen und Gliedern.
Am Anfang war der Hunger, der sprach und sagte: Du lügst!
Die Leidenschaft erwiderte mit blutigem Schrei: Du lügst!
Laut dröhnte der Gedanke: Du lügst!
Es donnerte des Menschen Wort, sein Hymnus, der sagte: Du lügst!
Bleich wurde der Himmel wie Angst und zittrig wie welke Knochen.

Ein komischer Mensch bist du, Moses, und bestialisch ist dein Zorn;
deine Augen funkeln wie die Augen des Stiers;
deine Wut wallt wie die Wut des Toren.
Edel erklingt unser Hymnus und begegnet dir mit Gelächter.

Gute Nacht, Moses; ruhe sanft,
wie die Foltergeräte und der Index und des Erlösers flammendes Wort,

wie die Seelen der Könige und das Gewissen der Päpste.
Gute Nacht, Moses; ich gehe fort.
Es ist die Sonne, die nach mir ruft!

Lied an die Sonne

Es kommt die Sonne, eisige Seele, und vertreibt die Gespenster des Frostes;
es kommt ein blutjunger Gott und schenkt dir das Feuer seines Blutes;
warm ist sein Blut und seine Worte sind wie die Worte der Liebenden;
er ist der Gott der Leidenschaft und seine Leidenschaft ist rein;
lebhaft ist seine Leidenschaft, wie das Reh und mild wie die Brise;
sein Flüstern ist leise wie der Duft und der Duft ist sein Wort.

Unschön ist deine Melancholie, wie Glockengeläute;
trübsinnig deine Akkorde, wie das Spiel der Orgel;
traurig bist du, trist, wie die Karwoche;
Leidenschaftslos ist dein Schmerz und dein Leiden ist Teil vom Nirwana.

Was schrakst du auf, wehmütige Seele - vergänglich sind die Gespenster des Frostes:
sie sind wie Rauch und Alkohol;
betrunken bist du, eisige Seele, und unschön riecht dein Atem;
er ist wie der Atem der Schenken und die abendliche Litanei;
er ist müde wie die Glocke und der Gedanke des Betrunkenen;
gelb wie die Blätter, tragisch wie der Herbst;
tot wie dein Blut, wie der winterliche Himmel:
du bist so eisig, wehmütig, o meine trübsinnige Seele.

Sieh, es kommt ein blutjunger Gott;
in seinen Strahlen bringt er Blut und sein Atem ist wie die biblische Erzählung;
lieblich sind seine Schritte, wie Knospen an einem Frühlingsmorgen:
warm ist seine Empfindung, wie ein Mittag an sommerlichen Meeresufern;
gütig ist der blutjunge Gott, wie eine Mutter;
seine Lippen sind Küsse und Feuer sein Auge;
weich sind seine Hände wie jene der Kinder, sein Kosen wie Mitleidstränen;
leicht ist sein Flüstern, wie deine Hoffnung.

Es kommt ein blutjunger Gott und groß wird sein Triumph;
jubeln wirst du, betrübte Seele, und dein Jubel erklingt wie die erste Liebe;
riesig wird deine Hoffnung, wie der Samen der Menschheit:
wie meine warmen Lippen, die das Lied an die Sonne singen.

Eisige Unzucht

Hier lass uns sterben, Kitty, die Kraft ist aus meinen Gliedern gewichen;
kein Ausweg führt aus dem eisigen Wald und kein Weg durch die Finsternis;
zugeschneit ist alles und verschwunden darunter unsere Spuren;
gesunken ist mein Arm vor Erschöpfung und Frost hat meine Gedanken befallen;
wir gehen unter, Kitty, und gierig lauert der Rachen des Todes.

Kennst du noch den Sommer und meine Gedichte?
Papier soll den Nachkommen meine Sünden erzählen,
auf dass ihnen mein Name zum Fluch werde;
dir weinen sie nach und Tränen werden fließen, Kitty;
entweiht durch meine Verse bist sprühende Unzucht du in meinem Buche.

Erschrocken sind deine Augen und erfroren dein Atem;
grau bist du vor Kälte und zersprungen deine Lippen;
es zittert deine Seele zur Melodie des Entsetzens;
gestorben ist die Atmosphäre und dein Lied, das sie umkreist;
es war von kurzer Dauer, nun kehrt es zu uns zurück wie Schnee.

Hörst du meine Worte, verkommene Scheue?
lautlose Unzucht sind sie und eisig fallen sie zu dir nieder;
umschlungen von meinen Armen - o, gib mir das Flüstern des Blutes.

Sieh, finster wurde die Sonne und fahler ihre Strahlen;
allein im Grauen erfrorener Münder und schwarz gähnt der gespenstische Rachen;

er ruft uns zu mit gierigem Gesang;
es wüten seine Zähne und zermalmen wollen sie unsere Gebeine.

Gib mir das Flüstern des Blutes - im Blut fließt unser Leben;
stärker als alle Wut versteht es, dem tödlichen Drange zu trotzen;
o, hauche mir zu, dass wir aufspringen mögen und uns aneinander drücken;
schläfrig ist unser Blut - im Wachsein liegt unsere Rettung.

Sieh, Eis ist gefallen und unsere Gottheit liegt im Sterben;
glanzlos ist meine Mutter und tot sind ihre Lippen;
milchlos sind ihre Brüste und es sterben ihre Kinder;
eisig ist das Entsetzen und sein Strahl, der über uns hinweg zieht;
erfroren sind meine Worte und bleiern fallen sie auf uns nieder.

Wo ist dein Blut, Geliebte?
mein Nagel wird nach ihm suchen und forschen wird mein Zahn,
wie die Augen des Hungers und die Stimme der Flut.

Ertaubt bist du für meine Worte und verstummt ist deine Leidenschaft;
sag, wo ist dein Blut, du Frau meiner Gedichte und Träume?
Im Sterben liegst du, Liebste, und keine Glocken erklingen zu deinem Begräbnis;
erfroren ist dein Blut und zerbrochen sind deine Gebeine,
erkaltet ist mein Atem und gestorben ist der Kuss.

Die Speisen sind angerichtet, Gespenst, sie sollen dir munden,
gemeinsam ist uns der Teller, Kitty, und unsere Körper sind seine Gerichte;
getraut wurden wir, Frau - im Gedärm lass uns Hochzeit feiern;
die Heirat ist nahe und das Ehebett gemacht;
gemacht ist das Ehebett - und vernagelt sind seine Bretter.

Gemeinsam ist uns das Grab und kein Kreuz steht auf seinem Hügel;
gemeinsam ist uns der Sarg und die Umarmung unserer Körper;
feucht ist die Erde – oh, tote Geliebte.
Seelenlos sind unsere Gerippe und der Zerfall unseres Fleisches;
Würmer sind unsere Küsse, verfault die bestrichenen Bretter.

Sind es Tränen, die auf's Grab niedertropfen, und blühende Blumen?
Liebkost uns die Feder des Dichters, die Wärme mitleidsvoller Jugend?
Wird je man die Erdschicht durchgraben, den Deckel des Sarges aufbrechen?
Findet man unsere Gebeine und liest den letzten Vers?

Kurz war mein Leben, zu früh entstarb meine Seele;
früh war mein Tod, wie all die verfrühten Leidenschaften;
aus totem Grabe erschallt der Schrei und mahnend ist sein Klang;
er ist die Verzweiflung der Klage und das Feuer des Widerstandes.
Seht, die irrende Unzucht, die Leidenschaft des Seins;
verflucht meine Gedanken und versengt deren Flügel;
sie kriecht aus den Leichen hervor und Aufruhr ist ihr Atem;
Tot lieben unsere Körper einander und verbittert ertönt ihr Schrei.

Verwirrt war Mutter Natur und trunken, als sie gebar:
eng war mein Leben und weit, weit war meine Seele.

Das Hohe Lied

Gehen wir, Zigeunerin, du meine schwarze Geliebte;
dunkler ist deine Haut und schwarz deine Augen;
zerschunden sind deine Füße und fettig dein Haar;
schwarz bist du, wild, o meine schwarze Geliebte.

Ich liebe den Schrei aus deinen Augen und liebe den Schrei aus deiner Brust;
darin steckt unsere Liebe, im Schmerz liebt man die Frau und der Schmerz gebärt die Kinder, o meine nackte Geliebte.

Groß bist du in deiner Freiheit und größer noch ist unsere Liebe,
unsere Liebe, dunkel wie der Wald und blutig wie die Gottheit;
meine Frau ist die erste unter den Frauen: schwarz wie die Nacht, geheimnisvoll wie die Wolke,
wild wie mein Kuss und aufrührerisch wie meine Verse.

Unsere Liebe wird ein Chaos sein: trüb und durcheinander gemischt, kein Wort kennt man dafür;
wir küssen uns, nackt und warm, und die Kniffe sollen unser blutiges Lied singen,
ich zerre an deinem Haar, du drückst deine Augen in meine Seele und die Wut soll unser verfluchtes Lied singen;
wir winden uns wie die Schlange und kriechen wie das Ideal - und die Tragik soll unser verzweifeltes Lied singen.
unsere Liebe überwuchert uns - peitscht uns mit Entsetzen und der Schmerz soll unser grauenhaftes Lied singen.
der Wald ist unser Tempel und das Gras unser Bett - das Chaos ist unsere Gottheit, und die Seelen unser Opfer.

Aus dem Chaos windet sich das Kind hervor, unser Kind - o meine ungesetzliche Frau und meine ungesetzliche Geliebte;
und sein Name wird lauten: ungesetzliches Kind;
und es trottet durch die Welt, hungrig wie unsere Leidenschaft, Verflucht wie unser Lied
und blutig wie unsere Liebe;
und der Fluch bricht über ihm nieder und keinen Platz wird es haben unter den Menschen;
verfluchen wird es Vater und Mutter und deren Liebe, von den Menschen erhebt sich sein Fluch zu Gott;

Trauer und Entsetzen, wo immer sein Fuß hintritt und keinen Krümel Brot wird es sein eigen nennen;
jagen wird man es, in Ketten legen und Verbrechen wird seine Nahrung sein.

Tot ist die Welt, o meine Geliebte, und schwarz ist es in ihrer Langeweile;
tot ist das Volk, o meine Geliebte, und schläfrig ist sein Gesang;
verrückt ist das Schweigen, o meine Geliebte, und Schweigen ist ihre Sprache;
sieh, müde sind sie und das Gähnen ist die Musik ihrer Tage;
ihre Seelen sind leer wie das Lachen der Huren, ihr Lachen leblos wie das Wort des Gesetzes;
ihre Gesetze sind wie ihr Gott – o, herzlos ist ihre Gottheit;
eintönig ist ihr Opfer, wie der Rauch von Zigarren, und ihr Geruch, wie der Geruch des Kadavers;
keine Sterne leuchten an ihrem Himmel und anders sind die Wolken;
ihre Sonne ist fahl wie die Kerze am Leichenbett und Mauern sind ihr Wald;
wüst ist es, schwarz, o meine Geliebte, und Tage sind wie ihre Gedanken;
keine Unruhe in ihren Augen und ihre Augen sind wie die Augen der Säue;
kein Aufruhr in ihrer Bewegung und ihre Bewegung ist wie die Bewegung des Ochsen;
blutlos sind ihre Körper und leer ist ihre Seele, wie Gott.

Dorthin werfen wir unser Kind, meine schwarze Geliebte;
dort trotten seine Füße und dort blitzt sein Fluch;
dort zittert die Flamme seiner Seele; der Umsturz in seinem Gedanken, der Aufruhr in seiner Bewegung und der Ärger in seinem Atem;
er wird es sein, der die Eingeschlafenen weckt und die Toten auferstehen lässt;
und Ketten werden seine Verlobte sein.

Unser ungesetzliches Kind, o du seine ungesetzliche Mutter -
namenlos wie das Verbrechen und einsam wie der Hunger!
Jubeln wird die Stimme unserer Küsse und die Fülle unseres Blutes:
O Namenloser, du bist unser Kind!
Und unser Jubel ist der Jubel von Dreistigkeit und Verzückung, riesig wie die Ewigkeit,
leidenschaftlich wie das Kneifen und verlockend wie die Frau im Dunkel des Waldes.

Gehen wir, meine Zigeunerin, meine schwarze Geliebte;
wir lieben uns im Chaos, aus dem Chaos wächst das Kind;
das Kind unseres Blutes, das Kind unserer Seelen, das Kind unseres Lebens.

Gehen wir, meine Zigeunerin, meine nackte Liebe;
wir bringen unser Kind zur Welt, das namenlose Kind;
und wir geben ihm einen Namen, den Schönsten unter den Schönen;
Umsturz wird sein Name sein, o, unsere ungesetzliche Liebe!

Im Delirium

I
Tick tack, tick tack, das Uhrwerk kracht.
Ach, Februar, der Tränen Flut,
Erloschen ist des Atems Glut,
Nun ächzen Spötter, Schmerz und Nacht.
Im Reif der Strahlen letzte Pracht.
Die Welt ist öde, dumm und alt,
Das Herz ein Beutel, leergezahlt,
Tick tack, tick tack, in Schmerz und Nacht.
Im Schweigen einsam Uhrwerk spricht.
Im Dunkel einsam brennt das Licht.
Im Februar - tick tack – o weh,
Im Herzen, leerem Portmonee,
Fand Schmerz nur ich und finstre Nacht.
Im Karneval – das Uhrwerk kracht.

II
A! O! I! U! - U! I! O! A!
Im Karneval, im Karneval,
Ward Schmerz zu Scherz, mit einem Mal,
Zu Tränen Atem, Trän' zu Staub
Zur Angst, die mir das Leben raubt,
Als auf den Tisch mit lautem Knall,
Schlug ich in wüstem Bacchanal.
Tick tack, tick tack. U! I! O! A!
O, monoton das Uhrwerk spricht.
O, dunkel brennt der Lampe Licht.
O, Herz, mein Herz voll Leid und Klagen,
Im Karneval bliebst du begraben.
A! O! U! I! – Das Uhrwerk kracht.
Es ächzten Spötter, Schmerz und Nacht.

III
Bim bam, bim bam, bim bam, bim bam.
Der Tränen Flut? Ha-ha, hu-hu -
Die Angst schnürt mir die Kehle zu:
Zur Uhr im Sterbeglockenklang
Ertönt der Puls, die Himmelsflut
Ist voll des Lebens übler Brut,
Wie unsre Seelen, schläfrig, bang
Wie unser Echo, bam, bim bam –
Drum weinen wir unser Martyrium
Gefühle, Leben, das Delirium.
Ein Grab im Herzen wird gemacht
Für unsre Herzen? Nacht um Nacht
Erschallt der Uhren düstrer Klang
Tick tack, tick tack, bim bam, bim bam –

IV
I! U! O! A! – A! O! U! I!
In Mäuse nun verwandelt sich
die Phantasie, mit einem Stich
ins Hirn im Rhythmus, Vers und Reim,
als letzte Vision allein
Delirium Tremens noch regiert,
Ekstatisch meine Seele schürt,
I! U! O! A! – A! O! U! I!
Oh, amen Tremens, Tremens amen,
Blau lodern aus der Kehle Flammen
Und jedes Herz ein Scheiterhaufen,
Bis unsre Herzen, angstdurchlaufen,
Trifft der Schlag, schlag ein, mehr Wein,
lass sein, hau rein, mehr Wein... allein!!!

Zagreb, 2. II. 1910.

Post Scriptum

Ich sang nicht die Mädchenaugen,
den Jüngling, der für sie verglüht,
ich bin kein Dichter der Liebe,
die ringsum duftet und blüht.

Ich sang nicht des Volkes Vergangenheit,
nicht Könige will ich erwecken:
Ich bin doch kein biblischer Hund,
dem Hiob die Wunden zu lecken.

Ich sang nicht das kindische Glück,
den Zeugungsdrang der Philister:
ich bin nicht der Weihrauch der Durchlauchten,
der Gottheiten und der Minister.

Ich sang nicht die Träne des Mitleids,
für Noahs trunkene Laune;
des Stumpfsinns und christlicher Helden
bin ich nicht die Posaune.

Ich sang nicht die Wehmut der Skrofel,
durch bürokratische Gage:
ich bin nicht der Kämpfer des Elends
am Fenster der ersten Etage.

Traf überall - wie auf Unrat -
aufs Antlitz ehrenvoll dumm...
Wenn Dummheit des Menschen Scham befleckt,
verprügeln könnt ich sie drum...

Stattdessen, zum Schlage ausgeholt,
traf wütend ich daneben:
Ins Glas! Nun blutet meine Faust,
die Splitter am Fleische kleben.

Der Fluch, verächtlich und widerlich,
schreibt meine Gedichte seither:
Ich bin der Dichter der Fluchenden,
vorläufig - nicht viel mehr!

Tief unten

Wir sanken tief, ins Schwärzeste verkrochen,
Wohin die Sonne niemals Strahlen sendet,
Als hätte man ein Sandkorn aufgebrochen,
Und Denken jäh ins Fruchtlose sich wendet.

Ein Mantel Nacht kam um mein Haupt gekrochen,
Verstandes Trieb noch regt sich und verendet,
Vor Tollwut ins entsetzte Schwarz gestochen;
Nachzehrer zittern knirschend und geblendet.

Je reißender, der Mantel drückt uns fester,
Je fester, Triebe zittern umso stärker:
Je stärker – in der Täuschung finstre Nester:

Ein rascher Tod hilft nicht aus diesem Kerker.
Nur langes Irr'n, den Abgrund uns zu zeigen:
Wo Worte flackern – widerhallt nur Schweigen.

XX. Jahrhundert

Fort mit dem Dogma, wenn das Hirn sich
in Mutters schmerzen krümmt und biegt;
und wenn Lebendiges hervorkriecht,
zu knien, dort, wo Mutter liegt!

Fort mit der Dosis Moralismus,
wohin wohl setzt es seinen Fuß?
Im Fleisch lebendiger Gedanke,
diesseits des Grabes gilt der Kuss!

Der Tag der Toten

Ich pilgerte zu euch, ihr Toten, und siehe da, düster ist nicht meine Seele;
hoffnungslos nicht mein Gedanke – grausam nicht das Weltall.
Psalmen möchte ich singen und gegen Menschen klagen;
meine Anklage wäre jene der Natur, die Schuldigen wären die Menschen;
scheu wie das Gebet, entstellt wie Christus, heilig wie der Dunst der Kirchen.
Fromm ist ihre Angst und kopflos wie eine Herde Schafe;
die Tobsucht ist sie der Hungrigen und der Schrecken der Sklaven;
Angst ist ihr Verbrechen und die Übeltat ihr Kind.
Feuchte Erde, es küssen dich Sonnenstrahlen und liebkosen himmlische Tropfen:
du Frau aus milchschwangeren Brüsten und Liebesgeheimnissen;
du Frau aus flammenden Versen und Geliebte des himmlischen Bräutigams.
prächtig sind deine Kinder und grün ist ihr Name;
fröhlich sind deine Kinder und die Vögel ihr Saitenspiel;
duftend sind deine Kinder und die Brise ist ihr Lied;
du bist ganz wie die Bäuerin, es gibt keine städtischen Farben an dir;
voll ist dein Körper und die Liebe sein Sinn;
deine Seele ist wie dein Körper:
harmonisch bist du, schön wie die ewige Wahrheit.
Und hergefallen war der Mensch über dich:
geschlagen ist dein Körper und der Fluch ist sein Segen.
Syphilis der Knochen und die Fäulnis der Lunge sind deine Nahrung;
ein totes Glied ist deine Liebe und das Kreuz dein Grün;
Verfall sind deine Saiten und Trauer dein Akkord –
Tränen das Glockengeläute – o, tot ist dein Bräutigam und Gewürm deine Kinder.
Ein Ladeplatz für Abfall und Fäulnis, groß ist des Menschen Verbrechen;
Stumm verklingt deine Klage, geprügeltes Fleisch;
Bitter ist dein Urteil, vergewaltigte Jungfrau;
zermürbend wie der Tod ist deine Tragik und maßlos dein Schmerz.
Eine Posaune ist meine Feder:
schwarz sind eure Werke, ihr Toten;
schwarz wie die Liebe des Sokrates und widerlich wie der Leib des Asketen;
riesig sind eure Untaten, sie lassen sich nicht verzeihen;
sie lassen sich nicht verzeihen und gefallen sind eure Würfel;
tot sind eure Seelen – tot ist die Auferstehung!
Eine Posaune ist meine Feder und das Weltall ist ihr Echo;
es lächelt die Ewigkeit – die Erde ist nicht gestorben;
es bersten die Knochen und die Zeit zerstört alle Gräber –
vor Übermut schäumt mein Gesang: es leben die Lebendigen!

Finale

Sieh, ich sehe lebendige Leiber und tot sind ihre Seelen;
erstorben die Verzückung und der Gedanke des Urteils;
es prostituiert sich der Geist und steril ist die Liebe der Huren;
verunstaltet ist der Umsturz und pervers sind seine Werke –
das Grab ist mein Heim – eine große Grabstätte der Seelen.
Totgeborene und früh Gestorbene – o unglückliche Liebe!
Große Grabkammern sehe ich und golden sind ihre Kreuze;
marmorn die Grabsteine und die Aufschriften, die sich über sie ergießen;
herrlich die Kränze und die papiernen Blumen;
prunkvoll sind eure Gewänder, o ihr toten Helden!
Sieh, ich höre das Wort des Dichters und die Lügen trauriger Noten;
vergiftet ist die Muse des Volkes, die Toten besingt sie in Hymnen.
O Grabstätte der Seelen, meine düstere Heimat;
es singen meine Lippen und Fluch ist mein Gesang;
Verzweiflung ist er und Wut, und Ärger liegt in seinem Schmerz;
kurz ist er und rasend wie die der Schrei des im Grabe erwachten.
Es kommen lebendige Seelen und graben unsren Totenacker um;
werden sie meinen Körper und mein zerkratztes Fleisch finden?
die zerfransten Lippen und meinen zerstückelten Leib?
werden sie die Größe und das Grauen des begrabenen Toten begreifen?
das geronnene Blut küssen, wie die Asche Brunos und das Herz vom Pompei?
wird nicht der Rachen der Zeit unsere Grabstätte verschlingen,
auf dass niemand mehr wisse: auch dort haben Seelen gelebt?
O zitternd ist mein Schmerz und groß seine Gedanken;
ich zerschmettere den eisigen Sarg und grabe mich durch die Erde;
die geschundenen Knochen kriechen empor und groß leuchten ihre Augen –
dort sind die Sonne und die Auferstehung und die Luft voller Dithyramben!

(aus dem Kroatischen von Boris Perić)

JANKO POLIĆ KAMOV ■ DER AUSGETROCKNETE SUMPF (ROMANAUSZUG)

Tief unten

Erster Teil

In einem kleinen, ausgewaschenen Fläschchen hatte Arsen einige Proben seines Speichels seinem Arzt zur Analyse geschickt. Er hatte sich einen Lungenkatarrh zugezogen und spuckte täglich ganze Dutzend gelber, voller Stückchen aus. Arsen verglich sie mit Korallen und Schwämmen, denn sie waren von derartiger Ausfertigung. Von der Farbe sagte er, sie sei gelb wie Kanarienvögel oder Polenta. Er maß alldem keine bedeutende Wichtigkeit bei und hatte sich bereits mit dem Gedanken abgefunden, dass es sich um einen chronischen Katarrh handelt, den auch die Frühlingssonne nicht auszutrocknen vermag.

Denn der Frühling tappte schon auf seinen jungen, neckischen, glänzend besockten Beinchen heran. Auch der Wald trieb Blätter, als würden hinter Fensterchen winzige Näschen weiblicher Jugend hervorlugen. Und die Vögel wetteiferten in ihren kindischen Plaudereien, ihren Flug durchs Gezweig tragend, wie ein Mädchen sein Röckchen, obschon alles an ihm besagt, es sei im heiratsfähigen Alter angelangt. Auch die ersten Schweißtropfen lugten wie Pollutionen heranreifender Jugend hervor. Arsen besah dieses Frühlingserwachen vom Himmel bis zur Erde, mit den Augen dem Flug der Wolken folgend, die zerzaust über ihm entlangzogen, weiß wie die Unschuld und voll wie Tränensäcke. Er aber spuckte nur auf die Erde, die Jungfrauen nicht schonend, die sich in die Umarmung der temperamentvollen Sonne stürzten.

Arsen belächelte das Ganze. „Sie sprachen: Frühling, Frühling – und der Frühling kam und alles blieb beim Alten." Den Winter verbrachte er lesend, kritzelnd und fluchend. Der Arzt hatte ihm das Rauchen verboten, Arsen aber, da er eingesehen hatte, wie langweilig jede Behandlung ohne Rauchen sei, steckte sich heimlich eine Zigarette an, doch ein Glas schreit bekanntlich nach dem nächsten. Dann fing er an, auszugehen, zuerst humpelnd und ungelenk wie die ländlichen Equipagen, dann aber fester, immer steter bis zum Wagen. Er trug einen Stock, jedoch mehr aus Nervosität denn aus Not. Auch fing er an, Wirtshäuser zu be-

suchen und fand bald heraus, wie gut das Trinken doch seinem Katarrh tue. Mit Inbrunst stellte er dies auch unter Beweis: „Bitteschön, man schläft sich aus und am nächsten Morgen hustet man sich gesund, und speit und schüttet, wie ein Füllhorn. Denn Hauptsache ist, dass man sich alles Unnötigen und Faulen entledigt." Seine Trinkkumpane nickten gutmütig mit den Köpfen und lauschten seinen begeisterten Ausführungen, die stets mit den Worten endeten: „Und was noch wichtiger ist, trinken macht Appetit und Appetit, meine Brüder, Appetit ist alles!" Und tatsächlich hatte er einen Appetit wie ein junger Welpe. Dies war ein bedeutendes Argument für seine Mutter. Wie Mütter eben sind, war es für sie einzig wichtig, dass ihre Kinder Appetit haben, vor allem, wenn sie selbst kocht.

Überhaupt beobachtete Arsen mit ehrlichem Interesse diesen ganzen „katarrhalischen Prozess", und weil er eine Art Schreiberling war, ergab sich für ihn daraus so manches Gleichnis. Zum Beispiel: „Dort tat sich eine dichte und fette Wolke auf, die aussah wie katarrhalischer Speichel, nur von weißer Farbe." „Und die Glocke läutete wie ein reifer Katarrh." „Und Matija Prugovečki blies sich auf, als würde er gerne in Gesellschaft husten, wo er doch nicht ausspucken darf." Und wie der Katarrh, so auch alle Nebensächlichkeiten vom Durchfall bis zur Verstopfung. So nannte er gelegentliche Gedichte chronischer Durchfall, während er für die Literatur statt des üblichen „steril" gerne „verstopft" zu gebrauchen pflegte. Eines Tages aber bemerkte er – rein zufällig – dass er Blut ausspuckt. Reines Blut. Auch früher kam es vor, dass Ausgespucktes mit eisenrostfarbigen Rillen durchzogen war, er maß dem aber keinerlei Wichtigkeit bei. Nun aber war es dunkles, reines Blut. In der Brust kochte es, im Hals brannte es. Er versuchte, zu sprechen, seine Stimme klang jedoch auf einmal ganz anders. Nie zuvor hatte er Ähnliches vernommen. Gebrochen, lau, wie das Pfeifen eines durchnässten Bodens. Das Husten hörte nicht auf. Luft wollte er einatmen, begann aber zu würgen, als würde sein gesamter Organismus weder Licht, noch Frische, noch Gesundheit vertragen. Blut!

Er wurde still, legte ich hin und ruhte ich aus. Unter dem „Eindruck des Blutes", der so niederschmetternd auf den Menschen wirkt. Er tröstete sich nicht, es käme aus dem Hals, aus den Zähnen oder aus der Nase, da er sogleich spürte, das, was blutet sei die Lunge, die keine kalte Luft verträgt und nun ermattet. Er war überzeugt, seine Krankheit habe sich evolutiv entwickelt und dachte an den Tod. Dieser schien ihm voll Schwermut und er tat sich selber leid. Am Fensterglas hatte sich schon die Schwärze der Nacht angesammelt, im Zimmer war es kalt und starr, nur in ihm drinnen kochte es und siedete.

Am nächsten Tag machte er sich zum Arzt auf. Er war nicht erschrocken. Vielmehr spürte er etwas Neues und wurde neugierig. Der Arzt untersuchte ihn und kam zum Schluss, die Lunge sei nicht gefährdet.

„Da hat sich ein Äderchen aufgetan und Sie müssen zusehen, dass sich das nicht wiederholt. Nur Ruhe und kein Aufregen. Am besten, Sie hüten einige Tage lang das Bett und versuchen, nicht zu husten. Ein Schluck frisches Wasser und dies (da verschrieb er ihm seine Medizin) alle zwei Stunden je einen Teelöffel. Hüten Sie sich vor raschen Temperaturschwankungen und gehen sie bei solcher Witterung nicht aus dem Haus. Warte Sie auf die Sonne…"

Die Sonne war tatsächlich schon seit zwei Tagen von einer dichten Wolkenschicht verdeckt, aus der gelegentlich winzige Regentropfen zur Erde vielen, als würde der Wind sie von ihnen abtrennen. „Auf die Sonne warten!" Und er beschloss, auf die Sonne zu warten. Bald schien es ihm, als habe er den Zweck des Lebens herausgefunden. „Mit ihm kämpfen!" Er sah den Feind und spürte den Zauber des Kampfes. Den Blick von bärtigen Gesicht des Arztes abwendend, sagte er verzückt:

„Herr Doktor! Sagen sie mir ehrlich, ist es Tuberkulose? Ich schicke Ihnen gerne alles zur Analyse… Seien sie aufrichtig. Ich komme von der Küste, bin kein Melancholiker. Sollte eine Krankheit festgestellt werden, erst dann unterziehe ich mich gerne Ihrer Behandlung. Verstehen Sie doch…!"

Noch sprach er. Wollte die gesamte Wahrheit, in alle Geheimnisse seines Feindes eindringen, der Arzt aber konnte seine Aufdringlichkeit nicht ertragen.

„Schicken Sie nur", sagte er.

Und er schickte seine Proben. Der Arzt meinte, die Ansteckung sei da. Arsen war auch jetzt nicht erschrocken. Und mit dem Gedanken, er habe sich angesteckt, verspürte er noch stärker jenes Neue. Er hatte seinen Feind in Reichweite und je mehr er ihn sich von weitem vorstellte, desto schrecklicher schien er ihm. Jetzt aber hatte er ihn durchschaut und nichts Schreckliches hatte ihn überkommen. Der Tod schien ihm dermaßen einfach und gewöhnlich, dass er verwundert über seine eigenen Gedichte auflachte, die ja nichts anderes waren, als ein Aufschrei des Dauerns, des Widerstands und des Lebens.

Aus der Ferne blickte er in den Rachen des gefräßigen Ungeheuers – und schrak auf. Der Atheist hatte sich sein großes Nichts einzugestehen: das seines Blutes, seiner Gedanken und seines Fleisches. Er wollte leben und glaubte, dass er lebe. Er verhielt sich wie das Vergessen der Unzucht und die Ekstase der Masse. Er sank nicht tief, ging nicht ins Breite. Er trieb auf der Oberfläche, trieb auf seiner eigenen Oberfläche und tauchte nur selten, ab und zu, in sich selbst ein, um gleich darauf wieder an die Oberfläche zu gelangen. Nun aber war ihm klar, er habe sich angesteckt; es stecke in ihm etwas, das aus seinen Gedichten nicht zu beurteilen sei, nicht aus seinem Lachen, nicht aus seinen leichtfertigen Gesprächen. Ein Bazillus steckte in ihm, ein vernichtender Bazillus, der ihn mit Schlamm bewarf, ich, seinen Reim und seine Idee. Er war der Gesellschaft schon

nicht mehr zugänglich, durfte weder auf den Boden spucken, noch aus dem Glas eines Anderen trinken.

So ungefähr gestaltete sich sein Blick, mit dem er ängstlich alles um sich herum besah. Und er verneinte sich nicht. Er spürte sie ganze Kraft seines Inneren, die ihm um sich zu versammeln begann. Denn das war der Schauplatz seines Kampfes, seiner Vorstellungen, seiner Erfolge und seiner Niederlagen. Dies ist die Krankheit, die den Menschen vereinsamt, ihn aus der Gesellschaft tilgt und ihn ihm selbst widmet.

Erst später begann er, an das Ende zu denken. Denn seine Gedanken waren fern jeglicher Harmonie, jeglicher Abgerundetheit und jeglicher Logik. Sie wandten sich, das muss gesagt werden, einer aus dem anderen hervor, waren deshalb einander aber keineswegs ähnlich. (Der Sohn ist anders als der Vater und es gibt kaum jemanden, der in diese lange Vergangenheit eindringen würde, nur um aus ihr ein Gesetz der Heredität abzuleiten.)

Lang war diese Vergangenheit. Dunkel, trübe. Wie eine Wolke in einer Nacht mit seltenen Blitzen. Arsen hatte noch nicht begonnen, diese durchzulesen, denn dazu fehlte ihm die Fassung. Die Gefühle aber waren wie die Gedanken. Sie waren nicht stürmisch. Eher still und trübe. Wie Wolken. Die Zukunft zeigte sich ihm ohne Beklemmnis, kurz, wie der Frühling. Er dachte bei sich: ich werde sterben, aber ich werde sterben wie ein Mensch. Ohnehin warfen sich in ihm zwei Gedanken auf: „Die Fülle des Lebens ist von kurzer Dauer, denn es geht ja darum, den Wein in einem Zug auszutrinken und die ganze alkoholische Wollust zu spüren – oder aber schubweise, wie ein gutmütiger Alter und solide Mägen. Und leben heißt, sein Alter zu verstehen und sollte ich auch hundert Jahre lang wie ein Mönch leben, war ich dennoch von Geburt auf tot."

Seine Mutter war wie alle Mütter. Seit zwei Jahren Witwe, lebte sie teils von der Beihilfe ihres Bruders, teils vom älteren Sohn, und ernährte damit auch ihn, Arsen. Er war vor einigen Monaten zurückgekehrt, hatte seine Agentenbeschäftigung bei Seite gelassen und so war es auch nach seiner Erkrankung geblieben. Seiner Mutter war es Recht. Wie ein Vater es vorzieht, einen in der Welt angestellten Sohn zu haben, so zieht eine Mutter es vor, ihn tatenlos zu Hause zu pflegen. Er war der einzige, der ihrer bedurfte, und das war es zugleich, was ihr sinnloses Leben mit einer Art Sinn erfüllte. Eine ihrer Töchter war mit Professor Magdić verheiratet, alles andere verstarb während der dreißig Jahre ihres Ehelebens. Und so gab sie sich der Dienerschaft hin an ihrem ältesten Sohn, zog ihn an sich und eifersüchtelte mit all jenen Frauen, Büchern und Kameraden, die ihn ihr zu entziehen suchten. Ihre Eifersucht war eine boshafte Tugend, die zusammen mit der Liebe einen Hass gegenüber Verleumdungen, Nachrede und Lügen hervorbringt. Blieb Arsen abends lange außer Haus, hatte sie einen

einzigen Feind: jenen, der Arsen aufgehalten hatte, oder aber jenen, von dem sie dachte, er habe Arsen aufgehalten. Sie urteilte nicht und fragte nicht, ob es tatsächlich der und der gewesen sei; es genügte, dass ihr das eine oder andere bekannte Gesicht in den Sinn kommt und schon bespie sie ihm mit der Galle ihres selbstlosen Altruismus. Arsen fühlte und verstand sie. Sie hatte ihm das Leben geschenkt; sie war Vergangenheit. Jetzt aber war sie zu einer Störung in seinem Leben geworden; sie störte seine Gegenwart. Überflüssig war sie ihm geworden; eigentlich war sie nichts für ihn, er aber hörte nicht auf, alles für sie zu sein. Den ganzen Tag verbrachten sie zusammen und da begann Arsen, dieses verbitterte Missverhältnis wahrzunehmen, er spürte ihre Liebe, die an seiner Existenz haftete, und fand sie nicht minder überflüssig, als seine ständige Bestrebung, diese Last von sich abzuschütteln. Es war ein verhaltener Kampf, nur ab und zu nahm er die Gestalt einer offenen Streitigkeit an, die sie umzubringen drohte und ihn verbitterte. Mutter und Sohn – Sohn und Mutter: Szenen brutalster Konflikte voller Eifersucht und Hass.

Sein Bruder Julije war Kaufmann. Wenn sie es auch nicht zeigten, sympathisch waren sie einander keineswegs: fremd waren sich ihre Ideen und Neigungen, das einzige, was sie verband war das Band des Blutes, derselben Eltern und desselben Tisches.

Seine Schwester Jelka bekam er nur selten zu Gesicht, so verhielt er sich ihr gegenüber auch herzlicher und drückte manchmal ihre weiße, schaumige Hand als hätte die Schönheit dieser sterilen Frau es ihm angetan, dieser Gefährtin eines Fremden, eines Geschichtsprofessors und eifersüchtigen Gelehrten stets zusammengezogener Augenbrauen.

Jelka war schön, entwickelt und schwarzhaarig. Im Gehen wand sie sich, als habe sie gar keine Knochen. Der Duft ihres Kleides vermischte sich stets mit jenem ihres Haars und ihr Fleisch zitterte wie Sülze. Ihr Gesicht war nicht rot. Es war bronzefarben, als würde die Dunkelheit ihrer Augen es erhellen; ihre Lippen waren zusammengezogen, dunkelrot wie Trauben. Am verlockendsten jedoch waren ihre Glieder, denn sie verstand es, ihre Beine wie zufällig übereinanderzuschlagen, die Knie zu krümmen oder ihren Rock eng an sich zu ziehen, wie eine geborene Kokotte, die nicht einmal daran dachte, damit einen Mann anzulocken.

Den Professor fand er von Anfang an unerträglich. Dieser sprach gerne über Ethik, die nicht einmal von der Historie gebrochen werden konnte. Noch lieber aber verherrlichte er die Vernunft, die darin bestünde, die ganze Nacht durchzuzechen, ohne sich dabei zu betrinken. Wollte er sprechen wie ein Gelehrter, griff er nach der Ethik, wollte er Geist in seine Rede einbringen, sprach er von Vernunft. In der Schule war die Ethik stets das Vernünftige, sodass er die Schüler der niederen Klassen meist mit dem Fuß traktierte, um sich an ihnen ja nicht die Hände zu verletzen.

Ganz anders war sein Onkel. Von Beruf Baumeister, war er im Gespräch derb, seiner Frau gegenüber ein Gendarm, in der Politik ein Zyniker, beim Witzemachen geistlos, im Leben aber ein einziger Witz. Deshalb wusste er nicht einmal, warum er überhaupt geheiratet hatte, wo er doch nicht fähig war, zu lieben, wo er keine Kinder wollte und seine Frau aus innerer Überzeugung als Last ansah, die es nicht nur zu tragen, sondern darüber hinaus auch noch zu bezahlen galt.

Seine Gemahlin, die gnädige Frau Gorup, wie er sie selbst nannte und wie sie zu nennen er gefälligst auch von anderen erwartete, war bleichsüchtig und voll wie ein Krug Budweiser Bier, gutmütig und weich wie ein Pfannkuchen und hübsch wie eine Frau, die ihrem Gemahl innig zugetan ist, wenngleich er sie im Weinrausch manchmal zu schlagen, oder aber bei Nüchternheit vor aller Welt zärtlich zu liebkosen pflegt. Niemals fing Arsen mit all diesen Menschen ein Gespräch an, das in seiner Tiefe über das Mittagessen, den Zirkus oder die Politik hinausgehen würde. Von sich selbst sprach er nie, hatten sie doch alle von ihm ein und dieselbe Meinung. Als ihm seine Krankheit bescheinigt wurde, kamen sie alle zu ihm gelaufen, stets mit denselben Ratschlägen, derselben Befürwortung und demselben Verständnis. Er aber schüttelte nur den Kopf, hielt eine Art „häuslicher Hygiene“ ein und – nachdem er eingesehen hatte, dass es einzig darum gehe „mit genügend Kraft und Vorbereitung auf die verheerende Wirkung des Bazillus zu reagieren“ – lebte und ernährte sich ordentlich.

I.

Im ersten Stock desselben Hauses diente ein grobschlächtiges, stets grinsendes Mädchen mit rotgebrühten Händen. Sie glühte wie eine Soldatendirne und schämte sich vor Freude, wie es Dienstmädchen eben tun. Als der Frühling angebrochen war, zog sie ein rotes Kleid an, das an ihr zitterte wie vor Erregung. Arsen traf sie in diesem Aufzug und, da er noch halbwegs konventionell war, kam nicht umhin, sich an sie zu wenden. Noch war er der festen Überzeugung, er habe als junger Mann die Pflicht, ein Mädchen vor derart verlockender Röte, auf das er ohnehin öfter trifft, beim ersten Mal anzusprechen, beim zweiten Mal zu berühren und beim dritten Mal zu küssen.

„Fröhlich sind Sie, he?“

„Bin ich nicht.“

„Was fehlt Ihnen denn?“

„Ein Liebester…“

Im Frühling antworten Dienstmädchen meist auf diese Art. Der Gang lag im Halbdunkel und durch dieses Halbdunkel schwirrten nun ihre abgebrochenen Worte. Arsen trat auf sie zu und fasste sie an der Schulter, die ihm leicht zitternd

vorkam. Ihr ins Gesicht starrend, erfasste er um die Lippen herum ein paar Züge, die von verfrühtem Alter zeugten und ihr ein dummes und ungehobeltes Aussehen verliehen. Er griff nach ihren großen, wie Blasen hervorgestülpten Brüsten, wurde sich dabei aber keinerlei Leidenschaft gewahr. Zögernd gab sie sich ihm hin, den Kopf schräg nach hinten geworfen. Arsen aber küsste nur flüchtig ihr Haar und ging über diesen lauen Kuss verärgert nach draußen.

Die Luft war schneidend kalt, der Himmel glasig, im Westen verglomm das letzte Rot des Tages. Arsen hob den Kragen hoch und beschleunigte seine Schritte. Er hatte ja gar keine andere Absicht gehabt und trotzdem lag in seinem Kuss etwas Niederschmetterndes. „So ein Kuss! Ja habe ich denn gerade eine Frau oder einen Mann geküsst? Dabei waren wir allen… und wenn man bedenkt… ich habe ja den ganzen Winter über nicht… Ist das schon Impotenz? Oder hat die Schwindsucht bereits zu wirken begonnen? Aber das ist doch Unsinn! Was bedeutet das? Oder war es die Intellektualität? Unsinn! Lauter Unsinn! Impotenz war es nicht, denn wozu reget es mich sonst auf?“ Er machte Halt und starrte auf die Passanten. Kurz dachte er an seine Schwester und hörte sofort auf zu denken. „Was soll das jetzt? Was?“ Da dachte er doch lieber an seinen Freund Nikšić und gab sich mit der trivialen Frage ab, ob dieser wohl gerade zu Hause anzutreffen sei. „Um sechs, hatte er gesagt, und es ist schon halb sieben. Treffe ich ihn nicht zu Hause an, so suche ich ihn im Wirtshaus ‚Zum Löwen‘. Dort isst er meistens zu Abend. Irgendwelche Bücher hat er mir versprochen. Warte mal… ich nehme…“ Er dachte schnell, als habe er sich verplaudert. „Und die Tochter der Trafikantin? Siehst du, auch sie regt mich auf, genau wie meine Schwester…“

Es überkam ihn Ärger und er begann zu pfeifen und mit dem Stock gegen das Pflaster zu klopfen. Er war überzeugt, er denke weder an seine Schwester, noch an die Trafikantin, und es begann ihn zu interessieren, wie es denn möglich sei, dass der Mensch denken kann, woran er will und darüber hinaus noch sagen kann: Siehst du, daran denke ich nicht.

An einer Abbiegung traf er auf einen Haufen Leute, die lauthals „Abzug“ brüllten und sich langsam nach vorne bewegten. Arsen blickte auf ihre aufgerissenen Mäuler und es wurde ihm unangenehm. Er wartete, dass alle an ihm vorübergehen, besah jeden aufs Genaueste, behielt aber kein einziges Gesicht im Gedächtnis. In Gedanken war er ganz woanders, wusste aber selbst nicht wo. Und als sie alle an ihm vorübergegangen waren, stand er noch immer an der gleichen Stelle und ging erst weiter, nachdem ein Wachtmeister es ihm befohlen hatte. Dabei schrie er als voller Kehle:

„Das ist eine Unverschämtheit! Eine Unverschämtheit ist das!“

Hätte man ihn dieser Worte wegen festgenommen, hätte er aus Überzeugung gesagt: Das war nicht ich, der da schrie. Der Wachtmeister aber folgte ihm nicht;

er trat an seine Stelle und blies durch die Nase… Arsen ging fluchend weiter. Ein Herr hielt ihn auf:

„Was war denn los?“

„Eine Unverschämtheit, das war los! Die Menschen bringen ihr Unbehagen zum Ausdruck und die Polizei ihre Rüpelhaftigkeit. Ja, darf man denn nicht einmal mehr schreien? Was darf man denn dann überhaupt noch? Schlucken, nicht wahr?

Um ihn hatten sich einige Schaulustige versammelt.

„Ich stand an der Ecke. Friedlich, natürlich – und sah zu. Nein, das war gelogen, ich sah nicht einmal zu. Warum ich dort stand, das geht doch schließlich nur mich allein etwas an. Oder darf man etwa nicht mehr auf der Straße stehen? Man darf nicht stehen, man darf nicht schreien, ja, was darf man denn dann?

„Und Sie haben nur dagestanden?“, vernahm man eine Stimme. „Das ist doch noch nichts Unverschämtes!“

„Natürlich nicht. Aber einen Menschen anzurempeln und ihm dabei ‚Marsch‘ zu sagen, das mag ein feines Betragen sein für einen Hund, aber nicht für mich.

„Was wollen Sie damit behaupten? Es hat ja niemand gesagt, das sei in Ordnung.

„Angerempelt ist gut“, meldete sich ein Bengel zu Wort. „Mich hat er mit dem Säbel…!“

„Ach, und der Herr hat sich darauf entfernt.

„Ach, ach – rief Arsen zornig und das Publikum stimmte ein.

Manche begannen zu lachen und darauf auch Arsen, der eingesehen hatte, dies sei das einzig Angemessene. Er brach in Gelächter aus setzte seinen Weg fort. Aus der Ferne wurden Rufe hörbar und dann erschien auf einmal eine Masse von Hüten und Gliedmaßen, aufgebracht und offensichtlich auf der Flucht. Wachmänner folgten ihnen. Im Nu hatte sich alles aufgelöst. Die Straße war die Mitte entlang leer, einzig an den Haustüren und Fenstern hatten sich Menschen versammelt.

„Was war das? Was war das?“

Bestens gelaunt, begann Arsen, mit den Armen herumzufuchteln:

„Was soll wohl gewesen sein? Einen haben sie totgeschlagen, wie viele Verwundete es gab, das werden wir wohl nie erfahren.“

„Es hat also Blut gegeben?“

„Blut, was denn sonst? Und ein Pferd war gestürzt.“

„Und mit ihm der Wachmann?“

„Nein, der blieb in der Luft.“

Einige begannen zu lachen, jener aber, der die Frage gestellt hatte, fuhr hartnäckig fort:

„Wie jetzt – in der Luft?“

„Na, einfach so – in der Luft…“

Da merkte er erst, worum es ging und zischte nur: „Blödmann!“

Arsen sprach weiter, log und fuchtelte mit den Armen, als er aber sah, dass immer weniger Leute an den Türe und Fenstern standen, entfernte auch er sich.

„Warum habe ich gelogen?“, fragte sich Arsen in Gedanken, beschäftigte sich aber nicht weiter mit dieser Frage. „So ein Kuss! Pfui!“

„Arsen, Arsen!“, rief jemand ihm nach.

Arsen zuckte zusammen und merkte, dass er nicht stehenbleiben kann.

„Arsen!“

Da öffnete er den Mund und gähnte zweimal, machte aber noch immer nicht Halt. Die Schritte aber kamen immer näher, schnell waren sie und kurz, gefolgt von derselben Stimme, die ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ und seine Worte erstickte. Er wusste, es war seine Schwester. „Was für ein Zufall!“, hätte er zwei Stunden später gedacht, jetzt aber war er leer, willenlos und ohne Urteilskraft.

„Bist du taub? O, mein Gott! Wie soll ich alleine… die schlagen sich doch, oder?“

„Was gehst du denn allein aus dem Haus? Ich habe keine Zeit, siehst du.“ Arsen sprach ruhig und reichte ihr sogar die Hand.

„Bist du aber komisch! Mit wem soll ich denn?“

„Du hast doch einen Mann“, fauchte Arsen höhnisch und ließ von ihr ab.

Die Schwester schwieg. Arsen wusste am besten, was für einen Mann sie habe, das war ihr bewusst. Denn sie hatte ihm schon einmal gesagt, sie würden ihren Professor nicht ausstehen können. Mit ihm konnte sie so reden. Sie hatten einander volle sechs Jahre nicht gesehen. Arsen war ja nicht einmal zu ihrer Hochzeit erschienen (und als der Vater gestorben war, da war sie nicht gekommen). Früh hatte er das Haus verlassen und hatte sich als Handelsreisender herumgetrieben, zerstritten mit allen, weil er seine Ausbildung abgebrochen hatte. Auch hatte er eine Affäre, derentwegen man ihn zu Hause nicht aufnehmen durfte, bis die Krankheit ihn nicht befallen und Mutter grundlos gesagt hatte: Entweder kommt er zu uns oder ich gehe. Die Affäre war eine ziemliche Kleinigkeit: er hatte nämlich im Namen seines Vaters eine kleinere Geldsumme abgehoben, nachdem er während einer Nacht im Bordell auch den letzten Groschen losgeworden war. Aufgrund seiner Abwesenheit empfand Jelka zu ihm bald eine größere Nähe als zu Mutter und Bruder, weil sie in ihm einen Menschen sah, der bereits gesündigt hat und es ihm daher am leichtesten fallen würde, eine Notsünde zu verstehen. Aus diesem Grund verbarg sie vor ihm auch nicht ihren Hass auf ihren Ehemann, und mehr noch, sie sprach davon mit einem gewissen schwärmerischen Übermut. Diesen Übermut hatte Arsen sofort gespürt, nicht aber wahr- oder Notiz von ihm genommen.

„Na, das ist mir aber ein schöner Ehemann!“, rief Arsen und fragte ohne Scheu: „Und dir genügt seine Liebe?“

Sie antwortete nicht.

„Sag schon“, flüsterte er. „Du kennst mich ja. Du weißt, dass ich von Moral noch weniger halte, als von der Ethik deines Mannes. Denn mich hat nicht die Schule großgezogen, nein, es war das Leben. Und das Leben versteht den Menschen, wie die Schule das System versteht.

Von seinen Worten ging Wärme aus.

„Du weißt auch, was ich von der Ehe halte. Denn, wenn ich irgendjemandes Ehe kenne, dann ist es deine, und die kenne ich zur Genüge, um sagen zu können: sie ist weder Heiligtum, noch Pflicht – sie ist eine Lüge. Dein Mann brauchte eine Köchin, hatte sich aber an die falsche Adresse gewandt. Hier wurde er wütend. Er konnte Professor Magdić nicht ausstehen, seiner Ethik, seines Schnurrbarts und der Schwester wegen.

„Ein Schuft ist er, weil er im Namen der Ethik einen Schüler zusammengeschlagen und dir das Leben zerschlagen hat!“

Sie blieb stehen und fasste ihn fest bei der Hand:

„Arsen! Dir kann ich alles sagen… Sollte, also, etwas geschehen…“

Sie wiederholte: „Sollte da etwas…, sag, was würdest du…?“

Arsen klatschte in die Hände: „Sollte etwas geschehen, dann soll es eben geschehen!“ Exaltiert fuhr er fort: „Sollte etwas geschehen, ich würde mich an deine Seite stellen, verstehst du, und dann… dann wäre auch ich imstande, jemandes Leben zu zerschlagen.“

Er verschluckte die Worte, die ihm unwillkürlich entglitten waren. Ein Gedanke befiel ihn unerwartet und betäubte ihn. Deshalb hörte er weder ihr Flüstern, noch spürte er ihr Zittern an seinem Unterarm. Vielleicht hatte sie sich an ihn geschmiegt, ihn mit ihrem bestürzten Atem berührt und war mit ihren Atemzügen über sein entstelltes Gesicht gekrochen, er aber hatte nichts davon gespürt. Als sei er über seine eigenen Worte verwundert, blieb sein Mund fest geschlossen, als gäbe es da noch etwas Niederschlagendes, was er nicht herauslassen wollte.

„Was hast du da gesagt? Oh, was bist du dumm!“ Sie sprach leise und zog ihn hinter sich her. „Was bist du nur dumm! Was fällt dir überhaupt ein? Was fällt dir ein?“

Jetzt ertönte seine Stimme, rau, als habe er sich heiser getrunken.

„Du denkst gleich was weiß ich was… Ich wollte nur sagen: Wenn dir jemand zu nahe treten würde… Denn du bist frei, merk dir das…

Ihr zum Abschied die Hand reichend, zog er sie unerwartet schnell wieder zurück. Seine Hände waren unruhig, die ihrigen glitschig und kraftlos, als wären sie vor Müdigkeit erschlafft.

II.

Nikšić hatte vor einigen Jahren zusammen mit Arsen die Schule verlassen. Sie wussten damals nicht, was der wahre Grund dafür sei, so gaben sie der Langeweile die Schuld, die aus dem Mund des Lehrers erschallte und in den Ohren der Schüler widerhallte. In gewisser Hinsicht waren beide ziemlich frühreif und irgendwie zu alt für ihre Kammeraden. Sowohl Arsen, als auch Nikšić hatten sich schon früh mit einem Leben vertraut gemacht, in das sonst erst Abiturienten so richtig mit Schwung einzutreten pflegen, während ihre Schulkammeraden noch immer nach Milch, Tinte und Staub muffelten. Diese waren noch in der Phase der Apologetik, Homers und der Ästhetik, während Arsen und Nikšić, des Gymnasiums verwiesen, bereits in jene der Politik, der Wirtshäuser und des Unglaubens eingetreten waren. Keiner Debatte blieben sie fern, wohl aber der kirchlichen Messe, wie es der Katechet, ansonsten Arsens Taufpate, für ihn zugleich aber auch der hassenswerteste Mensch, der im je unter die Augen gekommen war, mit bedauern feststellen sollte. Er hatte einen Pfaffenbauch und eine Affäre mit einem Dienstmädchen, entrüstete sich und spionierte, wie es Katecheten eben tun, während sich seine Patenschaft vor allem durch Geiz und zurechtweisende Predigten auszeichnete. Ob es an ihm auch etwas Menschliches gab, Arsen hatte keine Lust es herauszufinden, denn, so pflegte er zu sagen, es gibt Menschen auf der Welt, bei denen ist sogar die Tugend ein Laster.

Und so wurde Nikšić vom Schreiber zu einer Art Inkassanten und Kontoristen, weil er darin tatsächlich geschickter war als Arsen. Er war ein niedrig gewachsener, kräftiger Mann, beliebt bei den Frauen und mit einem ausgeprägten Talent fürs Schwindeln. Noch in der Schule hatte er gelernt, den Blick zu senken wie eine Nonne und zu seufzen wie ein Ordensbruder. Vor allem aber verstand er, die Schule so zu schwänzen, dass die Seinigen zu Hause auch weiterhin glaubten, er mache dort prächtige Fortschritte und das dörfliche Jungvolk könne sich von ihm eine Scheibe abschneiden.

Nachdem er von seiner Schwester Abschied genommen hatte, suchte Arsen ihn im Wirtshaus, fand ihn dort aber nicht. Einigermaßen tat es ihm auch leid. Er war bei bester Laune und guter Dinge. Er hatte bemerkt, dass in seiner Familie irgendetwas in Bewegung geraten war und die Auslöserin dieser Bewegung war seine Schwester. Ihm erschien ihr Leben viel zu still und eintönig, was allen laue Farben und einen unangenehmen Geruch verlieh – wie stehendem Gewässer. Und deshalb freute er sich jetzt. Er konnte nicht ruhig bleiben, er war viel zu aufgeregt dazu, und deshalb blickte er nicht tiefer und vergaß sogar jenes Trüber und Schwarze, das ihn zuvor erfasst hatte. Und er beschloss, zu warten.

Im Wirtshaus waren einige Tische besetzt. Arsen ging an ihnen vorbei blieb einen Augenblick bei der Wirtin stehen. Sie war so fettleibig und prall, dass es schon an Brutalität grenzte. Er hatte den Eindruck, diese Frau könne nicht weinen, denn diese Frau besitze auch nicht ein einziges Krümelchen Mitleid. Es kamen ihm öfter solche Gedanken, vor allem in letzter Zeit. Alles, was gesund und wohlgenährt daherkam, schien ihm irgendwie gleichgültig und teilnahmslos und konnte bei ihm keiner Sympathie mehr erwecken. Er ging solchen Menschen aus dem Weg, da er sich in ihrer Gesellschaft überflüssig fühlte. Und sollten diese auch nur ein bisschen Mitleid verspüren, dann war es das Mitleid von Zynikern. Ansonsten war es im Wirtshaus nicht laut. Zwei Gäste unterhielten sich über Politik und warfen ständig Blicke umher, doch keine schenkte ihnen Beachtung. In einer Ecke saßen zwei junge Männer von deren langgezogenen Gesichtern eine endlose Langeweile ausging. Da trat die Wirtin an Arsen heran:

„Sie belieben?“

„Ist Nikšić heute schon dagewesen?“

„Nikšić?“ Sie dachte lange nach, musterte dabei Arsen und antwortete schließlich: „Nein, ist er nicht.“

„Ist er nicht“, wiederholte Arsen in Gedanken. „Dabei ist es schon acht. Und er kommt gewöhnlich gleich nach sieben. Bestimmt wird er schon dagewesen sein, aber diese ungehobelte Weibsstück kann sich an nichts erinnern.“

Sie blieb weiter vor ihm stehen. Arsen schien, sie habe ihn höhnisch angelacht.

„Also, was?“

„Nichts!“, antwortete Arsen und verließ das Wirtshaus.

Wieder war er wütend auf sie, auf ihre Brüste, ihre Hüften und ihr übervolles Gesicht. Spottend begann sie in seinen Augen zu tänzeln. Er sah auf ihre vor Kraft strotzenden Ellbogen, ihre eisernen Fäuste und ihre schiefen Lippen. „Wie muss sie doch stark und widerlich, gesund und abscheulich sein.“ Und da begann er sich an jede Begebenheit zu erinnern, die ihm mit ihr verband. Sie war wirklich böse. Sie gab knappe Portionen aus und erhöhte nach Belieben den Preis um ein-zwei Geldstücke. Sie schnitt nur kleine Brotstücke und schrie die Gäste an, wenn sie sich beschwerten. Umso größer erschien Arsen nun ihre Gier. Und es fiel ihm ein, wie sie betrunkene Gäste aus dem Wirtshaus zu werfen pflegte, obgleich sie dabei oft auch selbst halbbetrunken war. Sie kicherte höhnisch, fasste sich an die Hüfte, hob ein Bein und sagte: „So mache ich es mit jedem“ Und wieder sah er ihre Ellbogen und Fäuste, herausfordernd nach ihm ausgestreckt. Und Arsen war schwach. Ein paar Stunden Gehen und es packte ihn eine Müdigkeit, wie als er seinerzeit an die vierzig Kilometer zurückgelegt hatte. Jetzt brannten zwar nicht seine Fußsohlen und er spürte kein Stechen in den Zehen, seine Beine aber schlotterten und etwas Schweres hatte sich auf seinen Kopf gelegt. Sein

Bauch war voll, alles darin war durcheinandergeraten und drückte. Da pflegte er sich zu setzen, das Haupt zu senken und lange Seufzer von sich zu geben. Seine Brust zog sich zusammen und er durfte nicht Atem holen, ohne dabei einen Hustenanfall zu bekommen. Auch schlagen durfte sich nicht. Seine Muskeln waren widerstandslos, welk und lau. Und seine Beine konnten keinem Angriff standhalten. Meist brach er zusammen und fiel zu Boden. „Und früher! Wie lang waren damals meine Wege und wie groß meine Kraft!" Dieser Gedanke betrübte ihn nicht. Denn gerade jetzt arbeitete er viel und es schien ihm, er würde alles viel leichter begreifen und schneller beurteilen können. Einen derartigen Reichtum an Worten und Gedanken konnte er früher nicht sin Eigen nennen. Die Hauptsache aber war, dass er jetzt erst mit richtigem Behagen denken konnte. „Sonderbar. Je schwächer, desto stärker. Dabei sagt man: Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper." Da fiel ihm ein, dass seine vor Gesundheit strotzenden Bekannten eigentlich recht dumm waren, und während er so über sein früheres Leben nachdachte, begann er, sich über sich selbst lustig zu machen.

Auf der Straße traf er den Juristen Jurić. Diese trat an ihn heran, sprach von den Verhandlungen, die er an diesem Tag geführt hatte, und lud ihn schließlich zu einem „vertraulichen Treffen" ein, wo er mit größter Wahrscheinlichkeit auch Nikšić begegnen würde.

Während der ersten zwei Jahre im Gymnasium war Jurić sein Schulkamerad gewesen. Er war naiv selbstgefällig und wichtigtuerisch, sprach die Meinungen anderer nach und lachte über die Einwände einiger bereits bestimmter Personen. Arsen war für ihn solch eine Person. Was immer er sagte, quittierte Jurić mit einem quakenden Lachen, wobei er sich mit einer Hand an den Oberschenkel fasste, mit der offenkundigen Absicht, der ganzen Welt sein idiotisches Gesicht zu zeigen. An der Universität begann er, deutsch zu Lernen und Renans „Das Leben Jesu" zu lesen, ein Buch, das an der Universität selbst die Hausmeister schon kannten. Seinen älteren Kommilitonen gegenüber benahm er sich sehr achtungsvoll, fragte sie immer um Rat, was er denn lesen solle, obwohl hinlänglich bekannt war, das er schon sieben Monate lang an diesem einen Buch las. Auch Arsen gegenüber verhielt er sich mit Achtung, er hielt ihn nämlich für einen Journalisten, da er ihn überall untätig bei einem Glas Bier sitzen sah. Arsen fand ihn langweilig, unterhielt sich aber gern mit ihm, da diese Gespräche Gelegenheit boten, ihn mitleidsvoll zu verhöhnen. Jurić lachte über diese Spötteleien, weil er dachte, sie gälten jemand drittem, den Arsen kenne, aus Anstandsgründen aber nicht seinen Namen nennen wolle.

Das Restaurant war zum Bersten voll. Jemand redete, unterbrochen von zahlreichen Einwänden, Zusprüchen und Beifallklatschen. Plötzlich rief einer aus der Masse laut:

„Genug! Sollen sie es noch einmal versuchen! Wo hunderte von Bomben auf Russland niederschlagen, kann doch eine auch auf Kroatien fallen!

Der Redner fuhr mit gehobener Stimme fort:

„Unsere Bomben sind unser Bewusstsein!" Jener aber ließ sich nicht beruhigen. Arsen konnte ihn in der Menge nicht ausmachen, hörte aber seine Stimme, die grob war und weinerliche, wie die Flüche eines Betrunkenen. Es war ihm, als könne er ihn sehen, hässlich und ausgehungert, zerfurcht vor Falten und zerschunden vor Arbeit. „Er muss wohl fürchterlich entstellt sein, wo seine Stimme so kräftig klingt."

„Nein, meine werktätigen Brüder! Unser Kampf wird so ruhig sein, wie unser Gewissen. Und sollte jemand unser Gewissen stören wollen, der wird bald einsehen müssen, dass unser Gewissen das Gewissen von Millionen ist." Es folgte ein lautes Geschrei und tosender Beifall inmitten gehobener Arme, die im verqualmten Licht umherfuchtelten. Arsen, aufgeregt und unfähig, die ihn zusammenhangslos befallenden Gefühle von Angst und Entzücken zu ordnen, gab sich dem Eindruck dieser Arme hin. Schwarz schienen sie ihm und dürr, emporragend, wie die Finger einer riesigen Bestie, welche im Begriff sei, die Welt zu zerreißen und das Leben zu zerfetzen. Jener Schreier erhob dabei abermals die Stimme, als würde aus seinem Mund die Vergangenheit eines verzweifelnden Trunkenbolds hervorquellen.

Da aber brach mit gezogenen Säbeln die Polizei durch die Tür und forderte alle Versammelten auf, „im Namen des Gesetzes auseinanderzugehen". Arsen hörte nicht, was darauf geschah. Ein paar Stühle kippten um, ein paar Gläser klirrten zu Boden und das Restaurant begann sich zu leeren. Drinnen blitzen noch immer die Säbel und die Häupter einiger Kahlköpfe, die die Tür nicht auf Anhieb finden konnten. Arsen spürte im Rücken einen scharfen Schlag, bevor er von der aufgebrachten Masse bleicher und vor Angst und Wut zitternder Gestalten ins Freie gedrängt wurde. Hier wurde Arsen erst gewahr, dass auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwei Wachmänner gerade mit ihren Säbeln auf eine Frau einschlugen. Er rief etwas Unverständliches und ging auf sie zu. Sie ließen aber gleich von ihr ab, denn vor der anderen Tür schlugen sich die Wachtmeister noch immer mit der Bürgerschaft, die sich ihnen mit Stöcken und lauten Geschrei widersetzte.

„Fräulein", stammelte Arsen, „gestatten Sie…"

„Danke." Bestürzt griff sie nach seiner Hand und sagte hastig: „Gehen wir, um Gottes willen, um Gottes willen, gehen wir…!"

Rasch entfernten sie sich, die einsamen Rufe, das Schlagen der Säbel und das ferne dumpfe Geschrei hinter sich lassend, das unheilvoll in der nächtlichen Stille verhallte. Sie hatte Quetschungen und ihre zerknitterten Kleider sahen aus, als seien sie aus Papier. Ein Ärmel hing herab und ihr zerzaustes Haar fiel auf die zusammengezogenen Schultern.

„Diese Rüpel", sagte Arsen und blickte in ihr Gesicht. Es war feucht, man konnte es aber nicht auf Anhieb bemerken. Auch ihre Augen konnte er nicht sehen, ihre Lippen aber zitterten, genau wie ihre Hände. Er hatte Mühe, ihr zu folgen. Hastig, wie in Panik, entfernte sie sich, sodass Arsen nur noch sagen konnte:

„Wir werden sie verklagen. Ich habe es gesehen – das war rohe Gewalt – Körperverletzung – und es gab dafür keinen Grund – das weiß ich am besten, es gab keinen Grund – Sie waren allein – vollkommen allein. – Und warum gerade Sie – warum…?

Leise antwortete sie:

„Sie kennen mich…"

„Sie sind also eine von ihnen?"

„Natürlich."

„Ach!" Hier hatte er sie eingeholt und zum Stehen gebracht. Er sah sie an. Ihr Gesicht bar jeglicher Zärtlichkeit und ihren Ellbogen, ohne auch nur ein bisschen Weiß. „Es ist eine Arbeiterin, die Frau oder das Kind eines Arbeiters", dachte er, da er aus ihrem Äußeren nicht erkennen konnte, ob sie eine Frau oder noch ein Mädchen sei. Sie war völlig ausdruckslos. Aber sie wollte nicht stehenbleiben. Arsen suchte nach Worten und eine Empfindung, vor Leidenschaft und Bewunderung groß wie das Jauchzen des Sommers oder der Triumpf der Sonne, bemächtigte sich seiner Gedanken. Als Frau hätte er ihr das Gesicht geküsst und die Hand als menschlichem Wesen. Als Frau wäre sie seine Geliebte, als Mitkämpferin sein Kamerad. Sogleich begann sich etwas auf ihn zu legen, nach seiner Zunge, seiner Hand und seinem Hirn zu fassen. Sie hatte offensichtlich gespürt, dass er ihr zu nahe getreten war und sie nun mit allerlei Gedanken umschwirrte, so wollte sie sich verabschieden und reichte ihm sinnlos beide Hände.

„Sie opfern sich für Dinge, die die Kultur auf ihr Banner geschrieben hat", sagte Arsen. „Und während die Literatur die Freiheit predigt, werden sie mit Säbeln geschlagen, man zerreißt Ihre Ärmel und schindet Sie. Sie Frau!

Sie hörte ihm schon nicht mehr zu. Sie wollte gerade gehen, er aber trat abermals näher an sie heran, fasste sie am der Hand und sagte, zusammen mit ihr zitternd:

„Man hat sie geschlagen! Sie!"

„Ach, lassen sie das, um Gottes willen!" Ihre Worte surrten wie ein unbewusstes Sträuben vor einer neuen Leidenschaft.

„Leben Sie wohl!"

Arsen wäre ihr am liebsten nachgelaufen, hätte ihr zugehört, sie an sich gedrückt, ihren geschunden Körper und ihr aufgelassenes Haar. Er ging aber trotzdem in entgegengesetzter Richtung und da ihm aus einer anderen Straße die Menschenmenge entgegengelaufen kam, suchte er Zuflucht an der Tür eines

Kaffeehauses. Dort wimmelte es von Gästen, die schaulustig der Masse hinterherblickten, offensichtlich zufrieden mit der unterhaltsamen Szene. Sogleich vergaß Arsen seine Leidenschaft und starrte in die Feinheit ihrer Gesichter, die fein waren vor Leere.

„Es sind Arbeiter", erklärte einer.

„Was wollen sie denn?"

„Wahlrecht und Pressefreiheit", antworteten einige lachend.

„Jawohl!", fügte Arsen erbost hinzu. „Die Sansculotten fordern nichts, als die Errungenschaften unserer Kultur, während die Creme unserer Intellektuellen mit den Säbeln der Wachtmeister auf sie einschlägt, oder mit dem Spott neugieriger Affengesichter.

Niemand antwortete. Das Gemüt voll schwarzer Ironie, ging Arsen weiter. „Alles durschaue ich, unser ganzes Leben durchschaue ich. Sie Sansculotten und dieses Häufchen kluger Köpfe, Literaten und Gelehrten!" Obgleich der keinen Grund dafür hatte, war er der festen Überzeugung, es seien alles solche Leute gewesen. Seine Wut steigerte sich in ihrer Ungerechtigkeit bis zum Absurden. Er nannte sie sogar mit ihm bekannten Namen: dies muss der und der gewesen sein… Denn er war zutiefst ergriffen von diesem kaum getrockneten Schweiß und der unbezahlten Arbeit, die die Stimme des Menschen, die Stimme des Lichtes, die Stimme der Kultur erhoben. Auch jene Frau von vorhin tauchte plötzlich vor seinen Augen auf, um die Emanzipation der Frau schlechthin darzustellen, obgleich sie vielleicht Analphabetin war oder bestenfalls die Grundschule besucht hatte. Es schlugen ihm nicht mehr – wie früher – Ideen ins Gehirn, dieser hatte er an diesem Abend ja zur Genüge gehört und vielleicht waren ihm die Ansichten jener Herrschaften vor dem Kaffeehaus sogar näher, was ihn bewegte, waren die Menschen, ihr Fleisch und Blut, das Leben von Millionen, je die gesamte Menschheit. Mit derartigen Gefühlen schritt er die Straße entlang und spürte das Neue, das aus der Ferne kam, aus dem tiefen, schwarzen Abgrund. Einen Tag nur trug er in sich und spürte seine Seele schon von so vielen widersprüchlichen und vermischten Gefühlen geohrfeigt. Er dachte schon, es sei der Wahnsinn, er ihn aus dem Bild einer Erinnye in den Tod ruft und er könne diesem Ruf nicht widerstehen. Alles in ihm brach entzwei und rauschte: die Schwester, der laue Kuss, die geschundene Frau, die neugierigen Dummköpfe, die schwarzen Hände, die Schwindsucht, die kräftigen Ellbogen und der Wunsch nach Wissen. Jenes aber neue, jenes tiefe, schwarze und abgründige, steckte in ihm, in seinem Leben, seinem Organismus und seinem Hirn. Gedankenversunken vergrub er den Kopf im Mantel.

(aus dem Kroatischen von Boris Perić)

JANKO POLIĆ KAMOV ■ ECCE HOMO!

I.

Mijo kehrte in dieser Nacht zwei Stunden später als üblich nach Hause zurück. Dies kümmerte ihn aber nicht wie sonst. Einmal war er so ausgeblieben, er hatte sich mit einem Bekannten verplaudert und auf dem Rückweg war es ihm unangenehm, wie einem Schuljungen, der zum ersten Mal von einem Spaziergang heimkehrt, obwohl die Seinigen ihn zur Schule geschickt hatten. Seit einigen Jahren lebte Mijo schon allein mit seiner Mutter. Um dieses Leben machte er sich keinerlei Sorgen, denn dieses Leben war übersichtlich und einfach wie ein „Rechnungsbuch", in dem keine allzu großen und häufigen Ausgaben und Einkünfte vorkommen, sodass sich schon aufgrund des zeitlichen Überschusses für jeden Tag alles bequem verzeichnen und verrechnen lässt. Genauso war es! Mijo stand jeden Morgen um halb acht auf, dann ging er in die Schule, wo er Musik lernte, darauf zum Mittagessen, danach ein Nickerchen, abermals Schule, ein kleiner Spaziergang, Abendbrot und schließlich Klavierspielen, bis ihm eine ängstliche Stimme leise zuflüsterte:

„Es ist schon zehn!"

Ein derartiges Leben brachte schon seiner Einfachheit und Übersichtlichkeit wegen ein ruhiges Verhalten mit sich, ebenso eine faule Zurückhaltung von jeglicher Leidenschaft. Deshalb war es, als er sich damals verspätet hatte, sowohl ihm unangenehm, als es auch seiner Mutter leid tat, und als sie zu ihm sagte: „Wo bleibst du denn, um Gottes Willen?!", begann er sich zu rechtfertigen, dabei war er schon ein ausgewachsener Jüngling. Auch hatte er keine wirklichen Freunde. Es waren nur Schulkammeraden, mit denen er sich über das Gelernte unterhielt und das Gelernte war auch die einzige Leidenschaft dieser Gespräche. Die Unterrichtsstunden waren sein Arbeitstag, der Sonntag sein Ruhetag, der Spaziergang vom Haus bis zur Schule seine einzige Vergnügung. Durch dieses enge, zusammengepresste Dasein sickerten seine Leidenschaften, wie bei den Anderen durch Straße und Kaffeehaus, von der ersten abendlichen Laterne, bis zur letzten im Morgengrauen. Sie ähnelten dem Gang eines Kettenträgers, der gleich einem freien Menschen durchs Leben schreitet: den Unterschied machten Umgebung,

Schuhwerk und Zweck. Und obwohl er sich an jenem Abend so sehr vom Alltag entfernt hatte, war er sich dessen noch nicht innerlich bewusst. Er eilte, das ist wahr; aber im unbändigen Lächeln, das nicht von seinen Lippen wich, spiegelten sich seine Empfindungen. Er war in eine völlig neue Situation geraten, die all seine Fähigkeiten erforderlich machte und ihm keinen Augenblick Zeit ließ, an etwas zu denken, was sich außerhalb dieser Situation befinden würde. Er war wie ein Schiffbrüchiger, der um sein Leben kämpft, ohne zu fragen, was es in diesem Leben gegeben hat oder noch geben wird. Folgendes hatte sich begeben:

Er war auf dem Heimweg von einem Rendezvous, das bei der ersten Parkbank stattgefunden hatte. Der erste kalte, glasige Windhauch; das erste gelbe, melancholische Blatt und die erste frühe Dämmerung. Die Promenade war leer. Mijo war sehr früh gekommen. Die Rätselhaftigkeit des Kommenden hatte ihn in Aufregung und Unruhe versetzt; verzückt harrte er der Verabredung mit jener Frau von wacher Leidenschaft, die ihn mehr als einmal schon mit Kraft und Ehrgeiz erfüllt hatte. An der Schwelle des Neuen war er bereits jener Schiffbrüchige und vergaß gänzlich auf seine Mutter. Gänzlich gab er sich auch dem Augenblick hin, starrte auf die Vorbeigehenden und lauschte atemlos den sich nähernden Schritten. Und vielleicht war es gerade dieses „Atemlose", das ihn in seiner Verlorenheit alles andere vergessen ließ, sodass er nun jegliche Rücksicht von sich abschüttelte und bereit war, sein Bett eine, zwei oder gar zehn Nächte lang leer zu lassen; er wurde zum „atemlosen Helden", so atemlos, wie jene Helden im Krieg. Und sie kam. Einige Belanglosigkeiten, ein Händedruck, die Nähe ihres Atems und ihre Flüstern – all das dauerte eine halbe Stunde. Mijo aber trug dies alles in sich als etwas sehr Großes, nicht Langes, aber Weites. Deshalb ließ er seine Wohnung außer Acht und ging weiter.

Er erinnerte sich an alles. Sie, Mica, schwebte ihm vor Augen: hochgewachsen und schlank wie eine Touristin, ihre Nase, ihre Sommersprossen, die so gut zu den etwas in die Länge gezogenen, lächelnden Lippen passten; ihre durchsichtigen Augenbrauen, gewölbt wie bei Japanerinnen und daher äußerst pikant; ihr über der Stirn gelocktes Haar; ihr spitzes Kinn, ihr bleiches Gesicht mit den blauen Augen. Sie nun so betrachtend, lächelte auch er gedankenverloren und ging ziemlich schnell, den Blick zum Asphalt gesenkt… „Sie ist gekommen", erinnerte er sich jetzt. Sofort hatte er ihren Schritt erkannt und war ihr entgegengegangen, die Hand zum Gruß ausgestreckt. Sie hatte keine Handschuhe an. Und dann – dann hatte er gesagt:

„Seit langem warte ich auf Sie; es scheint mir, dass ich schon zwei Jahre auf Sie warte!" Mijo hatte sich natürlich nicht wörtlich so ausgedrückt, die Phrase beflügelte ihn aber und so begann er zu vor sich hinzusäuseln.

„Zwei Jahre warte ich schon auf Sie, jawohl!"

Und er spürte, er habe tatsächlich zwei Jahre lang auf sie gewartet. Es war ihm sogar, als könne er sich deutlich an jenen Augenblick erinnern, als er die erste Nachricht über ihr Kommen erhalten hatte. Gegen Morgen, der sich aus der Dunkelheit herausschälte, unverhofft und rasch, in einer Art benommener Üppigkeit, die jetzt seinen gesamten Körper durchströmte und sich anhob, wie siedendes Wasser, wenn der Deckel aufgeklappt wird – hatte ihn diese Nachricht erreicht. Aufgeregt hatte er auf den Zug gewartet. Sehr lange dauerte sein Warten… und dann, noch bevor es ihm gelungen war, seine Fassung wiederherzustellen, spürte er ihren Atem in übertriebener Nähe…

Und jetzt – da ihre erste Begegnung vergangen war – blickte er zurück auf diese Vergangenheit, die nichts anderes war, als Warten. Diese wirkliche Freude war es aber, die ihn verstörte, und so blieb er nicht lange bei dieser Vergangenheit, sondern fand sich in der Gegenwart wieder und damit auch in seiner wiedergeborenen, freudigen und schwunghaften Seele. Trunken vor Glück, befand er sich inmitten einer Melodie, die von derartiger Süße war, dass er unwillkürlich den Mund aufriss und zu singen begann, verloren in ihrem blauen, lächelnden Blick.

II:

Als er zu Hause angekommen war, brauchte er nicht zu klingeln. Die Tür stand offen und darin seine Mutter.

„Wo bleibst du denn, um Gottes Willen?!!!“

Dieselben Wörter und derselbe Schrei. Es war still, deshalb stieß auch ihre dumpfe Stimme sehr deutlich an die Stille und klang so gar nicht wie Zischen. Einen Augenblick lang, den sie aneinander standen, stießen auch ihre Physiognomien aneinander. Die der Mutter, zerknittert, im Gesicht voller gelber Flecken, mit bleichen Lippen und grauhaarig, geplagt, die Nase außerordentlich dünn und krumm, Antlitz, Kinn und Doppelkinn zerfurcht – und die seinige, unverhofft entstellt, das Lächeln verschluckt… so stießen sie zusammen und sahen einander an. Dann taumelte er an ihr vorbei und sagte etwas Unverständliches, schrie aber gleich darauf:

„Da bin ich doch!“

Der Zusammenstoß war heftig und sie prallten voneinander ab, rollten noch, gleich zwei Kugeln, immer langsamer hin und her – bis sie nicht, bereits jedes in seinem Bett liegend, voneinander Abstand nahmen. Im Bett atmete Mijo zunächst erleichtert auf. Glücklich und zufrieden hatte er sich auf den Heimweg gemacht. Jetzt aber spürte er, dass von all jenem nichts mehr übriggeblieben war. Er wollte abermals in jenen Gemütszustand verfallen, sich Mica vorstellen, über ihr Bild hatte sich jedoch ein Schleier gesenkt, halbdurchsichtig und zerknüllt. Es

war seine Mutter. Den Schleier entfernen wollen, begann er sich derart heftig mit ihm zu beschäftigen, dass er ihn vollends erfüllte und er das Bild selbst vergaß. Jawohl, es war seine Mutter. Ihr Schrei, ihr Zischen und ihre zerknitterte Physiognomie. Sonderbarerweise aber war er sich keiner Schuld bewusst. Und der ganze große Bruch erschien ihm auf einmal sehr gewöhnlich, sodass er gar nicht mehr darüber nachdachte: er wollte ja nur den Schleier lüften.

„Was? Was will sie? Und mit welchem Recht? Angst wollte sie mir einjagen, aber ich fürchte mich nicht vor ihr. Verbittert ist sie, aber diese Verbitterung ist sehr dumm, unangebracht und naiv. Und wie sie aussah und wozu das alles überhaupt?"

Er begründete seine Worte nicht. Ihr Benehmen nannte er dumm und unangebracht und erst als er rief „Wozu das alles?", spürte er eine fürchterliche Wut. Sogleich hatte sich diese Wut seiner bemächtigt, eine Wut aus tausendundeinem Aufschrei, aus Schelten und Fragen, auf die es keine Antwort gab. Alles, was seine Physiognomie im ersten Augenblick des Rendezvous zum Ausdruck gebracht hatte, er aber niemals hätte bestimmen können, all das drückte sich jetzt in seinen Gedanken aus. Er hatte sie verurteilt; er war überzeugt, dass sie übertrieben dumm war, dass es für ihr Benehmen keinen Grund gab, und wollte ihr auch zeigen, dass all das völlig überflüssig sei, dass sie sich ihm nicht in den Weg stellen könne. Sollte sie das nicht einsehen – dann lebe wohl! Schließlich sei er kein Kind mehr. Morgen werde er all das begründen, so einfach und ruhig.

Und so überzeugte er sich – langsam nachlassend und sich von einem Gedanken zum anderen windend – dass die ganze Angelegenheit tatsächlich in aller Ruhe besprochen werden kann, und beschloss ruhig, begründet und höhnisch auf ihre Herausforderung, ihr Zischen und ihre zerknitterte Physiognomie zu antworten.

III.

Als er am nächsten Morgen seiner Mutter begegnete, hatte er den Eindruck, sie habe denselben Gedankengang durchgemacht. Deshalb sagte er nichts. Vielmehr beschloss er seine heutige Verabredung früh zu beenden oder wenigstens zu sagen, er gehe ins Theater. Er wollte sie auf jeden Fall beruhigen und so blieb von seinem Trotz nichts übrig. Zwischen jenem hasserfüllten Wutausbruch und dem Entschluss, alles erklären zu wollen, war eine Zeit des Nachdenkens vergangen, in der seine Grobheit schwand und seine angefüllte Galle ausfloss, zwischen dem Entschluss und dem Morgen war wiederum eine ganze Nacht der Ruhe und des Urteilens vergangen – und so standen sie nun beieinander mit denselben Gedanken, denselben Posen und denselben Physiognomien, wie jeden Morgen.

„Mutter!“

Sie war bereit, ihm zuzuhören, antwortete aber nicht.

„Heute Abend gehe ich ins Theater.“

Sie gab ihm Geld. In diesem Augenblick wusste er nicht, ob er nicht wirklich ins Theater gehen solle. Er zögerte. Als er aber auf die Straße hinausgetreten war, begann er, seine Mutter zu vergessen und wurde immer fröhlicher… Das Rendezvous am Abend im Park… mit jener jungen, lieblichen, hübschen Frau… Er entfernte sich von einem Hafen und je näher er an den anderen heranrückte, desto entfernter und kleiner erschien ihm der erste. Der andere aber wurde umso größer und erreichbarer.

Deshalb ging er gegen Abend in den Park.

Abermals stand Mica vor ihm, geschwätzig, flink, mit hundert Belanglosigkeiten, Nichtigkeiten und Neuheiten. Dann aber schwieg auf einmal auch sie. Mijo hielt ihre Hand und lauschte ihrem Atem, dem Rauschen ihres Kleides und dem zarten Schwingen ihres Haars. Dann blickte er auf ihren weißen, mutwilligen Hals. Und sie – sein Lauschen und Blicken spürend – sah ihn von der Seite an. Und ihre Blicke begegneten einander. Der ihrige, lustlos, verloren und unstet, und der seinige, energisch, bewusst und regungslos. Sie gab sich ihm hin als Ohnmacht, er hielt sie in seinen Armen als Kraft, die Frau, ihr Lachen, ihre Tränen und Wörter. Und dabei fühlte er sich groß, stark und wertvoll.

Sie entriss sich seiner Umarmung, wandte sich von ihm ab. Er aber hielt das nicht aus. Es war ihm, als würde er ohne sie mitsamt seiner Größe, seiner Kraft und seinem Wert winzig, schwach und wertlos und jetzt fühlte er, was sie für ihn war. Als sei alles Starke und Wertvolle, was in ihr war, in ihn hinabgestiegen und alles Winzige und Wertlose, was in ihm war, habe sich in ihr verloren – und der Abschied fiel ihm schwer. Er hielt sie fest. Er war gerührt. Die Vergangenheit war es, die ihn berührte, lang, düster und lau – dort war die Mutter, zischend und zerknittert – hier sie, die Frau, ihre Jugend, ihr Lachen, ihre Verzückung, alles. Nie zuvor hatte er Derartiges gespürt. Nie zuvor war ihm die Vergangenheit als derart armseliges, zerlumptes Bild erschienen und es war ihm, als gewänne er jetzt erst Einsicht in ihre schwermütige Lauheit. Ein ungeahnt grelles Licht erhellte all dies, in ihrem Abschied aber sah er es erlöschen. Ja mehr noch! Dieses Licht beleuchtete auch die Gegenwart – die Gegenwart war dieses Licht selbst, dieses riesige, starke, ungeahnte Licht.

„Mica!“

Und ihr Spaziergang, die Berührung ihrer Hüften, der Druck ihrer Hände, das Aneinanderstoßen ihrer Köpfe, und die Blume, die er für sie gepflückt hatte, und das Nocturne, das er in Gedanken für sie aufgeführt hatte, und sie, Mica, seine Liebe, seine Jugend und seine Verzückung, und dieser Abend, die Melancholie

des Laubes und das Schweigen gefrorener Gestirne, und er, seine Kraft, seine Begeisterung, alles, alles…

Sein Kuss war lang und feucht.

Mijo kamen die Tränen.

IV.

An diesem Abend hatte sie nicht an der Tür auf ihn gewartet. Er hatte sich vergessen und war zu Unzeiten gekommen; früher, als er hätte kommen sollen.

„So früh?“

Sie wusste alles. Ihre Physiognomie war nicht bewusstlos wie gestern, sah ihr aber ähnlich. Es schien, als sei jeder ihrer (ehemals durcheinandergeratenen!) Züge jetzt gut durchdacht. Und bei aller Ähnlichkeit war ihr nichts von ihrer gestrigen Verzweiflung anzumerken. Mijo warf das Geld auf den Tisch. Und wieder jene zischenden, stark akzentuierten, wie abgeschnittenen Worte:

„Wo warst du, um Gottes Willen?“

Er hatte beschlossen, zu antworten und alles schlüssig zu erklären. Und vielleicht lenkte er seine Gedanken schon in dieser Richtung, seine Physiognomie stand der ihrigen aber schon wie gestern Abend entgegen: bewusster und hartnäckiger bewegte sie sich mit jedem Zucken in Mutters Gesicht. Unsichtbare Fäden verbanden ihre Züge und es war eine unsichtbare Hand, die sie zog.

Von der schlüssigen Erklärung war nichts übriggeblieben. Sie standen auf demselben Ausgangspunkt, jedoch bereits mit einiger Erfahrung. Und Mijo sah sie an:

„Ich war.“

Er sprach nicht weiter, sondern hörte sich ihre Anklage an. Sie hatte erraten, dass es sich um Frauen handelt. Deshalb hatte sie sich dessen auch angenommen. Rasch und sehr lebhaft begann sie, über seinen verstorbenen Vater zu sprechen. Ihn, so sagte sie, hätten die Frauen zugrunde gerichtet. Und sein Bruder, jener unglückselige Mirko, der über die Grenze geflüchtet war, ihn hätten die Frauen zum Betrüger gemacht. Erfahrung! Erfahrung! „Und du“, sagte sie zu Mijo, „was weißt du schon darüber?“

Hier hörte Mijo auf, ihr zuzuhören. Das mit dem Bruder – es hatte sich vor zehn Jahren ereignet – hatte er jetzt erst erfahren. Auch die „heilige Erinnerung an den Vater“ war beschmutzt“ und deshalb zweifelte er keinen Augenblick lang an den Worten der Mutter. An jenem traurigen Abend, beim fleckigen Licht, nach den ersten Küssen – hatte er seine Mutter, die ansonsten den Schatten des Vaters ehrte, etwas Derartiges sagen gehört. Das muss wohl wahr sein. Er hielt Inne. Seine Mutter suchte, ihn zu überzeugen, sich seiner anzunehmen. Und als

sie sagte: „Hüte dich vor den Frauen!“, beteuerte er mit derselben Besorgnis, nur um sie zu beruhigen: „Was für Frauen! Ich war mit Nikola zusammen!“

Kein weiteres Wort sagte er mehr. Starr sah er vor sich hin, als würde er aufmerksam den Gang seiner Gedanken belauschen.

Jawohl! Er hatte soeben begonnen, sich um sein Leben zu kümmern. Im „Rechnungsbuch“ stand etwas Ungereimtes, Unklares. Das alles hatte seine Mutter mit all ihrer Lebenserfahrung gesagt; seine Mutter, die für ihren Sohn nur das Beste will. Er aber, Mijo, meint, er hätte es gut bei Mica, während sie, seine Mutter, sagt, es wäre schlecht für ihn. Vielleicht hat sie ja gar keine Ahnung, was das für eine Frau sei, die ihn seiner Abende beraubt, jener Abende, die er bisher in Erwartung ihres „Es ist schon zehn!“ am Klavier zu verbringen pflegte. Und er kann ihr das nicht sagen, weil er meint, seine Mutter würde ihm nur noch einmal beteuern, wie schlecht es für ihn bei Mica sei. Und vielleicht hätte sie ja Recht. Mijo ist arm, sie selbst besitzt nichts. Wo führt sie das Leben also hin und was erwartet sie dort? Was…? Und schon spürt er den Reiz des Ungewissen, Unbestimmten, den ihm bisher an weißen Wintertagen zum Knirschen und Knistern des Eises allein die Musik vermittelt hatte… Denselben Reiz, den er auch bei Tschaikowsky verspürt, wenn dieser ihm mit einfachen Akkorden und Noten jene Seite aus dem „Rudin“ ins Gedächtnis ruft, wo der Wind heult und der Obdachlose Rudin geht und geht und geht, ohne zu wissen, wohin und warum…

V.

Nun begann das Spiel der Täuschung. Seine Mutter wollte ihm beweisen, dass bei ihr, zu Hause, alles gut, angenehm und glücklich sei und schon dadurch sein Leben schöner mache. Er aber machte ihr vor, er gehe ins Theater oder gebe Stunden, beteuerte seinerseits, wie dumm doch die Frauen seien und was für gute Fortschritte er in seiner Bildung mache.

Beide ahnten, sie würden einander anlügen, es gab aber keinerlei Gründe, dieser Ahnung Glauben zu schenken. Mijo sah es vielmehr als Pflicht an, sich durch Anhäufung frei erdachter, eigennütziger Versprechen, ohne Rücksicht auf deren Wahrscheinlichkeit, in ihren Augen als jener zu behaupten, als den sie ihn ansehen mochte. Und hätte nicht etwas Ungeahntes dieses wacklige Verhältnis abgebrochen, an dessen Beständigkeit weder Mutter, noch Sohn glaubten, sie hätten sich beide an ihre Lügen gewöhnt, sich vielleicht sogar von deren Notwendigkeit überzeugt und wären darüber zur Ruhe gekommen.

Die Mutter aber hatte in Erfahrung gebracht, ihr Sohn träfe sich öfters auf der Promenade mit einem sehr hübschen Mädchen. Das sagte sie ihm auch.

Mijo verwirrte das nicht. Er hatte es erwartet. Aufgrund seiner Ahnungen, die im Verhalten der Mutter etwas an Lüge erkennen ließen, aufgrund seines Verhaltens, das seinerseits durch Lügen gekennzeichnet war, aufgrund eines Verhältnisses, also, in dem diese Lügen sich heimisch machten, wusste er sehr wohl, die Mutter würde alles erfahren, er hingegen würde alles verneinen und ihr Leben ginge weiter wie zuvor. Allmählich kam er zur Ruhe und führte das „Rechnungsbuch" mit der Hand eines erfahrenen Buchhalters, der seine Rechnungen falsch einträgt, ohne dabei Ungereimtheiten aufkommen zu lassen. Sollte sein Herr im das vorhalten, ist er stets bereit, zu beweisen, derartige Vorhaltungen seinen gänzlich unangebracht, und sollte ihm dies nicht gelingen, wird er sich sofort vor die Stirn schlagen, sich einen Dummkopf schelten und zugeben, es sei ihm ein Fehler unterlaufen.

Deshalb verneinte er vor seiner Mutter entschlossen alles, was sie ihm vorhielt. Es gäbe keine „Seinige", keinerlei „Sympathie". Er sei ja nicht verrückt, was nütze ihm denn eine Geliebte, wo er doch gar nicht vorhabe, zu heiraten. Er gehe seinen höheren Zielen nach; er hege seine „Ideale aus sieben Noten" und pflege „Sympathien gegenüber einigen sehr unpopulären Namen", was eine Frau, das heißt, eine dieser unsrigen dummen Frauen, mit ihrem „Schafshirn" ohnehin niemals verstehen könnte… Und wenn ja, wenn es doch eine solche geben sollte, sei dies etwas völlig anderes und betreffe ausschließlich die Musik, nichts mehr.

Im Ton widersprach Mijo sich ziemlich. Doch diesen offensichtlichen Widerspruch sah er eigenartigerweise als etwas Angemessenes, Begründetes und Logisches an. Es schien ihm sogar, seine Mutter habe denselben Eindruck davon gewonnen. Als sie ihm die „Neuheit" mitteilte, wirkte sie zunächst verächtlich, boshaft und verbittert. Dann begann sie aber, unter dem Eindruck seiner Beteuerungen, die Frauen zu rechtfertigen, sie vor derartigen männlichen Verleumdungen und Vorurteilen, sie seien dumm und hätten keine Gefühle, in Schutz zu nehmen. Und dann, als er sich selbst widerlegte und sagte, es sei nur die Musik, die sie miteinander verbinde, stellte er sie als Frau zufrieden und bestätigte ihre Argumente als gerechtfertigt.

Und als sie in ihrem Gespräch an diesem Punkt angelangt waren, wirkten beide beruhigt. Denn seit jener ersten Nacht, die doch etwas Neues und Unerwartetes bedeutete, durch die Tage des Lügens und Täuschens hindurch bis hin zu diesem Gespräch hatten beide sich daran gewöhnt, dass sie von Mica sprechen. Alles Unbewusste, Ungeschickte, die ehrliche Verzweiflung, der Hass und die Verbitterung vor dieser klaren, einfachen und nachvollziehbaren Tatsache – all das wurde seit jener ersten Nacht bewusst, begründet und vernünftig – es wurde zur Gewohnheit.

Und so kam es, dass Mijo eines Tages mit Mica an Mutters Fenster vorbeiging.

VI.

Die Mutter hatte sie gesehen. Hätte Mijo Zeit gehabt, sich umzudrehen, hätte er überhaupt gewusst, dass sie sie mit jener verächtlichen Bitternis beobachtet, bei der ihre Nase stets dünner, größer und gekrümmter aussieht, vielleicht hätte er sich nicht so nahe an Micas Atem herangewagt. Vor ihm aber waren die Sonne, die wehende Frische der Luft und das letzte Grün. Ihre lächelnden Augen warfen übermütige Blicke umher. Am Profil ihres Geliebten blieben sie haften, wie Vögel, die auf einem Zweig landen, ein wenig auf ihm hin- und her hüpfen, kurz mit dem Schnabel picken und wieder wegfliegen. Sie gingen ohne Umarmung, ohne sich zu küssen; sie gingen, wie morgendliche Liebende, verliebt in die Sohlen ihrer Schuhe, ihr Geplauder und das Flüstern der Neider.

Als Mijo zum Mittagessen kam, war das erste, was er zu hören bekam (die Mutter aber hatte viel mehr gesagt) Mutters gründlich durchdachter und vortrefflich gezielter Satz:

„Fürwahr, eine feine Ware! Heute habe ich sie mit dir gesehen, vor einiger Zeit aber mit einem anderen."

Ohne auch nur einen Augenblick lang nachzudenken, begriff Mijo sofort, dass das nicht stimmen konnte. Hätte jemand anders dasselbe zu ihm gesagt, vielleicht hätte er zu zweifeln begonnen, da der Satz aber von seiner Mutter stammte, war ihm klar, dass er nicht der Wahrheit entsprach. „Na und?", sagte er und ging am nächsten Tag wieder mit Mica an ihrem Haus vorbei.

Er wusste nicht, dass es herausfordernd wirkte, wenngleich er diesen Weg einzig eingeschlagen hatte, um seine Mutter herauszufordern. Er ging ganz nahe an Mica, sprach viel intimer, spürte, dass die Gezwungenheit des Lächelns, das auf seinen Lippen lag, konnte es aber nicht zurückhalten.

Wieder zu Hause, hörte er aufmerksam zu, was seine Mutter ihm zu sagen hatte. Schließlich war dies ja der Hauptgrund seines Kommens, und nicht so sehr das Essen. Und wie er bisher maschinell zu kommen pflegte, ohne von seiner Mutter und deren Fragen Notiz zu nehmen, so kam er heute ausschließlich, um so sorgfältig wie möglich ihr Gesicht zu beobachten und jedes ihrer Worte abzuwägen.

Nie mehr gelang es ihm, ihren damaligen Gesichtsausdruck zu bestimmen, er sah ihn aber stets vor sich. Dasselbe galt auch für ihre Ausführung. Sie wusste alles! Seine Mica! Eine feine Ware! Es genügt, Frau N. zu fragen! Und alle anderen!... Er verhöhnte sie in seinen Erwiderungen, sie verhöhnte ihn in dem, was sie sagte. Beide aber wuchsen in ihren Ausdrücken, ihren Akzenten und den von ihnen hervorgebrachten Tatsachen. Durch diesen Dialog sahen sie einander abwechselnd an: das Blitzen in ihren Augen zeugte von siegreicher Zufriedenheit.

Denn sie blickten abwechselnd nur in ihr eigenes Gesicht. Schließlich kam in diesem Schwall von Wörtern, Fakten und Betonungen eines zum Ausdruck:

„Dieses Frauenzimmer…"

Alle Boshaftigkeit, aller Neid, alle Mühe und Verachtung, die von dieser Siegesgewissheit verdeckt waren, brachen auf einmal hervor:

„Du Ungeheuer!"

Und sie trennten sich. Mijo hatte reagiert und sagte: „Du Ungeheuer". Das Wort war nur so über seine Lippen geglitten, er hatte gar nicht die Absicht, es festzuhalten. Im Schwall der Gefühle konnte er sehr wohl auch ungerecht sein; er musste sich aber auch später eingestehen, dass dieses Wort eine genaue und vortreffliche Antwort auf jenes „Frauenzimmer" war. Sein eigenes Benehmen beurteilend, stellte er fest, das daran nichts auszusetzen war. Zu seiner großen Freude hatte die Mutter das Andenken an den Vater beschmutzt, das bis dahin unantastbar war, und genauso hatte sie jetzt von einem Wort Gebrauch gemacht, das bis dahin in ihrem Haus als unerwünscht galt. Das eine gegen das andere abwägend, wurde ihm klar: sie hatte gelogen. Das war jetzt bewiesen! Über den Vater hatte sie gelogen, um ihm Mica fremd zu machen; und um sie ihm abermals fremd zu machen, log sie jetzt auch über sie. Und es wurde ihm offensichtlich und klar, dass der gesamte Kampf innerhalb dieser einen Woche um sie geführt wurde, um die ruhige, lächelnde Mica: der eine hatte sie verteidigt, die andere angegriffen. Seine Gegnerin hatte keine Mittel gescheut und schließlich nach dem letzten gegriffen – und er, Mijo, hatte reagiert und war aus dem Kampf als Sieger hervorgegangen. Denn Mica war die Seinige – mit der Mutter hatte er gebrochen.

VII.

„Wozu war das gut?", dachte er. „Niemand geht ins Verderben; ich aber sehe und fühle, dass mein Leben ohne Mica undenkbar ist. Undenkbar! Und warum versucht dann sie – sie mir zu entreißen? Warum?" Bei dieser Frage angelangt, sah er sofort ein, dass es keine Frage mehr sei und auch keine Frage mehr bleiben könne. Die Antwort lag allein in seinem Gedankengang, der die Frage auch gestellt hatte. Und sogleich sah er ein, dass der Kampf um ihn selbst geführt wurde. Mica war dabei eins mit ihm, die Mutter aber kämpfte – um ihn. Er war ihr Leben, Mica ihr Tod – Mica, wiederum, war sein Leben und der Mutter ihr Tod. Er, also, war seiner Mutter Leben und wurde ihr zum Tod!

„Meine Mutter ist tot", flüsterte er. Es war ein tiefes Flüstern, das durch seine Brust, seinen Hals, seinen Mund und seine Ohren rauschte. „Meine Mutter ist tot", flüsterte er an der Schwelle seines Lebens, seines echten, großen Lebens. Und er war Sieger, weil er über eine tote Heldin den Sieg hervorgetragen hatte.

Und in diesem Augenblick, als die Erinnerung über Totem und Lebendigem bebte, im Augenblick des Andenkens und der Hoffnung, in der letzten Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft, in der ruhigen Formel des ewigen Seins – lagen Tränen; Tränen, die das Gesicht bloßlegen, die Gefühle und die Natur – riesige, trunkene, hysterische Tränen.

Mijo weinte bitterlich.

(aus dem Kroatischen von Boris Perić)

FROM CROATIAN CONTEMPORARY POETRY

DRAGO ŠTAMBUK ■ AUSGEWÄHLTE GEDICHTE AUS DER GEDICHTSAMMLUNG DER HIMMEL IM BRUNNEN

(Originaltitel: **NEBO U BUNARU**)
(2011)

aus dem Kroatischen übersetzt von Tihomir Glowatzky
(tihoglow@gmx.de)

DER HIMMEL IM BRUNNEN

Über dem Brunnen
ein Blatt, das
in den Himmel fällt.

***

Geboren am 20. September.
Dichter,
zur Zeit der Ernte.

***

Im Fenster des
baufälligen Palasts
das Gesicht des vollen Mondes.

***

Windhauch
so sanft,
dass er keine Richtung anzeigt.

***

Er träumt, obwohl er schlaflos ist.
Blind ist er, aber er sieht.
Vom Himmel geboren
er herrscht, indem er
irdischen Blumen Namen verleiht.

***

Du, ziellose Geschichte, Inbegriff von Illusionen!
Du unruhiger und verwünschter Fluss,
allseits sichtbare und vorhersehbare,
leidenschaftliche Gier,
mit verfallenen Zentren, von Mauern bewehrt;
ohne Wachsamkeit und Gefühl fürs Unsichtbare,
allzu emsiger und getrübter, konfuser Haufen ,
du stinkendes Aas, ahnst du denn nicht dein Ende?

***

Ein Farnblatt,
im Bernstein gefangen,
glänzt auf deiner Brust.

Glänzt, so wie die Zeit vergeht,
dauerhaft lebend in meinem Sinn.

***

Wir ernähren uns von Düften,
benetzen uns mit Tau,
betten uns in Schaum.
Umsonst sind wir wach,
wenn der Schlaf die Welt in Ketten gelegt hat.
Der Atem ist unser –

der Geist über den Wassern,
Dampfwolken
über dem Amazonas.

Die Seele müssen wir
von der Täuschung unterscheiden,
das Unsichtbare vom Sichtbaren.

Statt mit Nahrung füllen
den Körper wir mit Atem;
es freut die Seele sich auf den Tod.

Ich, ein schwarzer Punkt –
neben einem hellen Körper.
Der sich erhebenden Sonne

antworte ich mit der Handfläche;
abmessend erkenne ich;
Das Wort, Gottes Schöpfung.

Durchs Benennen erschaffen wir,
richten den kristallenen Balken auf,
damit an ihm die Lichtwellen sich brechen.

Anstatt eures Sinnes
gabt ihr den Worten eine niedere Bedeutung,
ihr Ungläubigen!

Denn das Volk lebt von des Königs Wort
wie der Baum vom Sonnentau.

Herakles wird an der Kreuzung
den engeren Weg wählen.
Den nach innen und zum Kampf
hin mit sich selbst,
zum Sieg über sich selbst.
Du bist die Straße, auf der du reist.

Den Dämon gilt es kennenzulernen,
um ihn zu besiegen.
Benenne ihn und er wird dir dienen.

Warum kommst du nicht zu uns,
Geliebter, deine Augen zu suchen?

DES IMKERS UNGLÜCK

Meine Bienen sind
geflohen heute Morgen,
in großem Schwarm
in Richtung der
westlichen Klippen.

Meine Bienen sind
geflohen heute Morgen,
durch etwas aufgebracht,
ich werde es nie erfahren.

Sie flogen weit weg
hinter drei Wäldern, zu den Hügeln,
den verschlafenen Schluchten.

Sie flohen morgens,
bis zur letzten Drohne.
Sie ließen die Bienenkörbe
mit schwerem Honig zurück, ach!

In dunkle Schluchten,
flogen hoch sie weg.

Als ob sie sich ängstigten
vor einem neuen Tod.
Was hat sie vertrieben,
welch Ungemach sie getroffen?
Aus dem blühenden Tal
flohen unsere Bienen!

Traurig ist mein Tag,
wie der schwarze Tod,
der aus den Wolken fällt,
anstatt des kalten Regens

auf der Sonnenleiter.
Sie flatterten plötzlich weg,
als ob sie es eilig hätten
einem hässlichen Tod zu entgehen.

Meine Honigbienen,
meine jungen Herden,
in goldenen Schwärmen
verließen sie die Weide,

verließen die Blumen,
Bäche und Quellen.
Ließen traurig mich zurück
todesmüde,
denn Bienen zu verlieren
ist dasselbe wie sterben.

Brasilia, 02.07.2011

***

Ein Mulatte, mit warmer Stimme
wie Schokolade,
vor Anila, der Markthalle, – Gefühl pur.
Lieder der Gauchos aus dem Süden.

***

Verfaulte Makrele
im Eisblock.
Ich warte auf die
Hitzewelle
und den Beginn des Tauens,
damit das Fischgewebe sich
vollständig auflöst.
Eiter und Festmahl.

***

Mit einem Stalaktiten aus Eis
durchbohrst du mir die Brust.
Der vollkommene Mord.

VLIES

Ich sitze auf dem Fell
eines urtümlichen wilden Tieres.

Über mir tanzen die Sterne.

Du weichst die Bohnen in kaltem Wasser ein,
das du mit deinen Küssen wärmst.

Du bist wie eine unerreichbare Fusion.

Doch eines Tages, wer weiß,
wird die saubere Energie
Wirklichkeit werden.

Dann werde ich ein Buchstabe sein,
als einziger, Beauftragter des irdischen Alphabets.

Tänzer unter schweren Sternen.

Brasilia, 13.11.2011

***

Zwischen Frische und Verwesung
schwebt der uralte Ruf des Tukans.
Dessen lebendige Farben und der Schnabel,
wie ein umgedrehter Bug,
durchbrechen die erwartete Harmonie.
Mein Lockruf, Vincent*, an dich,
reise an, aber mit leeren Händen.

** gemeint ist der Maler Vincent van Gogh*

RIO DE JANIERO

Gedeihen oder Verwesung,
Gesang oder Schrei.

Feuchtigkeit oder Schwüle,
Melancholie oder Faulheit.

Mineralische Gärung
aufgehalten durch das Aufbäumen der Fäulnis.

Grünes fleischiges Bartuch für geschlagene Schlachten
Teer von geschundenen Landschaften.

Deine Städte, Land unter dem Kreuz des Südens,
sind wie Pflanzen, die Wurzeln schlagen und überdauern,

allem zum Trotz, auf steilen Hängen,
mit Begießen – aber auch ohne.

DER KINDHEIT GOTTHEITEN

Wohin eilt ihr, weiße Segel,
in welche Richtung ihr hastet?

Nach welchem beliebten Lied
und nach welcher Geliebter Schleier?

Ist denn das Glück hinter
oder flattert es vor euch –
Ihr seid in der Minderheit,
ihr geliebten Götter,
Apollo und Pallas Athene!

Welches Glückt lockt euch
und nährt mit Hoffnung eure Fahrt,
nach welchem Glockenschlag erheben sich
unsere Boote, die schwarze Welle
und das Rauschen?

Niemals verlassen wird euch
die grüne Insel und der Hain, der Weinberg
und der Olivengarten, die Zikaden vergolden den Laut;
das Rumoren des Bachs und des Kruges silbernen Klang.

OVUM NUDUS*

Seit dreißig Jahren schon sprach ich
nicht dieses Wort aus uralten Zeiten aus,
das mich heute überfiel unter fleischigen Blättern.
Es holte mich ein wie eine Heuschrecke, eine Hornisse,
wie eine zornige Wespe…
Wo war es verborgen, all diese
lange und traurige Zeit? Das Wort,
das Eis zum Schmelzen bringt und Pferdehufe zum Stolpern,
und unsichtbare Stuten zum Traben treibt;
wie eine Mäusebrut, gänzlich und ewig nackt.

Brasilia, 06.10.2011
** nacktes Ei*

KANNIBALE

Ein Jammerschrei aus dem undurchdringlichen Wald
ist das Gespräch zwischen dem Dickicht und den
Sklavenseelen, die sich gegenseitig auffressen.
Von den Rändern des Mahls her, des Kannibalismus, erhebt sich
eine Stimme, Jammerschrei genannt, des undurchdringlichen Waldes.
Aus dem Eichenhain, durch den ich den Weg beschritt,
als ich noch ein Kind war.
Nun brennen die Schober und ein Gewitter zieht auf, dunkler Regen,
den einstigen Weg wird es nicht mehr geben.

Brasilia, 06.10. 2011

***

Bemalte Schlangenlinien, Regendächer,
wie von Riegeln beschwertes Atmen, offene Wunden.
Ende oder Beginn der Welt, Gänsehaut durch Berührung
von Göttern und Bettlern.
Der Schlund des roten Basalts nimmt die Sintflut auf,
Sprühnebel und den Regenbogen.
Einschlüsse von Smaragd und Topas,
Indianergeflüster zwischen den Steilhängen
des Guarani-Territoriums*. Kaimane, Schlangen,
Krallenäffchen, Schmetterlinge, Paradiesvögel.
Ach, Welt, im Traum nicht vorstellbar,
von Seufzern beengt,
von der Armut des Traums gezeichnet.

** Guarani, Indianerstamm aus dem brasilianischen Staat Parana*

***

Im Brustkorb eingeschlossen
ruft heiser mein Herz wie eine Eule,

mein Herz hat aufgehört,
ein Singvogel zu sein.

Es kennt und kündigt,
erschöpft und verbraucht,

nur noch den Tod,
die nächtliche Todesstunde.

***

Die Zeit, der große Meister,
kerbt ihre Spuren in die Haut
unserer Gesichter ein.
Zierde des Alterns, schöner denn
die Leere der Jugend,
sie sprechen mit altertümlichem Glockenschlag.

***

Meuten tollwütiger Hunde
haben mein Haus am Ende
der Welt umstellt.
Auf der einen Seite ein steiler Berghang
auf der anderen der Ozean,
und von der dritten her die blutrünstigen Köter.
Sie heulen und bringen dem
Seelenfrieden Wunden bei,
sie zerstören mir
den Trost der Ruhe.
Die Nacht wird kommen und mit ihr
der Mondschein auf die
beschlagenen Fenster fallen.
Sicherheit gibt es nicht, ich brauche sie auch nicht,
denn ein neugeborenes olfsjunge, so weiß,
nistet sich einsam in
meinem Traum ein.

Lebenslauf und Bibliographie

Drago Štambuk wurde 1950 in Selca auf der kroatischen Insel Brač geboren. Medizinstudium an der Universität in Zagreb (Fachgebiet: innere Medizin; Schw-erpunkte: Hepatologie und Gastroenterologie). Von 1983 bis 1994 lebte und arbeitete er in London, wo er sich mit der Forschung von Lebererkrankungen und experimenteller Therapie von AIDS und der Fürsorge um die Erkrankten befasste. Von 1991 bis 1994 war er bevollmächtigter Repräsentant der Republik Kroatien in Großbritannien, von 1995 bis 1998 Botschafter Kroatiens in Indien und Sri Lanka, von 1998 bis 2000 Botschafter in Ägypten und der Mehrzahl der arabischen Länder. An der Harvard Universität war er von 2001 bis 2002 tätig. Von 2005 bis 2013 war er Botschafter in Japan, Südkorea und Brasilien. Im Jahr 1991 gründete er die alljährlich in Selca stattfindende Poesiemanifestation Croa-tia rediviva. Drago Štambuk veröffentlichte mehr als 30 Gedichtsammlungen und erhielt angesehene Literatur-Preise, darunter den Olivenkranz (Selca/Brač), sowie den Jure-Kaštelan-Preis, Josip-Sever-Preis und den Tin-Ujević-Preis. Seine Lyrik wurde ins Englische, Deutsche, Französische, Spanische und Japanische übersetzt. Er lebt in Zagreb.

STJEPAN ŠEŠELJ ■ QUINCE POEMAS

Allá donde tú entras
(Tamo gdje ti ulaziš)

Allá donde tú entras
Un arco triunfal invisible se levanta hasta el cielo
Allá donde los poderosos construyeron
Y hoy
Es un campo desnudo.

Su humildad descubren
(Smjernost svoju otkrivaju)

Su humildad descubrimos partiendo el pan
Ofreciendo en la mesa comida hecha con amor
La caza de las oscuras aguas del pantano
De los remolinos claros de los ríos
Del azul marino
Frente a tu rostro fieles vienen con la esperanza
De que los reconocerás
Y hermanablemente contigo se sentarán a la mesa de roble
Festejándote hasta la madrugada
Hasta los primeros gallos
Con duras
Palabras
Apagando la sed

Caes cotidianamente como un ciego
(Padaš danomice poput slijepca)

Caes cotidianamente como el ciego que busca su cruz,
Que en vano palpa. ¿Cuántas veces tropiezas,
vacilas, eliges caminos falsos. Para evocar,
para recordar algo, tener en cuenta, mirar hacia arriba
donde apenas un sendero está iluminado y las heridas en las plantas de tus pies
se ven. Y presientes que no has sufrido en vano
en los días pasados, como ayer y antes; todo es lo mismo es igual,
cómo te es en el paso siguiente hasta la tarde
hasta mañana como hasta siempre igualmente
espera.

El baúl
(Škrinja)

El baúl. En cada uno de nosotros despierta esa curiosidad,
sea que guarde los tesoros usurpados en las lejanas Indias o cartas
de amor de corazones fascinados por seres conocidos o completamente
extraños o tan sólo una poca ropa pueblerina,
almendras, nueces y algún membrillo, higos secos ensartados
en cadena, separados por pequeñas hojas de laurel oloroso, sulfurados
y espolvoreados con harina, todo según la sabida costumbre.

El baúl. Es más que una caja fuerte, caja, banco, cualquier
base de datos en una vasta serie de computadoras,
un lazo, un trenzado. Y, cuando huele a naftalina o a la tierna lavándula
de la isla de Hvar que, al tocar las ventanas de la nariz,
se deshoja en cuentos centenarios, se desborda
en colores sin número, vacila en los matices de la lengua
croata que resuena de una costa a la otra, de una altura a la otra altura, de un pueblo
al otro, en medio de la ciudad vieja y en el centro de la ciudad nueva, por la
dura tierra, por el llano, por el campo. Por el algarrobo.
Por el naranjo. Por el granado, la granada… se revienta, riega.
Solamente la abre la llamada de la cuidadosa mano de la abuela,
madre, mujer. Se anuncia. El baúl.

Al subir
(Ispevši se)

Subiendo, arrodíllate
Humildemente a la sombra
(del viejo roble)
Conozco ese sentimiento
Esa cercanía
Seguridad
El abrazo del padre
Aquí todos nos dimos cuenta del significado de ser hijos
Cansados y orgullosos inclinábamos
Nuestra desafiante cabeza
Y esperábamos su pesada mano

Del sueño pesado, profundo
(Iz sna teška, duboka)

Del sueño pesado, profundo. De las pesadillas. Emerges cogiendo el aire, tragándolo todo. Aparece la luz, que en ti se precipita. Feliz, tomas todas esas cargas, más fácil que la tromba de la que vienes, nuevo para el amanecer. Te levantas, abres las ventanas, persianas, abres los ojos, extiendes tus manos, abrazas al niñito que en la madrugada cuidadosamente lleva de la mano a un anciano por el llano.

De tanta luz sobre los techos.
De repente, te sientes feliz, porque, después de todo,
estás enfrentando la blancura inocente del comienzo. Y no te
extraña la pregunta delante el cielo abierto, delante
del trono de los tronos:
¿Cómo serán mis poemas con tanta blancura,
con tanta luz?
No se extrañan ni el niño ni el anciano en el camino.

¿Cuántas veces?
(Koliko puta)

¿Cuántas veces por estas escaleras he entrado, vengo a esta
tumba. Si pudiera esas piedras levantar, volverlas a su

posición inicial. Sus caras al cielo voltear. Para que estén
como antes estaban. Para que aparezca un tallo, alguna palabra
grabada, brillando,
pálida, por ese lado.

¿Quiénes son y de dónde vienen?, ¿a dónde van mis ancestros?

No lo puedo entender ni después de tantas visitas
este secreto, esta tumba.
Presiento, que un día me llamarán
Para que me una a ellos y para que
del otro lado
leamos lo tallado.

Quizás será lo mejor
(Možda će biti najbolje)

Quizás lo mejor será bajar la bandera, despedir
la tripulación, golpear la pesada puerta de roble,
cerrarla con cerrojo. Pero ¿cómo terminar con el pensamiento que me
amarra a esta región? Borrar las lápidas y olivos y el mar, que siempre miran
hacia arriba, bajo las vigas, bajo el cielo.
Atravesar algunos, hasta hoy inexistentes y desconocidos caminos.
Y andar, andar, andar…
Desde esta lejanía ni siquiera sabes a dónde te acercaras,
ves tan sólo nubes de polvo en el camino que con persistencia abres.
Los animales salvajes sorprendidos se detienen, sorprendidos observándote.
Solamente las abejas, entusiasmadas, envueltas en aroma
de miel, miran la profundidad de las flores.
La voz va hacia el sur.
Mensajero del sur.
En cuanto abandones esta ciudad y esta región,
ellos empiezan a hablar por sí mismos en la vetusta, olvidada,
lengua tuya. Convirtiéndose en una imagen sublime. Así que
sólo Él se atreve de visitarlos. Y desde entonces, reside aquí.
Contigo.

Cuando estás totalmente convencido
(Kada si posve uvjeren)

Cuando estás totalmente convencido de que tus viejos sueños
se perciben en la cercanía recién cumplida ya no te preocupas
de las llamadas supersticiosas. A los temores los aleja
la imagen del sueño que desde hace poco tiempo coincide con la
realidad. Y la antigua fortaleza construida especialmente para las
noches de invierno en el lejano norte, de repente se transforma en un día
de verano, en salvia y brezo, rosa salvaje, granada, escaramujo...
que en otoño con las primeras lluvias se romperán como un melón
en la sombra del verano, bajo la paz, crecida en hiedra azul. Y tú de ninguna
manera te vas a preocupar de la partida sino de los establos llenos del heno,
víveres y otras provisiones. La vendimia te alegrará como alegraba a
tus predecesores. Y caerás al suelo de bruces y de espalda
en los cerros, en los montones de trigo, en las pilas de heno.
Así contento, siempre añorarás el amor, roces, sus pupilas desde las altas ventanas
Desde las gruesas murallas que por ella de nuevo lograste construir.

Crepúsculo
(Predvečer)

En el crepúsculo en los rápidos del río descansaba mis manos
Con los remos y la corriente las dejaba
Que navegue hasta la desembocadura, en medio de las islas entre las olas
En la tempestad en el viento del sur en la mar quieta por algún mal tiempo
Que se familiarice. Toda clase de locuras me caían en la mente
Como si hubiera pasado el día con las pastoras; en aventuras.
Como si las hadas todo el día en sus cabellos me mecieran.
Y no que trabajando en las quebradas, hundido en los pantanos
Montones de tierra salada uno sobre otro amontonara.

Me entrego a las aguas
Estoy rendido
Yo que he quebrado a Jesucristo en mí
Para pedir al crepúsculo
Que mañana
a mi lado se encuentre

Desde la paz, desde el silencio
(Iz mira, iz tihoće)

Desde la paz
Desde el silencio al mundo
Habla Dios

En la noche oscura
Se esparcen las estrellas
Y brilla
El nuevo sol
Natividad

Señor
¿Qué haremos
Con nuestra oscuridad
En esta luz
que
surge
corre
de las manos
de los niños
de la mano
de Dios?

Frente al espejo
(Pred ogledalom)

*
Hablas del tiempo, adviertes
Que es la hora, que es la edad.
¿en qué hay que influir?
¿Al qué medir el destino?

*
En aquel tiempo horrible
Creímos
Que nunca le llegaría su fin

Soñábamos que aquel período terminaría
Pero su fin no podíamos palpar
Nos desmoronaba
De día en día
Nos molía
Y tejía
Y en hebras pequeñas estiraba

*

Nunca creíamos en aquel tiempo
Ni siquiera pensábamos que él no tenía fin
En aquel tiempo soñábamos
Que nosotros éramos su fin
Y supimos ver el fin,
En esa oscuridad
Prolongando nuestra existencia
En su falsa eternidad

*

¿Y?
¿Qué eres tú?
¿Qué viste?
¿Espejito?
¿Espejo?

cuello?
¿O rosas
En las que ya
Se anuncia

La primavera

A Croacia
(U Hrvatsku)

Si vas intencionalmente
te encontrarás profundamente en
Croacia.
Entre el hierro ingobernable

Que descubres
capa por capa
Tierra que en sí
reúne muchas personas
extraviadas.

Entre los techos
las golondrinas
traen
al sol
el color amarillo del melón.

En mi estufa
esta noche descubres
el habla en el ardor de las cosas antiguas
El sonido claro del faro
Solitario
en una isla abandonada.

En el patio
bajo la higuera
nunca alcanzamos
los frutos amarillos. Con el iris en la grieta
del piso de piedra con hormigas que salen
y siempre llevan la carga con tanta seriedad
que nuestro ocio se convierte en malestar
a causa de ese afán que nos desnuda y
quita
la razón.

Croacia en el sur
(Hrvatska na jugu)

Que con el pasto crece
En los tallos
Con la cola de caballo (planta comestible)-equiseto
Los grillos nocturnos
Una estrella

Brillante
Se anuncia
Ya
Y grana
Y madura

Con la iglesita
Que entre la hierba crece
Cardo mariano o cornejo
Mientras murmura el rocío

Es tu canto

Una palabra sobre los pájaros
(Riječ o pticama)

Se trata de la palabra
Que está con nosotros
Que estaba
En el principio
En el mediodía
En la noche
Esa es la palabra
Que une
El río y el olivar y los viñedos
Y que nunca se esconderá
Detrás del cerro
Porque ella es
La que amanece antes de los primeros gallos
Y la que buscan
Para que enmudezca
Y en los labios se marchitará
Ella es ella
La palabra que le habla
A los pájaros

De la antología poética *El mensajero del sur/S juga glasnik*

Traducción: Željka Lovrenčić

Sobre el autor

Stjepan Šešelj nació el 16 de junio de 1947 en Podgradina, hoy parte de Opuzen. Se graduó en derecho en la Universidad de Derecho en Zagreb. Escribe poemas, dramas (para la radio y la televisión), prosa, reseñas literarias y sobre pintura. Algunas de sus obras son: *Škrapa* (La grieta, 1970), *Očina* (El gran papá, 1977), *Amerika Croatan Amerika* (América, Croatan América, mapa y libro poético-gráfico hecho junto con el pintor Anton Cetin, 1988), *Dulo* (El manantial, 1991), *Škrapa Očina Dulo* (La grieta, El gran papá, El manantial, 1997), *Hrvatska jest* (Croacia es 1997), *S juga glasnik* (Mensajero del sur, 2006) etc. Ha recibido muchos premios. Sus obras han sido presentadas en varias antologías y libros de la historia de la literatura croata. (Ž.L.)

LANA DERKAČ ■ POEMAS

Alambre
(Žica)

Trato de contar cuántos propósitos tiene el alambre.
En Auschwitz lo he visto puesto en cercados demoníacos y largos.
Un *coffee to go,* oigo la madre cuya voz está colgada
del alambre con la llave de la puerta de la casa.
Ella sabe que hay que tener las cosas bajo control
y no está bien cuando se dispersan.
Miré a mi padre como corta la hierba.
Se movía lentamente y de vez en cuando bebía
el café que mi madre le ha traído del centro comercial.
Le tuve envidia a la hierba por su independencia.
Desde su origen se negó a ser socia del alambre.
Las familias son diferentes.
Todas ellas compran alambre.
Mientras entran con él a los patios cercados,
sin notarlo lo siguen y creen en él.
Pero, a veces pienso que las mujeres que cultivan el huerto
en realidad, no ven las hortalizas.
Me parece que extienden el alambre para la esperanza
como sí esta fuera una planta trepadora.
Y no arveja.

El alambre me baja hasta los senos,
en verdad, fino y plateado y la gacela que cuelga de él, soñé,
se multiplica.
Y todo su rebaño en la noche salta la literatura mundial,
asimétricamente dispersa por la alcoba.

Durante el día pienso, qué actitud tiene Dios hacia el alambre.
¿Lo usa Él también
mientras en su mano de mecánico
sostiene una comunidad o un paisaje desajustado?

La vida de las letras
(Život slova)

El poeta denuncia a las letras y su carácter triple.
El carácter de los animales, mientras los domestican todavía es salvaje.
El carácter de la planta cuando se trasplanta al papel y ella deja en él tenues raíces
con las que hasta hace poco agarraba el cielo, las montañas,
hierbas, el olor a curry, el sabor a pimienta, el eco.
Algunas letras echan raíces en las mandíbulas de la historia,
como la muela.
Si ya no ajustan cuentas, contaría
cuántos dientes en general tiene la historia.
Las letras crecen en el papel,
a veces bastante calmadas, de vez en cuando salvajes y de rostro colérico,
agarran el globo terrestre.
Si no hacen un movimiento erróneo,
rastreando entran al hombre y
rastreando salen de él
como un pensamiento del que él se apropia.
Así que a él le pertenece su carácter.
Empiezan a mover las cosas hacia la metáfora
en vez de piezas,
hablar sobre las rebeliones alegóricas de los pájaros,
de la suavidad de la nieve.
De la flexibilidad del río que dobla la columna y vuelve
su cauce, siguiendo fielmente la personificación.

El poeta quien demostró que las letras se parecen a los seres vivos,
ya no las puede observar bien porque lo han ocupado totalmente.
Hablan desde él:
En el jardín crecido de hierba han dejado las escaleras que llevan al cielo.
Cuando me escondo detrás de los setos y espero lo suficiente,

veo como por ellas salen Todos los santos
a un supermercado abandonado con frutas, insectos y pájaros.
Las ramas de los árboles reemplazan los estantes.
Subo a las escaleras y observo el monótono cielo azul.
Me interesa si Dios
hará que en los picos de los pájaros
las letras se hagan sonoras.

Los huesos del silencio
(Kosti tišine)

El silencio también tiene huesos.

Me interesa ¿qué sonido tienen?
y ¿cuánto reuma pueden acumular?

Cuando encuentro una fosa común
en el campo,
alabo la bondad de los pájaros
que con su canto
revisten los huesos encontrados
como un nuevo tejido.

El buen verdugo
(Dobri dželat)

Soy el servicio de la casa de la melancolía.
Me preocupo de que coma, de que tenga la ropa de cama planchada,
las mantas lavadas.
Refresco y limpio su espacio,
hasta le canto.
Me alivia cuando alguna película o pradera me atraen
y alejan la melancolía,
mi amante promiscua.
O cuando me seduce la somnolencia y su anestesia.
La mañana soleada que del Este trae las caravanas.
Cuando la abundante luz cae por el patio como polvo,

la realidad ya no es aguda.
La mañana es un buen verdugo.
Mutila la melancolía,
pero ella revive como super héroe.
La melancolía es la emulsión con que está envuelto el día.
La manta que bajaron los demonios drogados.

La mañana soleada es la caja de primeros auxilios.
Quiere quitarle a la melancolía los botones del ascensor
tirarlos del subterráneo, del subcutáneo.
Pero, no sé cuál de ellos me
ha escondido las flores de algodón en la almohada.
Por un momento observo la mañana soleada.
Y luego la melancolía.
Hela aquí, va a pie.
A través del cielo
deja la larga sombra de sus pies.

La copa del árbol
(Krošnja)

El cielo es una copa de árbol gigante que cuelga sobre nuestras cabezas.
Parece que todas las estaciones climáticas en ella tienen
la misma raíz, sólo que está vuelta al revés,
igual que el azul que aquí sirve en vez del verde.
Por el momento la sostiene el antiguo Dios eslavo Perún,
por el momento Mitra, el Dios del Sol persa
y con ella tan revuelta
como si fuera un ramo de pensamientos,
despreocupadamente está parada la antigua diosa greca de la lluvia Diona.
Si los Dioses son como los gigantes,
pueden sostenerlo con una mano,
apoyado en la cadera.
Pero, a diferencia de la decoración floral,
desde el vasto ramo azul se precipitan los pájaros.
Cuando alguno vuela, parece un broche
que se descuelga.

El cielo de diciembre
de vez en cuando cubre las novias
que roban la blancura a la nieve.

Una de ellas justo ahora sale de la casa
y entra al horizonte; desaparece,
falsificando la nieve en su vestido.

El crecimiento del paisaje
(Odrastanje krajobraza)

Las cuencas pueden servir como un fiel reemplazo
del ojo de aguja cuando las lluvias pasan entre ellas,
el río como hilo.
Cuando lo hacen por primera vez, pensaría
que han hecho una invención. ¡Un hilo efervescente!
Pero, no es así; todavía no existía el hilo corriente,
sólo sí se toma en cuenta el hilo del cuento,
el hilo de la existencia.
El antiguo paisaje es ejemplo obvio del engaño.
En la edad de un recién nacido, a causa de un fuerte chubasco,
parecía canoso.

Mientras el vapor de la cocina de vez en cuando
se añade a la evaporación invisible en la naturaleza,
a la evaporación invisible del río que prudentemente sale
del raro y largo ojo de aguja
mi madre se queja de que duerme cada segunda noche.
No sabe por qué.
Mientras ella habla, menciona los días pares e impares,
el vapor caliente toma el papel de la madre
y en vez de ella invita a la cena.

Nota sobre la autora

Lana Derkač (Požega, 1969) se graduó en la Facultad de Filosofía y Letras en Zagreb. Escribe poesía, prosa, dramas y ensayos. Recibió varios premios; sus obras han sido incluidas en antologías, panoramas y anuarios en Croacia y en el extranjero. Ha participado en diferentes festivales poéticos – El Festival Internacional de Poesía (Croacia), El Verso en la Región (Croacia), Las Noches Poéticas de Struga (Macedonia), Curtea de Arges Poetry Nights (Rumania), Kuala Lumpur World Poetry Reading (Malesia), Kritya (India), La Feria del Libro de Guadalajara (México), Lirikonfest (Eslovenia), International Poetry Meeting (Chipre), Festival International et Marche de Poesie Wallonie – Bruselas (Bélgica), Encuentro Poético en Mdiqu (Marruecos), Stockholm International Poetry Festival (Suecia), Festival Internacional de la Poesía Esclava (Rusia), Las Noches Poéticas de Ratković (Montenegro)…Sus textos han sido traducidos a 18 lenguas (inglés, español, francés, árabe, sueco, alemán, italiano, ruso, polaco, húngaro, checo, albanés, macedonio, oriya, malayo, rumano, búlgaro y esloveno).

Es redactora de:
Kairos en Zagreb (Kairos u Zagrebu, selección de poesía del Festival Poético Internacional, junto a Davor Šalat, Zagreb, 2006.)
Third Word, Post-Socialist Poetry (selección de poesía de los países post socialistas; junto al escritor indio Thachom Poyil Rajeevan, Monsoon Editions, Calcutta, 2007).

Ha publicado los siguientes libros:
– Usputna raspela (poezija), (Crucificos incidentales, poesía), Privlačica, Vinkovci, 1995.
– Utočište lučonoša (poezija), (El refugio de los porta-antorchas, poesía), Meandar, Zagreb, 1996.
– Eva iz poštanskog sandučića (poezija), (Eva del buzón, poesía), Meandar, Zagreb, 1997.
– Škrabica za sjene (poezija), (Cajita para las sombras, poesía), Matica hrvatska, Karlovac, 1999.
– Rezignacija (drame), (Resignación, dramas), Meandar, Zagreb, 2000.
– Osjećam melankoliju (Siento la melancolía, poesía, con R. Jarak i T. Ribić) poezija, zajedno s R. Jarakom i T. Ribićem), Nakladnička kuća Tonimir i Varaždinsko književno društvo, Varaždinske toplice, 2002.
– Osluškivanje anđela (kratke priče), (Escuchando los ángeles, cuentos cortos), (Meandar, Zagreb, 2003.
– Šuma nam šalje stablo e-mailom (poezija), (El bosque nos envía el árbol por el correo electrónico, poesía), DHK, Zagreb, 2004.
– Striptiz šutnje (poezija), (El desnudarse del silencio, poesía), Tribina Jutro poezije, Zagreb, 2006.
– Tko je postrojio nebodere (poezija), (¿Quién puso en fila los rascacielos?, poesía), Altagama, Zagreb, 2006.
– Murmullo sobre el asfalto (poezija, zajedno s Davorom Šalatom), (poesía, junto con Davor Šalat), La Zonámbula, Guadalajara, 2008.

– Zastava od prašine (kratke priče), (Las banderas del polvo, cuentos cortos), V.B.Z, Zagreb, 2009.
– Qui a mis en rang les gratte-ciels? et autres poèmes (poezija), M.E.O, Bruxelles, 2010.
– Šah sa snijegom (poezija), (Ajedrez con la nieve, poesía), HDP, Zagreb, 2011.
– Doručak za moljce (roman), (Desayuno para las polillas, novela), Naklada Ljevak, Zagreb, 2012.
– من قفة نان احطات أصحاب.. قصيدة أخرى (poesía), Al-Badawi Publishing & Distribution, Tunis, 2014.
– Strateg (eseji), (Estratega, ensayos), Disput, Zagreb, 2015.
– Posvajanje neba (poezija), (La adopción del cielo, poesía), HDP, Zagreb, 2015.
– Ugovor s prašinom (izbor iz poezije), (Contrato con el polvo, selección de poesía), JU Ratkovićeve večeri poezije, Bijelo Polje, 2017.

Premios:
– *El premio literario croata „Zdravko Pucak“,* 1999
– *El premio para el mejor libro de poemas de un autor de Eslavonia „Duhovno hrašće“* (Robles espirituales), 2000
– *Prize of Corea Literature* para el modernismo natural, 2013 (Corea del Sur)
– *El premio „Risto Ratković“* por la mejor colección de poemas en la región, o sea, en el territorio de Montenegro, Bosnia y Hercegovina, Serbia y Croacia por el libro *La adopción del cielo*, 2016 (Montenegro)

Traducción del croata: Željka Lovrenčić

FROM CROATIAN CONTEMPORARY PROSE

DAVOR VELNIĆ ■ VATERS HÄNDE

aus der Erzählsammlung „Didaskalien / Regieanweisungen“ (2019)

Es ist schwer zu wissen, was wir wirklich von unseren Ahnen geerbt haben. Mir hat mein Vater zweifellos die Hände hinterlassen und die Neigung zu doppelsinnigen Späßen. Je älter ich werde, umso mehr erkenne ich an mir Vaters Hände: ruhig und groß, harmonisch und voller Kraft. Die Doppeldeutigkeit ist zwar eine ganz angenehme Unterhaltung, hilft aber nicht viel.

*

Jenes Schweigen vor dem ersten Satz dauerte nur kurz, vielleicht gab es dieses gar nicht, doch ich übersprang es absichtlich mit einem lauten Auftritt und einem fröhlichen Gruß.

„Mach mich frei, mach mich frei“, zischt mein Vater mit gedämpfter Stimme des Schams, als wäre eine unangenehme Verwechslung passiert: unschuldig verurteilt, verhaftet und nun gilt es, diesen Fehler zu korrigieren und zu vertuschen. „Befreie mich, damit ich mich wenigstens kämmen oder nach dem Glas greifen kann… und die Nase putzen! Sollen mir etwa diese jungen Gören meinen Rotz abwischen? Die ganze Nacht über sind sie hier im Zimmer herumgeschlichen, immer rein-raus, und die ganze Zeit gekichert und gelästert, richtige Luder. Ohne Grund haben sie mich ans Bett gefesselt, schau! Die faulen Frauenzimmer, bloß damit sie hier nicht… um mich herum. Richtige Nichtsnutze.“

Ich winke beiläufig ab und überprüfe sogleich die Beine. Gott sei Dank, die sind frei. Unbeweglich und geschwollen, die Knöchel weiß und schwammig, die Haut dünn, netzartig. Das Voranschreiten der Bewegungslosigkeit und der immer schwächere Widerstand des müden Körpers sind immer offensichtlicher.

„Und, welchen Eindruck hast du?“, fragt er etwas besorgt. Ich schweige und nicke unbestimmt mit dem Kopf. Die wachsweiße Haut verheißt nichts Gutes.

„Damit kannst du nachts Kraken fangen gehen, so weiß sind die.“ Ich versuche, geistreich zu sein und einigermaßen mein Zögern und die unangenehme Pause zu überspielen. Ohne das Hörgerät hört Vater mich nicht und versucht deswegen, mit offenem Mund meine Worte zu erhaschen.

Seine Hände sind locker und mit langen Gazestreifen angebunden. Man hat zwar ihn nicht ans Bett gefesselt, trotzdem kann er mit den Händen nichts erreichen. Ich schaue seine Hände an, die, solange ich ihn kenne, schon immer groß waren, nun sind sie unnatürlich angewachsen. Riesige Handteller am runzligen Unterarm dran, die Handgelenke von zerfranster Gaze umwickelt. Das Fleisch ist geschwollen, aufgequollen und der Ehering ist gefangen, er hat sich in den Finger eingeschnitten und wird von der Schwellung versteckt.

Ich löse den festgezurrten Knoten; über Nacht hat er versucht, sich zu befreien, sich mit den Knoten abgemüht und hätte beinahe die Fesseln abgestreift. Am Ende hat er es wohl aufgegeben oder wurde er daran gehindert? Er schweigt und beobachtet meinen Versuch, ihn von den Knoten zu befreien; die stumme Anstrengung, sich den Zorn aus dem Leib zu würgen, ist nicht gelungen.

„Richtige Hühner!", knurrt Vater. „So ist gut, ja so… na also, schmeiß diese scheußlichen Binden weg, die verdammten Verbände. Die denken sich ständig irgendeine Teufelei aus, damit sie nachts herumschleichen und auf dem Gang kichern können." Die befreiten Hände verleihen ihm Kraft, das Selbstbewusstsein kehrt zurück. „Gib mir zu trinken! Hol mal frisches Wasser, ich bitte dich! Siehst du, dort im großen Gang steht ein Kühlschrank. Nimm für dich einen Saft, das Geld ist hier in der Schublade." Er ist zufrieden, glücklich ob der freien Hände, wieder hergestellt. Er besieht seine Hände, als sähe er sie zum ersten Mal.

„Aber zuerst kratz mich mal am Rücken, komm, mach mal. Die ganze Nacht schon juckt es mich hier unter dem Schulterblatt, und dann schön nach unten bis zu den beiden Hüften."

Unter Anstrengung hebe ich seinen Torso hoch, er ist schwer und warm, hat er etwa Fieber? Noch ist Leben in ihm, und dieser Gedanke erfüllt mich mit Hoffnung, vielleicht ist doch noch nicht alles zu Ende? Unter den Fingern spüre ich raue Haut, voll mit Altersflecken und Muttermalen. Zunächst streiche ich leicht mit den Handflächen darüber.

„Du sollst mich nicht streicheln, sondern kratzen! Oder frierst du an den Händen?"

Nun streife ich mit den Fingernägeln den Rücken ab und darunter sammelt sich alte Haut an. Vater windet sich und stöhnt zufrieden:

„Jaaa, massier mich da, genau unter dem Schulterblatt, fester, mach… hier, genau hier."

Ich versuche, ihn zu umarmen, so ganz zufällig, doch Vater weicht aus, nein, das ist noch kein Abschied. Es werden noch weitere Tage kommen, noch verabschiedet man sich nicht.

*

Als ich mit dem Wasser zurückkam, hatte Vater einen Zwieback in der Hand. Vorsichtig brach er ihn auseinander und steckte sich mit einem abwesenden Blick die Stückchen in den Mund. Mit dem zahnlosen Mund zerdrückt, bricht er sie und zeigt mit einer schmerzhaften Grimasse, dass er sie ohne Wasser nicht hinunterschlucken kann. Ich springe ihm bei, sammle die Krümel vom Pyjama auf und lege sie zurück auf seine Hand. Er würde es nicht ertragen, von mir gefüttert zu werden.

„Langsam, Vater! Kein Grund zur Eile."

„Ich habe keine Spucke! Alles vertrocknet, gib mir doch mal das Fläschchen." Er trinkt langsam und schluckt mit Freude. „Ah, ah… hervorragend, frisches Wasser, wie aus der Waldquelle von Žanac, ah…, ah…! Das heilt besser als jede Medizin." Noch spielt er mit der Kindheit und schüttelt zufrieden seinen Körper. „Kratz mich doch noch mal am Rücken, aber nicht so wie diese Schwestern: Sie nässen ihn nur mit Alkohol ein und ruck-zuck, fertig. Komm, solange ich so sitze."

Er spricht laut, zufrieden und keineswegs besorgt, als ob wir noch tausend gemeinsame Tage vor uns hätten. Er blickt sich im Krankenzimmer um und deutet mit dem Finger auf die Leute. Er stellt mich wiederholt den anderen Patienten vor.

„Das ist mein Sohn, er kommt jeden Tag hierher, manchmal sogar zwei Mal!" Der Mann im Nachbarbett winkt lustlos mit der Hand ab und wünscht seine Patienteneinsamkeit nicht zu verlassen. Sein gelb-weißer Schnurrbart und die vergilbten Finger der rechten Hand zeigen deutlich, worum sich seine Gedanken drehen. Ein anderer Patient nickt nur mit dem Kopf als Zeichen des Grußes.

Vater schämt sich seiner Ohnmacht und noch mehr vor sich selbst in diesem erbärmlichen Krankenzimmer, und möchte mich mit den üblichen Krankenhausgesprächen und Gejammer verschonen, mich vom Anblick von Not und Qual bewahren.

„Und mach mich frei von diesen Fesseln, beide Hände oder wenigstens die rechte. Pfeif auf die und ihre Vorschriften. Die ganze Nacht lang schwirren die einen in Weiß und die anderen in Schwarz gekleidet umeinander, deren Schatten! Ja, ja, es gibt einige, die schwarz gekleidet sind und die tragen ein schwarzes Kopftuch, eine Art Kapuze, sie haben gar kein Gesicht. Schau nicht so verwundert, du Besserwisser, hör zu, was dein Vater dir sagt. Leg dich heute Nacht neben mich, dann wirst du es schon sehen!" Er schiebt die Bettdecke zur Seite und schaut auf das untere Bettende. „Es ist nicht schön, angebunden zu sein, wie ein Dieb oder ein Räuber. Das haben sicher jene schwarzen Gestalten gemacht, sie hören nicht auf, bis zum Morgengrauen hin und her zu schleichen, doch irgendwann werden auch sie mal müde und verdrücken sich dann vor dem Morgengrauen. Sie sprechen kein einziges Wort, sie wenden sich an niemanden."

„Was für Gestalten denn, hier auf der Station, im Krankenhaus, wovon sprichst du?“, frage ich flüsternd und mit kindlicher Verwunderung. Ich möchte nicht, dass uns irgendjemand hört, dem Vater aber gefällt dieser verschwörerische Ton. Er wendet mir sein Gesicht zu und ich höre das Knistern des Zwiebacks in seinem Mund. Auf der Stirn runzeln sich tiefe Falten und unter den üppigen buschigen Augenbrauen funkelt es in den dunklen knöchernen Höhlen hell: Zwei glänzende Löchlein suchen diskret nach meiner Unterstützung. Das im Dunkel versunkene Licht schlägt noch einmal Funken.

„Genau so, schwarze Nonnen ohne Gesicht, die haben mich angebunden“, er zieht den Kopf wieder zurück und zwinkert mir diskret zu.

Medikamente, würden die Ärzte sagen. Ich weiß es nicht und schweige, er aber wendet sich nicht wieder den schwarzen Gestalten zu, sondern wundert sich über seine Hände.

„Das ist menschenunwürdig, kein Mensch verdient es, gefesselt zu werden, auch die vor dem Erschießungskommando nicht! Auch ihnen werden zuletzt die Hände gelöst.“ Er trinkt wieder aus dem Fläschchen mit dem Wasser: „Ah, ah, ah… Wasser, nichts ist süßer. Wasser ist Leben.“ Mit den Händen zeigt er in Richtung Süden, in Richtung der Insel. „Mein Portapisana-Strand und die kleine Bucht, das saubere Meer bei Redagara, so grün und blau, Tanka punta, die kleine Anlegestelle in der Plavnik-Bucht… erinnerst du dich an meinen alten Freund Gavde?“ Und dann, als ob ihn etwas gestochen hätte: „Reich mir doch mal das Hörgerät, das liegt da auf dem Eckschränkchen unter dem Taschentuch. Ohne das Ding höre ich nichts und das andere Ohr nässt dauernd. Ich bin taub, stocktaub. Ich trinke noch einen Schluck, solange das Wasser so schön kalt ist.“

Ich würde gern standhaft bleiben, doch Trauer ist stärker als Vernunft und alle Vorsätze, sie ergießt sich tropfenweise in jeden Gedanken und Tränen wissen weit mehr als ich. Vater trinkt das Wasser schluckweise und kaut am Zwieback. Zufrieden schnauft er die Luft aus und dann schaut er verwundert auf das Bettende. Er schiebt die Bettdecke zur Seite, berührt die Beine und zuckt ohnmächtig mit den Schultern. Er genießt die Freiheit der Arme und die Sitzposition.

„Schöne Beine, was? Beine eines Tänzers! Im ganzen Krankenhaus gibt es kein solches Paar“. Und dann erinnert er sich voll von milder Konzentration an die Insel Krk. „Wenn ich meinen Garten sehen könnte, meinen Mandelbaum… nun blüht er und ist voll von Blütenröschen. Zu Hause würde ich gesund werden, hier ist alles von Modergeruch und Durchzug erfüllt! Dieses Altern und die Ohnmacht um mich herum. Schau sie dir an, alle vollgepinkelt und vollgeschissen, ein Anblick des Todes. Mir geht es hier noch am besten, schau dir die Beine an, wie die eines Balletttänzers“, und er klatscht sich auf den Oberschenkel, „Heute Abend werde ich damit ein Tänzchen im Gang hinlegen, dass die jungen Dinger nur so staunen werden.“

Ich schweige und tappe nicht in diese Falle, diese Themen haben wir nie ernsthaft angesprochen, wie sollen wir jetzt wie auf einem Bahnsteig mit wenigen Sätzen postmortale Unklarheiten klären. Die Hoffnung auf ein neues Leben glimmt dennoch in Vaters banalem Optimismus, in diesem Leben als Vorhof eines besseren Lebens dort irgendwo…

Dieses Mal allerdings lassen sie ihn nicht nach Hause. Sie dürfen es nicht, ich weiß, so sind die Vorschriften für immobile Patienten. Vater weiß auch, dass es da keine Abhilfe gibt.

„Geh ruhig, Davor, du hast deine Familie", wendet er sich nachsichtig an mich, und zeigt mit dem Kopf in Richtung Tür, als ob wir uns nichts mehr zu sagen hätten. „Mir geht es gut, geh schon, pass auf Mutter auf und erzähl ihr bloß keine Schauermärchen."

Er wird unzugänglich und treibt mich weg. Er möchte, dass ich ihn aufrecht sitzend verlasse.

„Ich habe es nicht eilig", ich warte ab und zögere, Vaters Blick schwimmt unter dem Horizont der Realität. Übermüdete, aber glänzende Augen haben ihren durchdringenden Funken noch nicht verloren.

„Einer weniger, auch das ist was wert."

„Was, wer?"

„Ein Tag, mein Sohn, ein Tag weniger!" Er drückt meine Hand, es ist noch ein Rest an Kraft in ihm. „Deine Familie wartet auf dich, komm, morgen sehen wir uns ja wieder. Und bring mir nichts mit, ich habe von allem zu viel."

Das tat ich auch. Ich verließ das Krankenzimmer mit Vaters Haut unter den Fingernägeln. Verwirrt und voll von Eindrücken, unglücklich und wütend, am meisten ob meiner Ohnmacht und Vaters Zähigkeit. Ein stiller Abschied von Menschen und Landschaften. Es ist genau dasselbe, weil wir wissen, dass beides unwiederholbar ist. Menschen und Landschaften sind unwiederholbar, und es ist sinnlos, darüber zu schreiben. Des Kampfes und der Hoffnung müde überließ ich mich der Gleichgültigkeit.

*

Unsere Blicke trafen sich nicht mehr. Am nächsten Tag war sein Atem flach und beschleunigt, und die unregelmäßigen Herzschläge zerrten am dünnen Lebensfaden. Er hyperventilierte, als würde er sich auf einen tiefen Tauchgang vorbereiten; die Augen geschlossen, das Gesicht eines Reisenden, ruhig und friedlich. Es gab keine abgewetzten Gazebinden und Knoten mehr; auch die Krankenschwestern stören nicht mehr; leise und gesenkten Blickes gehen sie an seinem Bett vorüber. Er ist gänzlich allein und seine Vorbereitung geht dem Ende zu. Oder hat er den ersten Schritt bereits getan? Ich drücke seine warmen Hände

und flüstere Worte der Ermutigung. Ein Gespenst neben dem anderen, gleich ohnmächtig: lediglich Schatten des unsichtbaren und realen Lebens.

Vielleicht ist es manchmal unvermeidlich, im Krankenhaus zu sterben. Aber den Verstorbenen dem Leichenzimmer des Krankenhaus zu überlassen, einen Menschen, der im Ehebett seiner Eltern zur Welt gekommen ist…, und ihn übers Wochenende der Kälte des rostfreien Seziertischs, den dreckigen Obduktionsinstrumenten und dem Gestank des Formalins zu überlassen… Das ist unannehmbar, trotz aller Naturgesetze der Unendlichkeit. Geboren wurde er umgeben von Erwartungen und dem Willkommensgruß der Welt im elterlichen Hause und in diesem Krankenhausbett unter ihm sind schon hunderte gestorben, Dutzende auf derselben ungewaschenen Bettwäsche. Das Wochenende wird er nach den Regeln das Hauses in der Pathologie verbringen.

Wer wird seine verwirrte und noch glimmende Seele leiten, wer sie von der Sehnsucht nach Rückkehr abbringen und ihr den Weg, die Richtung weisen, damit sie sich nicht verirrt oder nicht zurückzukehren wünscht? Zwischen meinem Vater und dem Abgrund besteht nur noch die zerbrechliche Brücke meines Wachens und der Trauerhymne, die ich unter still tropfenden Tränen zu aufzusagen habe, während ich vor dem Gebäude der Pathologie stehe. Weit weg ist die Ewigkeit und die Ruhe des kosmischen Traums. Wenn er wenigstens in seinem eigenen Bett eingeschlafen wäre, umgeben von den Stimmen der Hausbewohner und der Wärme der Frühlingssonne; wenn er auf seine Reise wenigstens den Duft seines Gartens mitgenommen hätte…

*

Und genau wegen dieser Hände erinnere ich mich am meisten an meinen Vater und seine Anwesenheit in meiner Kindheit. Er nahm mich oft mit sich, und ich war es nicht leid, seine unverständliche Gespräche und seine angenehme Stimme zu hören. Ich spürte, dass man ihn achtete, ihm nicht ins Wort fiel, ihm nicht widersprach oder ihn gar anschrie. Sobald er sich gesetzt hatte, kroch ich auf seinen Schoß, während er seine Hände oberhalb der Knie um mich legte und ich war sicher vor allen Gefahren dieser Welt; beschützt von väterlicher Autorität, von seinen großen Händen als unüberwindbare Tür. Einen annähernd ähnlichen Schutz bietet mir das Vergessen.

Das Heranwachsen lockte mich weg vom Vater, zog mich aus dem sicheren Hafen seiner Hände hervor und die Vertrautheit kehrte nicht wieder zurück noch klopfte sie bereuend an die einen Spalt geöffnete Tür unseres Stolzes an. Die Pubertät stahl ihm plötzlich den Sohn: Sie kochte mein Naturell hoch und verschmolz alle schlechten Gene meiner Vorfahren miteinander. Die glatten Wangen vom Flaum des jugendlichen Bartes bewachsen trugen schon die schar-

fen Nägel einer aufbrausenden Natur, so dass wir uns innerhalb von wenigen Monaten voreinander entfernten und es nicht mehr geschafft hatten, uns wieder anzunähern. Die Kluft zwischen uns war überwachsen von totalem Schweigen, das keine Zustimmung bedeutete, und von gelegentlichen Diskussionen. Wir versuchten es auch mit inhaltsleeren Gesprächen über die Arbeit, ebenso erfolglos, gingen zur Politik über, doch bald brach alles unter deftigen Argumenten zusammen und endete im Streit am Rande physischer Vorfälle. Männergespräche fingen wir erst gar nicht an, unsere Welten gehörten nicht derselben Galaxie an. Deswegen unterhielten wir uns über alles und nichts, nur um sich nicht geschlagen zu fühlen und um den Abstand noch überbrückbar zu halten. Dabei waren wir uns sehr wohl dessen bewusst, wie sehr unseren Welten voneinander entfernt und andersartig waren.

Die Liebe zur Literatur hatte er mir nie verziehen. Über die Menge an Büchern und das Lesen zuckte er anfangs mit den Schultern, bald aber schüttelte er unzufrieden den Kopf. Als ich dann zu veröffentlichen begann, war ich schon über vierzig, Vater aber nahm das als das Unterfangen eines Phantasten und Verzweifelten an, wie ein Elternteil, der das Unglück und die Invalidität des Sohnes als Schicksal annehmen muss. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob er damit ganz falsch lag.

Nun sehe ich seine angewachsenen Fäuste, den Überschuss an Haut über die starken Knochen und die geschwächten Armmuskeln hängend. Ich sehe die sicheren Festungsmauern der frühen Kindheit, die von den Schlägen der Ohnmacht zerstört sind.

Ich habe meinen Vater so sehr geliebt und mich unnötig gegen seine ungeschickt angebrachten guten Absichten und seinen spöttischen Humor gewehrt. Seine Liebe war groß, aber weit entfernt, seine Späße scharfsinnig und oft derb übertrieben… Weder wollte noch konnte ich meinem Naturell entgehen, ich habe es als Schicksal angenommen, deswegen sind unsere Gespräche unnötig gewesen und der Kern zu noch größerem Zerwürfnis, ein sinnloser Versuch, das nicht Erneuerbare zu erneuern.

Falls die Zeit wie durch ein Wunder zurückgedreht werden könnte, würde ich wieder genauso handeln. Vater und Mutter, Freunde und Bekannte, alle Menschen, denen ich begegnet war und die ich kennenlernen durfte, keiner würde auf dieser Noah-Liste fehlen. Auch die Feinde sind willkommen. Sie alle und all die Ereignisse, alles was ich jemals getan und angestellt hatte, alles würde sich wiederholen und ich würde nur eine dicke Kerze anzünden – für die Erinnerung.

Die Gewichte der Erinnerung und des Vergessens auf der einen im ständigen Abwägen mit der Waagschale auf der anderen Seite, schaukeln mich auf und ab, während ich meine Spuren und meine Hinterlassenschaft abwäge. Wie

wird mein Vater beim Wiegen abschneiden und wird beim Jüngsten Gericht der Verehrer des Freidhofwurms und der Anbeter des affengestaltigen Gottes einen würdigen Fürsprecher und einen neutralen himmlischen Richter finden? Meine Gebete vor dem Gebäude der Pathologie sind winzig und unbedeutend, ich tue das meinetwegen. Ich sehe wohl idiotisch aus, die Krankenpfleger sehen mich verwundert an. Neunundvierzig Tage lamaistischen Wachseins oder jener ständig verschoben Tag des Zorns, an dem die Himmel sich öffnen werden, sind gleich nah und fern, für mich und für meinen toten Vater. Alles ereignet sich an nur einem Tag, das Leben dauert nur einen Tag.

Von einer Krankenschwester nahm ich Vaters Sachen entgegen und setzte mich auf die abgewetzte weiße Bank im Gang. Der Gang ist verlassen und leer, mit trübem Blick ringe ich nach Luft und kämpfe mit Schluchzen. Der unnütze Gedanke an den schönen und sonnigen Wintertag hat mich nur noch mehr verwirrt. Das war keine Trauer, den Vater hatte ich längst beweint, schon in jener Nacht vor vielen Jahren, als er in einem akuten Zustand ins Krankenhaus eingeliefert wurde und ich vor Ungewissheit erstarrt die ganze Nacht durch das verschneite Österreich fuhr, im Wunsch, ihn noch lebend zu sehen. Das wiederholte sich jedes Mal, sooft er vom Rettungswagen abgeholt wurde.

Vielmehr ertrage ich diese Ohnmacht nicht, diese Ausweglosigkeit ist eine Niederlage. Tränen sind spürbare Ohnmacht und Erniedrigung zugleich. Vaters Spuren in diesem Tal der Tränen und der Hoffnung, zerknüllt in einer Reisetasche liegend, vollgestopft mit Schmutzwäsche, Medikamenten, Taschentüchern, einem Handtuch und Resten des zerkrümelten Zwiebacks sehen allzu schäbig und erniedrigend aus. Ich laufe die breite Krankenhaustreppe hinab und trage in der Tasche die letzten Reste, Gegenstände, die noch seinen Abdruck auf sich tragen: Tränen, Flecken und Hautschuppen – der lebendige Beweis, dass er tatsächlich hier verweilte und einer von uns war. Die Ohnmacht brennt wie eine Ohrfeige mitten ins Gesicht, und aus mir bricht Zorn und Gebet hervor.

Im Geldbeutel waren noch 200 Kuna und ein uralter Abschnitt aus einem Rentenbescheid, ein kleiner Kamm und das Foto seiner Frau, meiner Mutter; ein Foto vom Vater aus sehr jungen Tagen, eine Aufnahme meiner Schwester von vor dreißig Jahren, Fotos der Enkelkinder, und ein Foto von mir aus meinem ersten Personalausweis. Jugend per Aufnahme festgehalten. Fotos der ersten und der letzten Gedanken aufgereiht hinter der durchsichtigen Folie des Geldbeutelfachs und nie laut ausgesprochene Gebete. Bilder der Liebe und positiver Anlässe, die einzige Antwort auf tausendfaches Warum, auf das, womit wir jeden Morgen aufwachen und was wir mit in die Ewigkeit nehmen wollen. In seinem Geldbeutel bewahrte er seine kleine Welt auf und versuchte, die Zeit zu überlisten, sie anzuhalten und die Vergänglichkeit aufzuheben. Deswegen wollte er die Hände

frei haben, damit er seinen Geldbeutel erreichen und einen Blick in seine einzige Welt werfen kann.

Von dem Geld aus dem Geldbeutel haben wir zwei junge Obstbäume gekauft: Sauerkirsche und Granatapfel. Wir haben sie im Garten neben seinem Mandelbaum eingepflanzt.

Krk, März 2008

Jahre sind vergangen, es vergeht aber kein Tag, an dem ich nicht an Vater denken würde. Mutter und Familie erwähnen ihn, als wäre er noch hier irgendwo oder als würde er auftauchen, vom Nachmittagsspaziergang zurückkommen. Noch ist er lebendig, deswegen habe ich so selten, eigentlich nie von ihm geträumt. In Träumen sucht er meine Schwester, meine Mutter, die Tochter und die Neffen heim, doch mein Vater und ich sind uns nie in vernebelten Träumen, in lauwarmen Morgengrauen vor Sonnenaufgang begegnet, auch nicht im nachmitttäglichen Siesta-Schlummer. Des Gesprächs begierig warte ich auf ihn aus den tiefsten Schichten des Nichtbestehens, hinter dem dichten Schleier – vergeblich. Er ist nicht da und oft schlafe ich mit der Frage ein, ob er mich endlich mal besuchen wird oder ob ich eher zu ihm komme?

Rijeka, November 2010

Auf der Straße von Žuta lokva in Richtung Otočac, direkt an der Ausfahrt Brlog befindet sich das Altersheim. Man nennt es irgendwie beschönigender: Seniorenstätte oder die dritte Blüte… oder so ähnlich… Ich habe dort nie angehalten und nach meinem Vater gefragt, weil ich weiß, dass Vater schon lange gestorben ist und nicht auf einer dieser immer vollbesetzten Bänken sitzen oder im Hof spaziergehen kann. Und doch überlege ich es mir jedes Mal, einmal habe ich sogar fast angehalten; habe die Fahrt stark verlangsamt und mit den Augen versucht, die bekannte Gestalt mit der Zigarette im Mund zu entdecken. Aber nein, ich bin doch nicht aus dem Wagen gestiegen. Die Angst davor, dass sich der unmögliche Wunsch erfüllt und ich tatsächlich eine Person treffe, die meinem Vater ähnelt, war immer stärker.

Eines Tages werde ich vielleicht den Mut aufbringen, auszusteigen, mit den Leuten zu plaudern, ihnen, zur Erinnerung an Vater, eine Zigarette anzubieten, ebenso wie ihm jemand heute noch von Zeit zu Zeit eine Zigarette vorbeibringt und sie an die Kopfseite seiner Grabplatte legt.

Genau so hat er sich das postmortale Paradies vorgestellt: eine Menge seiner Altersgenossen im Haus am Meer oder auch mitten im Wald, egal; ohne nörgeln-

de alte Weiber, vielmehr eine richtige Männergesellschaft und ein angenehmer Schatten mit dem Duft von Tabakrauch. Und das unzählige Tage lang, damit die durchlebten Erinnerungen erstrahlen, alte Jugendzeiten gelobt werden und der irdische Staub und die unruhige Seele sich am Ende aussöhnen können, damit die Ewigkeit über die Bänke im Schatten der Linde oder der Zypresse ihre Umarmung ausbreitet, während die Sonne alles verbrennt und abtötet, was nicht gut und wohlwollend ist.

Dieses Mal bin ich fest entschlossen, auch wenn ich nicht mehr unter die Lebenden zurückkehrten sollte, anzuhalten und nach Ivan, meinem Vater, zu fragen.

Lebenslauf und Bibliographie

Davor Velnić (Rijeka, 1953) konnte sich nach Abschluss des Gymnasiums in Krk und nach Erwerb des Diploms an der Universität in Zagreb schwer mit dem gesellschaftlichen Klima und ihren Angeboten in der Heimat anfreunden. Er hat Europa und Asien bereist, weilte in London sowie Mailand und hat im Fernen Osten, in China und Hongkong, gearbeitet, alles nur um vor Ort festzustellen, was die Welt tatsächlich zu bieten hat. Sein unbeugsamer Charakter und die Unruhe eines Reisenden sowie der auf die Erscheinungen menschlicher Schwächen gerichtete Blick haben ihn von den literarischen Modetrends weggeführt und ihn in die Position eines nicht alltäglichen Erzählers, Romanschreibers, Essayisten und Bestreiters von „überprüften" Wahrheiten und Vorurteile gebracht.

Erst nach seiner Rückkehr aus China (1992) hat sich Davor Velnić dafür entschieden, seine Manuskripte zu veröffentlichen. Erste Prosawerke, Essays und Kommentare veröffentlicht er in literarischen Periodica („Rival", „Vijenac", „Republika", „Književna Rijeka", „Novi Kamov", Nova prisutnost", „Forum"…). In seinen literarischen Darstellungen beschäftigt er sich mit Vladan Desnica, Slobodan Novak, Miroslav Krleža, Grgo Gamulin, Branko Fučić, Henry Louis Mencken, Noam Chomsky, Yushio Mishima, Réne Guénon und Franz von Assisi, besonders aber mit dem Atheismus und den totalitären Systemen des 20. Jh.s: Kommunismus und Nazifaschismus. Im Zeitraum von 2003 bis 2009 war er Chefredakteur der Zeitschrift „Književna Rijeka / Literarisches Rijeka" und redigierte zahlreiche Bücher kroatischer Autoren. Von 2009 bis 2012 hat er für eine Ausgabe des wichtigsten kroatischen Kulturverbands Matica hrvatska die *Gesammelten Werke von Slobodan Novak* in acht Bänden vorbereitet und redigiert.

aus dem Kroatischen übersetzt von Tihomir Glowatzky (tihoglow@gmx.de)

DAVOR VELNIĆ ■ HELL INHABITED BY ANGELS

... Even for many days in a row,
when we lie ill in bed,
it is always one and the same day.
Thomas Mann

The American benefactor was indeed open-handedly generous. The newly built orphanage in Tianjin was even equipped with a well-built baby grand piano in the hall for celebrating special occasions and receiving guests. But a scene that was alien to my experience gave me a severe jolt, and a terrible smell practically incapacitated me. Even though I had already lived in China for several years, there were still sights – far too many – that took me completely by surprise.

Abandoned babies and neglected children cry exhaustedly in their beds and yelp. They had survived infanticide, albinism, minor but noticeable defects to their faces, hands, fingers ... – and they are waiting. They pante and wheeze, desperate and forgotten in rooms that had not been aired out in days. The feeble little bodies lying or sitting on their beds, thirsty, helpless, on plastic covers. The newest arrivals were experiencing the world around them through a fog of tears. The eyes of the older dependents, long since dried out, full of pain and distress, fought against the weight of their swollen lids.

Covered with bedsores and scabs, with thin spiraling fingernails, never trimmed by anyone, they let out thin sounds of sorrow and powerlessness. Little souls without strength or voice; abandoned and unwanted children, perhaps only because they are daughters and not sons, or albinos; maybe due to a harelip or a forbidden love affair, out of wedlock, not according to the village protocol or family agreement — thrown into a ditch under the cover of night, or simply left upon the doorstep of the orphanage. The official state policy of "one family, one child" is in contradiction to the Chinese tradition large families. The possible exception to the policy, that a family could be allowed to have a second child if the first one was female, created enormous discrimination against female

children and aggravated the corruption of the committees charged with making such decisions. Of course, in countryside no one paid much attention to that government directive.

Too many girls and minor anomalies were labeled with Chinese writing; around each withered wrist danced a thin plastic band with characters and numbers written on it. Wretches, but then again, they might be lucky ones – there is a possibility that, under the auspices of the state, they could be adopted by foreigners.

The stench of ammonia and feces was unbearable; it permeate into the most protected cavities of one's head; it crept under under one's skin and remained there for days Disease-filled pestilentially air and perfidious dampness, all is sticky and syrupy, swampy. There was an air conditioner, installed directly above the closed room, but it isn') working, unplugged. And as the children are suffering through unimaginable temperatures in that closed room, the air in the piano room is refreshingly cool. There, the air conditioning was running at the maximum setting (17° C), and the people are all wearing long sleeves. Pudgy Chinese women wouldn't stop munching, gorging themselves with children's food; all of their meals merged into one, and then, they would mount their bicycles, bags full, and ride home. The piano is covered with boxes of children's food and trampled packaging are all over the floor, while the stereo blaste pop-folk music in Chinese. Nasal voices full of feigned pain and anger loudly confessed the pain of love — shaking at top volume so as to overpower the whimpering and wheezing from the adjacent room. Pop-folk songs are the same in all languages — just like smelly armpits — they are easily recognized. The staff members were humming, chatting, and calling out to each other; the men were constantly smoking and drinking beer. Cruelty is so ordinary and without form. It has neither horns nor hooves, only self-involved, idle indifference.

In this place, hearts had turned to stone; here *The Songs of Maldoror* were celebrated and respected. The merriment around the piano is cannibal-like. Madness is the only truth. Or is it, rather, sorrow? "There are times when sorrow seems to me to be the only truth," said Oscar Wilde in a painful ode to sorrow. Then this taunting merriment is a secretion of evil. Everything else could have been an illusion created to obscure one's view or to enable inaction, "but out of sorrow have the worlds been built, and at the birth of a child or a star there is pain. "Evil is so incidentally ordinary and commonplace, indifferent and omnipresent like viruses and bacteria.Evil has no face; that is how it can wear anyone's.

Everyone, from the director to the cleaning ladies, are calculating how much of a tip they would get when the doctors from Peking and the people from the Canadian adoption agency came for a new contingent of children. The actual adopters were never allowed access to the orphanage: they wouldn't

choose anyone because they wouldn't be able to bear the entire scene. Sorrow would have driven them away. They wait impatiently and worriedly in Peking. Before that they had already paid a significant advance sum to the Chinese state in order to fairly compensate the Chinese people.

First, all the papers, the documentation, would be inspected: "Zhehao, zhehao, hen hao, hao, hao, butsu?"All good items with minimal or well hidden "defects" — has been traded without inspection, from documents, and based on liberal evaluation. No one had actually looked the children yet; no one had set foot inside this children's hell. Both the doctors and the Canadian officials would postpone their immersion into that gruesome stench, their contact with the heart of darkness, their performance as saviors, executioners, angels, or evil spirits. Because not all of the children would be leaving. Some would have to stay there until the next "audition," and then who knows where they would go and how they would go on. I wasn't about to ask about their fates, and even if I had, I wouldn't have learned anything.

The cruel, disgusting, and so (in)human beauty contest in this hell on earth consisted of quick inspection, the keeping of inventory, and strict adherence to protocol. In silence I would watch; powerlessness, powerlessness again, powerlessness one hundredfold, damned powerlessness — or perhaps just our callousness force-fed with excuses?And regardless of all the noble intentions and prepared documentation, beauty would prevail: the handsomest and strongest children would always be chosen. And if they could bring themselves to open their eyes wide and twist their mouth into a smile..., selection was guaranteed. The unlucky ones who failed to make the cut would have another chance in the "second selection," in a month or two, if they survive, but then their chances would be even slimmer. Life in the "dormitory" would weaken them even more. The accompanying documentation would be updated during the process — at lunch in a nearby restaurant — and then the party and good mood will continue.

Before the selected children could be claimed by their impatient adoptive parents, they had to undergo careful examination at the Sino-German Clinic in Beijing, where they would receive medical care so that they could survive the trip to Canada. Children experienced with great suffering are quick to recover, while their impatient and confused adoptive parents never find out from what kind of hell their daughters and sons have emerged. The one who has not experienced hell, lives in paradise. I wrote down a short note and set the thought aside. I did not wish to write another word in that notebook. I pushed it to the bottom of the drawer, deep under a pile of photographs and papers.

Translated by Alexander Hoyt

DAVOR VELNIĆ ■ KINESKI ŠAPAT – CRVENE KNJIŽICE ■ *THE CHINESE WHISPER – THE LITTLE RED BOOK(S)*

Nijedan čovjek nema pravo praviti se predmetom vjere drugom čovjeku.
Søren Kierkegaard

No man has the right to make himself the subject of another man's religion.

The Little Red Books are the catechism of Maoism. However, I did not see them for the first time in distant China, their native land. That happened much closer to home: in Europe, in my nearest foreign country, in Trieste in the early 1970s when trendy Italian students and idle urban youth, led by the discreet hand of the Italian Communist Party, were loudly protesting in the streets and waving unbelievably tiny red books chanting: Mao-Zedong! – Ho-Chi-Min! – Mao-Zedong! The inducement for the street demonstrations was the intensified American bombing of North Vietnam. The protest was meant to appear quite easy-going and spontaneous, in the best manner of Italian gentlemanly Communism, though it was certainly anti-American. To me, it all looked like a pleasant street party and a senseless disruption of the city's traffic. After the fall of the Soviet Union, it became obvious that the whole thing had been coordinated and funded from Moscow, while it had been no problem to the indulged Italian youth to stroll through the streets, shouting, cursing the authorities, waving their arms about and thoroughly enjoying themselves in doing so.

On that spring day, with aching feet and surrounded by shopping bags as I rested on the *Rex* terrace, I could not quite fathom how Mao's book and the rowdy street procession would bring down those American bombers and liberate the North Vietnam skies, or help the Vietnamese in any way whatsoever. The young protesters had no idea either, but they were at least able to let off steam. I was more worried about the Customs and whether I would have enough money and patience should matters take an unfavourable turn when I crossed the border with Yugoslavia at Kozina.

When I saw the Little Red Books the second time, they were no longer in the hands of boisterous protesters. Those grossly exploited young Europeans were

already focused on other political modishness and their own careers. Nobody was waving those red instructions as a threat anymore; rather they had been carelessly abandoned and were lying in dusty piles in Beijing curiosity shops, waiting for someone to pick them up and buy them for a few pence. As it was, without the clenched fists and strident shouts of callow young people, they looked lost and harmless, almost innocuous. In fact, everything in the curiosity shop seemed disabled and rejected, in the search for a new master and a happy home. What has been discarded assumes the image of innocence and the traders count on that; customers buy the selected ornaments of their past, things that had been overlooked long ago, or things that they had not dared buy until now.

Beijing curiosity shops keep a host of symbols of former masters, yesterday's power-mongers and those from imperial times. They ply their trade at ordinary stands or from dim closets; any space is equally favourable for buying a new past. Once terrifyingly powerful symbols, relics, or their present-day manufactured souvenirs, look pathetic and powerless in the hands of the curious and the tourists, like discarded toys. It is hard to gain even an inkling of the power that they once possessed. Sorted to an extent by size, together with the metal President Mao badges, the Little Red Books wait for customers. The ones with damaged covers are merely thrown into baskets together with copies of traditional amulets from all the regions of China and the great wide world around it.

Most of the books are quite new, the pages squeaking under one's fingers, or have been barely thumbed through, while some are well-read and worn, even with underlining. After the political elimination of the *Gang of Four* and subsequent to Deng Xiaoping's revival of Chinese pragmatism saying that *It doesn't matter whether a cat is black or white...* in his controversial statement, they lost their wondrous power of intimidation and became undesirable and even comical goods overnight. Abandoned, worn-out, ideologically rejected and spent – although never officially scorned – they ended up in the curiosity shops as the perished relics of the Cultural Revolution. Now they are looked at indifferently by tourists and rummaged through by the awkward hands of the curious. In huge baskets, discarded like guillotined heads, once vital and unpleasantly powerful, but now nothing more than a tourist snigger and unusual souvenir of the 20th century! Does anyone still remember their creator, Lin Biaoa, their death-dealing quotations or even a sentence or two...?

The great Chairman Mao lives on for the Chinese, his image marks the spot on Tian An Men Square where he proclaimed the People's Republic of China in 1949. That square is the womb and possible tomb of the Chinese State, the once and future Middle Kingdom. What remains are the ineradicable memories of the shouts and moans of the masses, while its sky today is filled by floating paper

kites; the tones of the *Internationale* and *The East Is Red* reverberate from powerful loud-speakers; people have their photographs taken, while that firm military gait of the ceremonial patrol lets one know that far too much is yet to take place on these granite slabs. The idyllic atmosphere becomes a nation-building ritual and a picture book of the new China, and that show will (successfully?) redeem the millions of Long and Short March victims, the meddling in the Korean and Vietnam wars, the catastrophic Great Leap Forward (into pandemic famine), the skirmishes with the Soviets on Amur, the thousands of dead soldiers, the devastating Cultural Revolution, the millions of death in the punitive rice fields – all with no end in sight and without a morsel of doubt in the right-mindedness, history and necessity of it all. Some distinguished *tongzhimeni* (comrades) did make mistakes, repented their ways or faced a firing squad, but Mother Party always was and remained in the right. What is the gender of *Party* in the Chinese language? – The sun in ancient Indo-European languages is usually of feminine gender.

Inurement is the most effective executor, while nations and children are born in pain. Almost no-one mentions that pain later, and after the artillery salutes digest the pain and transform it into defiance, what is born will be defended in eddies of restless and agonised blood. Converted into heroism, blind persistency becomes the indestructible foundation of ideological and State tyranny. Anthems and military marches sow oblivion best and contaminate everything with new assault melodies.

The revolution that brought down the Dragon Throne and abrogated the ancient cosmology and court rituals still did not manage to avoid temptation, but rather created the fanatical Mao cult reign of terror such as not even the Chinese emperors had always been able to enjoy. Since back in the early 1940s, Mao Zedong had been celebrated as the Red Sun, the Giver of Life, or the Great Helmsman, the Redeemer, while he then entrenched the new radical dogmatism, enjoying the fruits of the ancient subservience to imperial power**.** The aim of permeating all of China with his personage was finally attained. And when he felt that the Party faithful were stealing his lustre and that *Soviet revisionism* was gaining ground, one word from Mao was enough, a mere by-the-way insinuation, a sigh or an indefinitely weighed thought about enemies in their own ranks, and a red armband became the insignia of fear for all who were not sufficiently acquiescent in their embrace of the all-powerful rigidity of the Cultural Revolution. Just like his imperial predecessors, Mao skilfully separated himself from the people and his (closest) associates so as to take upon himself alone the power of the Heavenly Throne.

Mao's xenophobia and self-isolation raised an invisible wall and renewed the tradition of court viciousness; with the inspiration of youthful hysteria, the Cul-

tural Revolution could begin, provoking the outcry against the Party and the old culture of the Mandarin tradition. Mao offered change without transformation, and absolute authority hovered at its head – he himself. The devastating romanticism of the Red Guards was soon to transform into a punitive expedition against everyone who did not yield or was suspected of perhaps not yielding. The Cultural Revolution Group and the Red Guards were licensed to carry out Party arbitration, and could attack and even execute the highest Party authorities. Only one star shone in the Party firmament and was and remained sacred and inviolable. And that urban man, Liu Shao Qi, had to withdraw from the Party sky; finally, the Chinese village judged the town. Who knows what Beijing would look like today if Liu had been victorious in his conflict with Mao? To the beginning of the Cultural Revolution, Deng Xiaoping had been on the side of Liu Shiao Qia.

Long ago, when the Qin dynasty usurped or, in fact, created the Dragon Throne (in the year 221 BC), the new blood started to root out the inherited culture of tradition, proclaiming art and philosophy to be poison for the concept of allegiance, so the Imperial Court issued the following edict, its very succinct instructions: *Those who serve the past so as to create doubt about the present must be executed together with their immediate and broader families*. The official theoretician of the dynasty, the so-called Court Intellectual, used these words to describe the above instructions and their bloody practice: *In the State of the wise Emperor there is no literature on scrolls and on bamboo strips – the Law is the only tenet; the sayings of the former rulers no longer exist – duty is the sole paragon. Art and literature are damnation, while the only teachers may be the imperial civil servants!* Those who think differently are enemies, new and inherited, there is no neutrality and that is the very beginning of ideological totalitarianism, and that is why Bolshevism is more similar to such despotism than to its Marxist parents, their in-laws and tutors. Art and literature were proclaimed to be damned, knowledge orientated to the past was burnt, and the great bonfire of the scrolls in the year 213 BC delivered a powerful message that, apart from the imperial laws, there was no other literature. The only preserved writings are found on turtle shells and relate to the art of healing, apothecary, tilling of the fields and prophesying. That is why we know little today about pre-Imperial China; the damage would be irreparable except in the governmental and political sense, since it was only from the Qin dynasty on, in fact, that the uninterrupted Chinese Empire and a series of great imperial dynasties commenced. And they have lasted until the present day; integral despite conquests, fragmentation, uprisings and upheavals. For its part, the Judeo-Christian civilisation of the 20th century tried to convert science into pseudo-belief, in the event that pseudo-religion would present it with too great a challenge.

There is nothing new in the innovation of Evil. The lethal dictatorships of the 20th century also had capable teachers in the Chinese past. China maintained its heritage of the unitaristic imperial order embodied in this or that dynasty and never gave up its cultural radicalism. More than two thousand years ago, merchants and people who knew how to write were among the first victims of imperial authority; tens of thousands of family members were exiled to Sichuan and Nanyang to carry out forced agricultural labour and land reclamation. That was probably not for the first time, and certainly not for the last. Agricultural production was given precedence.

Mao began recruiting fresh blood into the Party nomenclature and copying the old and well-tried methods of the emperors. The Cultural Revolution was nothing new, merely a continuance of the tradition of exclusivity that occasionally also employed the language of mythology in order to reinforce its credibility. The Cultural Revolution began with a hue and cry against culture and tradition, while the objective from the very outset had been the elimination of competition (within the Party) using all means, publicly and with the semblance of an absence of sin, of purity.

The Red Guards zealously complied with Mao's every wish and, without court ceremony, elevated him to the vacant place of the Celestial Son. Their fervent desire for devotion to the Leader was stronger that their devotion to the Bolshevik camarilla from Zhongnahai, the imperial garden leading to Party and Government headquarters. President Mao achieved the status of the Faultless Leader and his whisper from the celestial heights was heard by the militant groups as the words of a prophet. It would seem that of all the 20th century dictators only his myth will endure. Empires are ruled by insinuations, capriciousness and understatement, privileges and corruption, distrust and cruelty; prolonged expectations and brief intervals of celebration at the courts efficaciously cleave off both time and heads. In the end, judgement is based on omission and whim, camarilla combinations and profound mistrust and never healed prejudices. . . the warrior blood of the brutal conqueror of the throne becomes thinner and uncertain through the centuries.

All ideologies have been identical in their deception and exploitation of young people, their rebellious hormones and lack of experience but, for their part, the guardians of Nazism, Fascism and Bolshevism have remained the champions in manipulation. Ideologies have numbed people's minds, while the militant indoctrination of the 20th century has produced planetary anxiety. The old foxes steeped in intrigue and sordid rivalry, completely immune to the quiet voice of conscience, resistant to everything except Party orders, were the very best in manipulating the youth. The young in China never seriously harboured any doubts:

they responded eagerly to every nod from Mao and created the rigid Red Guards. Then they whole-heartedly and fanatically swooped down on the (Mandarin) caste tradition and the old practices and struck in equally demolishing fashion at art and literature, at everything that did not celebrate the Workers and the Peasants Revolution. They savagely attacked the corrupt State authorities and those members of the Party leadership foreseen for liquidation. Violence underscored the primary postulate of all ideologies: *Those who are not with us are against us*, and all those who shrugged that off were proclaimed to be members of the black reactionary band (*heibang*) and (Khrushchev's) revisionists.

The inculcated young people pointed their threatening fingers and waved the executioner's axe. For the umpteenth time, they were fundamentally taken advantage of: back from the wards of the Church orphanages embarked on Cortes' fleet and Kim Il Sung's schools for the rearing of nation-building children, through the Janissaries, the black *Balilla*, the *Hitler-Jugend*, or the Bolshevik variant – *the children of fallen resistance fighters. . .* It's always the same ideological paedophilia and demonic production of Pretorians and executioners of the Revolution, recruiting children for years so as to transform them into its most devoted killers.

"Yes, it was sufficient to show the badge or just wave the Little Red Book. . . Sometimes we entered even without the red armbands," said Xiu in the indifferent voice of a disenchanted man. He was a professor of history and philosophy, a distant relative of my translator and had once been a zealous member of the Red Guards; now a prematurely aged fifty-year-old. "We ourselves decided independently on everything, perhaps Comrade Jinxi had direct contact with the Group for the Cultural Revolution, I don't know. . . Once, at the very entrance to the Zhongnanhai she warmly greeted the *First Comrade*, as if they were real friends and Jiang Qing (Mao's wife) invited us for tea that very afternoon. Right throughout, she was the powerful puppeteer, an actress by birth! Mao's senile satyriasis placed him in a deferential position. There are not many such women, but even one is far too many."

Xiu loves an audience, and today we are alone in the tea-shop; some have not arrived because of the monsoon downpour and traffic jams. In any case, we will be meeting at Ilario's this weekend.

"The *First Comrade* could do literally anything she chose, an authentic empress, but always a harlot nevertheless. Concubines and their power have left a deep stamp on our history, all the dynasties and all the imperial palaces, so not even the Cultural Revolution could be spared female wilfulness and malice. A whole series of concubines preceded Jiang Quing, once known in Shanghai by her *artistic name*, Lan Ping. Not only Cixi, the Empress of the West, ruler during the dusk of the Qing dynasty, but also Empress Lü Zhi from two centuries before

Christ, and the female ruler Wu of the Tang dynasty at the end of the seventh century, AD. of course. . . There were more than enough of them! The whims of dynastic reproduction and camarilla politics sometimes humiliate and deeply offend the Celestial Order. Consumed by debauchery and lack of restraint, emperors seem to forget their duty to the gods and the spirits of their ancestors. They lose their heavenly intercession and Nature turns her back on them – floods, droughts and vermin completely destroy the crops. The history of harlots, nations, generalissimos and aristocracy offers only the lush but nauseous countenance of human depravity. Not even the imperial palace is immune, that least of all in fact. Moreover, whores continue to be the most consummate schemers, their lies and sighs are the most convincing, while everything below the umbilicus is only a great show and diabolical enjoyment of insincerity. Wasn't it Aristotle who asked: *Is there really any difference between government by hen-pecked husbands and the rule of their wives?* Western civilisation is in an even worse situation; there, emasculating feminism produces effeminate weaklings and homos. We finished them off as soon as we took over. They were the first to go."

His memories flare up, he enjoys remembering and renewing the images of those intensive years with a reliable collocutor. Pleasure and loathing. He is not troubled by either the facts or the fixations; skilful melding creates a firm structure of harrowing confessions and their relishment. He was too young to remember so much, but he lived the confessional experience of his friends and comrades in violent tyranny. He would hardly have survived in one piece if he had borne witness to and remembered it all. Perhaps the information on high school students in the Red Guard squads was indeed correct and Xiu had joined the bloody circus while still a schoolboy?

"Yes, just like that; too many facts and too little history. . . and we really were young, desirous of uncertainty and of fear. Other people's fear, of course" – this in a patronising tone, confirming my thought as though it had been spoken aloud. "The oldest was twenty-two, a student of journalism. He spoke well but was even better in action! Resolute, he never looked back, he simply forgot whatever had been carried out. Constantly on the move, we made our way into every small corner of Beijing, throughout all of China, and met no resistance entering State buildings, institutes and ministries, everything was ours, at our finger-tips. . . And we executed insignificant *apparatchiks* who harboured unclean thoughts." That is exactly what he said in fluent Russian, proud of his knowledge of the language. "The big fish in the provinces, too, of course, egotistical primitives inclined to their own profit and to Western mentality, to expensive and banal luxury. Nor did the buildings around Tian an Men, quite close to the Zhongnanhai, nor even the presidential offices, manage to escape our curiosity and diligence.

That was where the most important ones took refuge, those Khrushchev revisionists, the plump reactionaries and the bourgeois. We even packed Israel Epstein off into prison; he served time here in Beijing, in the Qincheng prison." Xiu inhaled an enjoyable puff right down to his yellowish fingers, leaving the impression of a man of decision and enjoying my full attention. The wafts of smoke rose to his eyes and Xiu gave a shudder, tears came to his eyes and he cursed the smoke. A reductive image of the world worthy of adolescent haughtiness bore him back into his own past. "Still, our sweetest morsels were the shabby intellectuals and the journalists like them. They suffered the most; humiliated to the point of death, they secretly pointed their fingers at one another. The artists held up better, proud and even a little penitent; they wanted to redeem themselves for the sins they had not committed, or their imagination identified with our wishes and expectations. . . lunatics, real lunatics. . .," he said, inhaling deeply and blowing out a few puffs. Speaking in sinister tones, he savoured those lost scenes. "The intellectuals dug in their heels in an effort to generate our respect, imagine that, those pitiful clowns only bartered with their remorse and changing sides, hoping to appear courageous and bold or at least dignified. Idiots! They all had to be sent to the countryside to free the state of their infection. That was the right thing to do! If they had remained in the cities, they would have contaminated everyone. And what would we be able to offer the world today? Intellectuals and poets, loafers and usurpers with qualifications! It says in the Qur'an that poets follow the strays and the reckless, and all evil originates from intellectuals."

The waitress approaches our table wanting to top up our tea, but my companion drives her away with a look. Xiu tells his story with childlike guilelessness; he quietly but passionately hones his memories. He chooses his words with care, playing with his thoughts and with his collocutor. He processes his recollections without undue haste or raised tones. His face, demonically seductive and convincing and submerged in the immediate past, calls up sanctified revulsion. And although Xiu is Chinese, this is a lateral view, testimony that partly explains how the Christian male meekly and without authentic opposition accepted the slaughter-house of the First and Second World War. Europe has written thousands of smart books about that but has never spoken out about how and why it could have charged with such eagerness against its Christian brothers, or how the Holy Alliance of civil democracy and the brotherhood of nations in tribute to science and reason acceded without real resistance to topple into the ideological abyss.

"Their dread made an impression on us and they never gained our respect. Fear always gives off the same odour, and it told us which of them was ready. Some Guards comrades got carried away, they went a step or two further: they person-

ally beat them. They sought new names, hundreds of new names. We deconstructed and burnt the old culture, a work of art had to celebrate the Revolution and speak of the days of its glory; if it did not, it had to be consumed in the fire of our Revolution. . . The birth-place of Confucius was destroyed. Well, alright, maybe that was a bit too much. . . and some of your Catholic churches did not do so well, but that was no great loss; religion is the enemy of reason and is not its torch-bearer. Perhaps Tibet suffered the most. We were planning to burn down the Potala Palace, the whole of Lhasa. . . Zhou En Lai stopped us. But after three to four years we grew weary, although we did not falter in our zeal. And China, too, changed in the meantime, our leader dreamt a different dream. We saw that we were living surrounded by the fear and contempt of our comrades and fellow citizens, by overall silence, the silence of terrified people. Corroded by revolutionary enthusiasm, we lost our sense of proportion and people avoided us; our parents and siblings lowered their eyes in front of us or looked to the side. I grew tired of life in the lunacy of limited omnipotence. Always on the move, at endless meetings, discussions, I lost my feeling for space, for people and for time, I lost weight but did not dare nor was I able to give up. Younger, quite young pupils and students started to arrive, fervent revolutionary apprentices wanting to transform the world into a mandala with Mao's image at its centre. Mao had become and remained the Deity, that's how we spoke of him, and we demanded of others that they thought of him and spoke of him in that way. It was as though he had given birth to himself. We became his priests, his servers of the mass of violence. The Red Guards transformed into the assassin's sword, becoming an end in themselves and in the execution procedure. Even now, I don't think that we were evil or were too oppressive. Death was not the objective, although deaths did occur, with poor conditions in the rice paddies, and in the mines and iron foundries. . . collateral and mass death. If there is no death, then Evil does not exist either, while egoism is merely our natural biological state. There can be no China without harshness, there can be no life for us without a grand and unyielding State. Mao was wise and strong and he paved our way into the future. He gave something back to the Chinese man, something without which no nation can exist: the power of hierarchy and submission to authority. That is our tradition that leads us into a secure future, and not your Christian repentance. For tradition to survive, we had to destroy everything that had been done until then. All that was needed was the renewal and reinforcement of fear. That was enough! China is ruled by fear and vassal-like obedience, and not by rights and freedom; the unitaristic-imperial order holds the proven millenarian prescription".

Xiu pours himself some more tea, casting a reproving glance at the waitress, and then indicates the shelf with a gesture of his chin, waving a threatening finger

at her. That was something he probably learnt in Moscow – the authoritative gesture with the index finger and the discreet smile of an old operative. The waitress brought a bottle of *Maotaia* and poured it into small porcelain cups. Xiu draws back his lips into a smile and jokingly winks at her. She knows him well and this is not their first time.

"The Han tribe is immeasurably huge, there are enough of us, even a few too many, and

that has always been our blessing and your curse. We have been and are the original tribe of Asia right up to the present day: land-tillers and warriors, obedient and cruel. Democracy is only powerlessness that is beautifully ornamented, a weak gift from false do-gooders, a disease of the indecisive, and that is why we could fail to defeat it, but we will outlive all our opponents, defeat them with our numbers and fertility and survive any barbarous future of the world."

Inclined to drunkenness and irremediable words, unpleasant and devoted to his own destruction, he took pleasure in his own voice, my attention and the alcohol. He hated any form of love or empathy. His lips formed the words with a certain pleasure. He saw the world through the blurred eye of cynicism. An authentically attractive demon.

"My dear arrogant know-it-all gentleman, let us drink to ancient powers, sleeping forces that

will renew the Dragon Throne and raise up humiliated China! Your democracy is a barren woman, while the bloody ideologies of Nazi-Fascism and Communism are the spawn of ambitious sluggards and permissive rulers. The Middle Kingdom has to be placed in the middle of the world. The West has technology, China has its subjects, half-starved people simply hungry for full stomachs and a slightly better life. The hidden presence of the mythic Yellow Emperor and the Celestial Throne give us courage and impetus. It is important to have such a throne and it is not important who will sit on it, since the throne itself changes people and rulers. And we are not the hungry USSR, or the disease-ridden and indolent Africa. These are dangerous times. China has never been so well-fed or had so many universities. But it's not knowledge that is important, it's people; all that knowledge is written down somewhere, it's carried in a briefcase, stolen and debased, whereas people, billions of them who only want a better life, they remain. If we manage to convince only one of them with our lie, then all our lies become the truth."

The rhetorical rage had abated and Xiu downed a *Maotai* with a flick of the wrist, routinely, but with a lot of love. Dedicated to his own destruction, he slowly twirled his flimsy moustache and sought another drink with the fixed stare of a blind man. The conversation sank into an uncomfortable silence, a flood of

the unspoken hung in the air, while I kept a tactical silence. Whoever spoke first, would be the loser.

"Just as the Red Eyebrows were destroyed after their job was done, the same thing happened to us. Disbanded and forgotten, a change in course and new directives. Now, we invoke general shame. Everyone wants to forget us, to show us up as criminals. I am disappointed, but like every damned man I wallow in my own torment and humiliation and do not want to save myself in any way. A definite advantage of shame is an absence of scruples. Revolutionaries all over the world understand us better than all the current Party leadership and its flabby protégés".

Today, Xiu works at a major furrier's, he sits at a large, empty office desk and reads. He is writing something, but does not want to have it published. Or doesn't dare to? On the instructions and in keeping with the design of their Scandinavian customers, he chooses the highest quality mink skins and squirrel bellies and sews samples of luxuriant fur coats for decadent gentlefolk. He is proud of his knowledge of the fur business. "Did you know that the finest brushes were made of squirrel hair? The hair from the belly, yes – *pennello di vaio* – it was used to paint the most treasured pictures of Western civilisation."

When he has time for conversation, he puffs on his pipe so as to draw out his sentences to sound more impressive. And he regularly succeeds at that; otherwise, he smokes cigarettes without filters. Ilario Fiore adores him and they are together often, I don't know how long they have been friends but Xiu feels completely at home in Ilario's flat. He shuffles around in slippers, opens the fridge and is constantly messing around in the kitchen. It's unusual and hard to explain, even when the imagination slightly contaminates the incomprehensible machinations of the so-called Leftists.

I suppose that, by chance, Xiu had spared someone during the *Cultural* reign-of-terror. He had probably skilfully presented his former oversight, the magnanimity of a bully, and was now nibbling away at someone's gratitude. Had he perhaps saved the life of the father of the furrier enterprise's manager, the ambitious Lu Yan, formerly a highly-placed functionary in the Ministry of Culture, today a consultant at the Chinese Ministry of Foreign Affairs? On more than one occasion, Ilario had mentioned that Xiu also had a protector on the political editorial board of *Jemin Jibao*, also a former Red Guard. "Possibly, old fermentations that Xiu is loath to mention. All sorts of stories do the rounds of the plant; new themes, gossip and new names are immediately dealt with by the plant newspaper and the Party censors – but never a word about the manager, Ylu Yuan.

Xiu had been its cutting edge and had enjoyed every moment of Party justice. Now he was looking for ears eager to hear confessions! Enough to make you sick!

After the third glass, Xiu reaches for his pipe. He takes out tobacco, fills the pipe, self-confidently lights it and puffs, enjoying the movements of his own hands, the bated silence. . .

"We were on the edge of conquering ourselves with the Cultural Revolution, and then, for

the third time, Deng Xiaoping appeared out of the shadows of treason and then first allayed and then called a halt to the gory feast; we had been consuming too much of our own flesh and striking at the very roots of the Han nation. I hated that traitor Deng as much as I adored him. He destroyed a fine pastime and changed the lives of our Guards. And although I was already weary and satiated, I wept because I thought that the Revolution had been left with its limbs severed. Power is a trap of endless dissatisfaction, but that is clear to me only now! I waited in vain for our North Star to stop Deng, but that never happened. The Cultural Revolution had its finale in Kampuchea, the Khmer Rouge took their inspiration from it and went to the very core of revolutionary practice. That's all in the past now; there it is, lying humiliated in the curiosity shops, worm-eaten by oblivion or noisily munched over through the tears of its Red Guards. It was as though we had never existed."

The Red Guard puffs and battles against the damp tobacco, gesticulating with dissatisfaction and cursing through his skimpy, untrimmed beard.

What should be believed, the eyes or the ears, the gaze or the whisper? Such dilemmas are twofold in China. What is not said is always more powerful than what is. What the eyes say is the sole protocol by which people and events are measured. Through watery eyes he stared at scenes behind my back, further than the wall, the cityscape and the distant Summer Palace on the hill, far away into the wind-swept wastelands of Inner Mongolia, into the black night of the Cosmos wilderness.

"But Mao has remained our sacred ancestor, the restorer and founder of the empire. And that is what is most important to us Chinese; the starting point and beginning of new growth on old manure. People believe in natural forces and evil demons, particularly in the spirits of the departed; they manage the fate of the living. When his picture disappears from the Square, China will also disappear, and the Han people will become world slaves. And that fertiliser, our dead on one and the other side, will not even be mentioned. . . In China, both the living and the dead have little value. Violence is deeply rooted in a long and brutal tradition of upheavals and uprisings. Dictatorship and tyranny produce suffering, but also pride, defiance and heroism, while democracy gives rise to false equality and invisible injustice. Democracy is the tyranny of the weaker over the stronger, and that is unnatural and unsustainable. Your good manners are a parody of

goodness! You lose every battle. Here, central power nominates and supervises everything, and has done so since the first empire right up until the present day. Forget about Greece, those Greeks have been profitably renting out the world of their Hellenic culture and instructive tales of tyranny and democracy for two and a half centuries. They are no longer the same people, while we are the same and have been since the royal dynasties of Xia, Shang and Zhour, not to mention the Qin imperial dynasty – the same culture and the same people always! At the beginning of the Shang dynasty, 1700 centuries before Christ, we were already pouring bronze into moulds, and we were working in iron 5 centuries BC!"

I have read Borges's tale *German Requiem* several times and have often, too often, listened to the false confessions of (partisan) executioners, heard the cathartic attempts at emptying the soul as if an overflowing ashtray were in question, but all those collocutors were capable of everything except coughing up the truth and submitting to the 'provisions of fate in every possible way'. No end to justifications and lies flavoured with descriptions. I had never thought that I would be given a chance to hear from the lips of an active executioner the authentic contempt they harbour(ed) towards people and the skilful doctoring of the circumstances of their crimes. For our part, the truth behind the Bare Island camp has deftly been assigned to oblivion and has fallen mute. The witnesses die, fade away and become senile, as is seriously anticipated. Feasting on one's own flesh, the feast of Tantalus and the Trophonius complex, ancient clues to murder, the only thing being that the gods no longer care and none of the deserving die in suffering. The major criminals die in their beds; that, I suppose, is some sort of evolution of injustice, a great leap forward in intolerable reality. And history is kneaded like buns and the host.

***

"The boat that floats down-river, takes with it the water upon which it floats." I read that unusual thought long ago, while still a student, in the very early 1970s. I have forgotten the name of the author. . . I only know that it was in the bookshop on Flower Square in Zagreb. The book was lying on a table, open at just that page. . . I probably did not even look at the imprint page but left the book there as it was, open, with me taken aback and struck dumb.

It was snowing when I came out into the street, where pot-bellied Brankec with his high-belted trousers was thundering against Tito and the Party leadership and giving a prophetical lecture on the brilliant future of Maoism and on the worldwide conspiracy of skilfully concealed forces. That comparison about the boat and the river that I had just read seemed to me to be impossible and absurd, but it made a stronger impression on me than Brankec's shouting of

anti-regime slogans. Today that thought often comes back to me and it longer seems to be so meaningless. Everything is possible to people, even that rivers start to flow upstream. You just have to guess the time of the consecrated one, the charismatic, and everything becomes possible. And what's the point of the river, its mainstream and its mass of water if there are no boats on it, what's the point of the river-bed if it is not filled with water? Material warps from our desires, responding to gluttonous ambitions. And the Sava River will flow upstream.

Branko has disappeared, his pathological babbling and bitter invective directed towards history and the frightened faces of passers-by no longer echo around the Flower Square. The heralds of the future do not have much to lose in the present, indifference is more powerful than shock. That loud champion of his own opinions encountered the fulfilment of his shouted predictions, at least in part. The student society broke up and went off in the uncharted direction of the wastelands of this world and those beyond the grave: Braco, Tomica, Klica, Rozace and Kasia, Jura, Gero, Žuvela called Socrates. . . In the meantime, a whole city evaporated, now they are all middle-aged, old or dead and no one can testify any longer to my time there. Memories and the man: an uncomfortable riddle. And what is their authentic relationship?

The communist greyness has not died away, it has merely donned the colourful feathers of political mountebanks; the most significant political happening takes place on Saturday mornings at *Charlie's* café in the centre of town, or at one of the watering-holes in nearby Bogović Street. Today, two artefacts anchor Zagreb: the Cathedral built of spongy stone and the brass balls of the stallion ridden by our glorious viceroy, Ban Jelačić. I never cross the Square without bowing to the only pair of balls in Zagreb, everything else being a concentrated pose and hollow intellectual affectation. And temples should be built of sturdier material, never sandstone; never of that crumbly material, fraudulent, pliable stuff suitable only for epigone building. And no, it's not a matter of the money or the expense, that porous stone is the state of the spirit and inner tension of the flock.

In this part of the world, the Madonna has not given birth or cradled her baby on her knee for some time; the gentleness of the young mother and her sorrow beneath the living crucifix have been replaced by mannish, barefoot heroines cast in bronze. Croatia is full of them. Their beak-like screams and distaining looks directed at the enemy remind me of gargoyles, particularly of those on the Trsat basilisk. The young woman on Kršinić's *Shooting the Hostages* (opposite the Art Pavilion on the Zrinjevac Promenade) has transformed into a Gorgon, charging into the bullets with a cannibalistic look as the bullets, by some miracle, avoid her. This is not Delacroix's sensual *Liberty* with luscious breasts and the raised flag of victory facing the firing-squad; Kršinić did not cast in bronze either the

Mother or the Herald of the Revolution, but rather a creature debased by hatred, in the company of muscular Titans. The great mother figure and Virgin was replaced for a passing moment of some half-century by the barefoot hatred of knobbly feet and a hand-held grenade. Her progeny have not, however, been vanquished. They live on and spread contempt for all that is not of their brood.

Goya's victims facing the rifle barrels (*The Third of May, 1808*) are aware of the relentlessness of the moment. The scene of desperation and powerlessness is complete; the raised hands, the open palms and the white shirts of martyrdom testify to the value of life and defy the firing-squad. The heavens will see the injustice and know how to rectify it and even the score, time will be the judge, it will take care of a better tomorrow. The Bolshevik slaughter-house of the 20th century from the Katin Woods through Kočevski Rog and our very own Via Dolorosa on to Srebrenica has carried out its executions with mechanical high impact, impassively and without incident. Kršinić shows a fallacious scene; he subscribes to erroneous belief, Party instructions and accedes to bathos, lies and false piety. Seduced by ideology, he stages satanical defiance and the obscene pleasure of self-destruction. The artist depicts the gargoyle's hatred, the re-convocation of the unborn, those who, untouched by mercy, reappear even more merciless and thirsting for revenge and Evil.

Translated by Nina Kay Antoljak

THE BIOGRAPHY OF A LONER (DAVOR VELNIĆ)

A writer who had withdrawn himself from the helter-skelter suddenly stepped out into the limelight and started to publish very unusual literary works, becoming *our man in Beijing*. The post- (Homeland) war period in Croatia was a fairly logical time to make an appearance on the modest Croatian literary stage, except for the fact that the author was already in his fifth decade! For too many, age provides a sound excuse for simply doing nothing, but that was not the case with Davor Velnić (1953). He appeared in public quite late, although not at all unaware of his own strengths and distinctive writing style. That is why his literary firstlings were not simply done to acquire experience or fight off *growing pains*, but marked instances of masterful and self-aware ventures into literature.

Then the author continued to march but with a different step, self-confidently and without any haste. With ease, he left behind many weary and self-satisfied authors, and the growing literary and poetics fads. It was only on his return from China in 1992, with luggage made up of several cardboard boxes full of manuscripts, that Davor Velnić decided to publish them. However, the first published title *Island and Memories* (1998) did not relate to the fresh period of his stay in China and travels around the Far East. Only an occasional tale gave an inkling of how much there still was in manuscript form and where it was all going. All the following titles, too, seemed to be avoiding Chinese themes: his novel *Sacred Dust* (2000) is a genuine millennial work, and then *The Holy Grail and Holy Blood* as a novel, but published quite some years prior to the much-vaunted *Da Vinci Code!* His essay *Reading Krleža* (2001) is a beautifully written polemic with that long-departed classic, Miroslav Krleža. The discourse *In the Early Beginnings of Glagolitic Script* (2002) relates to certain theses on the coming about of the early Croatian Glagolitic script; since Velnić is of Croatian island descent, that is quite understandable, the payment of a debt of sorts towards that first Croatian script. The collection of stories *Six of Six* (2004) is only an introduction to the novel *Half a Tear* (2007) about the Italian wanderings of three Croatian women and their search for a better life and fulfilment of unbridled ambitions. His book of essays *It's Not Intentional* (2008), in which some thirty texts look at historical

personalities and events - Noam Chomsky, Henry Louis Mencken, St Francis of Assisi, Irena Aleksander, the Croatian classics Slobodan Novak and Miroslav Krleža. . . – invoked considerable interest. Years had passed since anyone in Croatian literature had sharpened the focus to take a different look at outstanding people and events with such brutal sincerity. A new book of essays, *Landscapes of Evil* (2013), emerged from the very incisive polemics in the *Vijenac* journal and the daily newspapers, intertwining intense and lyrical extracts, showing all the brilliance of Velnić's writing and revealing the complexity of his character.

On the basis of precise and detailed notes made during his bygone stay in China (1988 – 1992, Velnić revives that dramatic time in his book *The Chinese Whisper* (2013). It is a wondrous book, but it is not a travelogue; rather it contemplates in its essays the clash between East and West. It also gives a well-measured look from afar, from China, at the Judeo-Christian civilisation of the 20th century with advance notification of a meaningful 21st century. In 2016 he published is *The Bottom is Always Deeper* essay about Grgo Gamulin, famous art expert, but almost unknown as excellent Croatian writer. This year in July he published *The Time of Mad Man,* essay about atheism and it's consequences in 20th and 21th centuries. The latest book he published (in October 2019) is *Didaskalije* stories collection.

Davor Velnić is a long-term and highly regarded member of *Matrix Croatica* in Zagreb and the Croatian Writers Association. As the editor-in-chief of *Literary Rijeka* (2003 – 2010), he raised that literary journal to the very top of Croatian literary periodicals. He edited the *Collected Works* (2008 – 2012) in eight volumes of the Croatian classic, Slobodan Novak, for the publisher *Matrix Croatica.*

Reared on his own experience and charged by his intensive memory, Davor Velnić found it hard to reconcile himself to the world and what it had to offer. He travelled around Europe and Asia, he spent time in London and Milan and lived in the Far East, China and Hong Kong, all with the aim of gaining a sense of all that the world really had to offer. His inacquiescent nature and restless line of thought directed at this valley of defiance and beseeching, at the troubled scenes of human weakness, removed him in good time from fashionable literary trends and placed him in the thankless but valuable position of an unusual storyteller, novelist, essayist, and also a somewhat contentious loner. Already in his first texts, Velnić glimpsed the weakness of the much-touted and the glittering impact of prejudice; it became clear to him that he was surrounded by a porous, crumbly host of stubborn fence-sitters, a crowd of whispering well-wishers and only an occasional voice of intimidated encouragement. His texts, whether literary fiction or discursive prose, bravely *range over the unexplored region of generally accepted prejudices; bear witness to the nudity of the world* and the narcissis-

tic nature of over-ambitious, falsely ostentatious intellectualism in firm alliance with inflated self-importance – and trepidation. Only occasionally and then only partly does his writing follow the Croatian literary tradition; otherwise, it's that of European authors - in world terms - and his very own licence.

Inside China

Davor Velnić went to China armed with sufficient curiosity and enthusiasm so that his experiences from his travels around that country and the Far East were immediately noted down there and then in various notebooks and stored in cardboard boxes. He did not anticipate a book, wanting only to be able to return from time to time to those scenes and impressions; when he had verified his literary capacity with other literary titles, he was ready to share his notes and meditation with readers.

The unusual nature of *The Chinese Whisper* lies in the fact that this literary work is an Uroboros of sorts, that snake that devours its own tail. In this book the author pools his pre-literary memories with his multi-layered experiences and creates an *opus magnum*, a well rounded out and expansive book of 600 pages, proving that only the frighteningly immense land of China was an appropriate challenge, meeting in full measure the author's ambition and talent. However, he had to expend some twenty years of work in order to achieve his planned objective, that is, so that from his host of noted, by-the-way impressions and experiences he could compile this somewhat unique book. He found China to be really fascinating, but there was always a certain hesitation, a doubt-filled distance on whether that which one was seeing was some sort of ancient tableau, or was it taking place spontaneously. It has to be admitted that many Europeans, as well as people from the remaining continents, are fairly unfamiliar with China's past and Chinese everyday life. For a while, of course, Chinese life was something completely secret and enclosed and it hardly every crossed over the country's borders. It happened that foreigners who were fascinated by China remained there enthralled by it, but that did not happen to Velnić. The author is a rare example of a person who lived in China for several years and became familiar with the ins and outs of Chinese life, with a civilisation different from the Judeo-Christian, often incomprehensible and specific in many ways. However, he is also one who managed to return and tell us something about it all.

Fused with the clime and the people, Velnić's *Chinese Whisper* moves in several directions: sometimes it is travelogue-like, sometime packed with philosophical and spiritual contemplation and Chinese everyday life, while on other occasions it is essayistic and delves into the secrets and riddles of Chinese civilisation. It is

not of primary importance that the author was present at the student riots and the infamous bloodshed on Tian An Men Square in 1989, or that he visited Pyongyang a year later, strolled along the ruined and barely accessible remains of the Great Wall and also managed to absorb the colonial spirit of pre-war Shanghai since, without a literary gift, experience is a mere futile straining of memory.

Perhaps the most significant 'discovery' of this book is the fact that China, its Han nation, do not have their own church, that is, ecclesia, but rather ancestors and the Emperor, and everything that stems from that unusual and long tradition of cult-like veneration of ancestors and cosmology for a period lasting five thousand years. There is no original or copy in Chinese visual art, anything can be a model, a scene or a completed work of art; arts and crafts are in close contact in a manner that has long been lost in the art and craftsmanship of the West. China without ecclesia and Chinese art without originals and copies are two positions upon which China builds its unique tradition and worldview, the way in which pragmatic China conquers the world.

Velnić's *Chinese Whisper* is the unobtrusive recounting of a man who, penetrating into a world of the great unknown, remained deeply amazed at the words and the scenes he encounters, while all of that made its way into his inner being either by whisper or by shriek, slowly and drop by drop as if all the time in the world was being served by the whiteness of the paper and the author's lacking for absolutely nothing.

It was a long journey that Davor Velnić had to travel from the small town of Krk dating from Antiquity on the north Adriatic island of the same name, to Tibet, where everything assumed a completely new meaning, and the human being becomes small and never tinier. Many people and scenes have passed in review; only few of them have arrived at their literary position as a character or literary foundation. Davor Velnić is one of those few.

ANTUN PAVEŠKOVIĆ ■ DOS CUENTOS

¿Es eso todo?
(Zar je to sve?)

De verdad, es difícil imaginar un lugar más triste que el antiguo hospital de Dubrovnik: Su posición celestial en vez de atenuar esta drástica impresión, sucumbe grotescamente. Un claro del bosque sobre el mar, los pinos, la serenidad idílica impregnada de romero, oscurecía la fachada gris del edificio principal. El olor a putrefacción de dentro quitaba a los infelices encerrados personajes; los enfermos, la poca esperanza y voluntad para luchar contra la enfermedad y la muerte. ¿No será por eso un milagro salir de ahí vivo y sano? Enredados en un laberinto de acciones incoherentes y declaraciones incomprensibles, muchos de los pacientes seguramente se recuperarían más rápido al otro lado de la dantesca puerta.

Sin embargo, quizás el sabor de mi experiencia personal hace mi apreciación más rígida. Más de una vez languidecí sin esperanza separado de la sombra de la arboleda, muy cerca del olor a mar abierto, sobre el desfiladero que se encuentra detrás del parque de pitósporo, laurel y flor de adelfa.

Por primera vez con menos de seis años. El comienzo de julio anunciaba un verano muy intenso. Muchos días, como por maldad hirvió el cielo y la piedra se hizo salvaje entre ellos apenas se podía respirar, me ahogaba la fiebre: Finalmente, empecé orinar sangre. A mi desesperado padre, no le quedó nada más que llevarme junto con mi llorosa madre a Boninovo[1], al departamento para los niños. Se trataba de una grave infección renal, casi fatal. Dos meses completos, hasta el suave otoño, envuelto en una manta paseando medía el sendero cubierto de vid de la antigua finca. La armoniosa casa de un piso, colocada al lado del complejo central, parecida a una tímida viuda de atracción aún no desaparecida, acomodaba una decena de niños que sufrían de incertidumbre al cuidado de enfermeras, generalmente medio analfabetas. En aquel tiempo, salvo las monjas del cuidado público se carecía de enfermeras preparadas.

[1] Boninovo – barrio de Dubrovnik. Allá también se encuentra el cementerio (N. de la T.).

Por segunda vez terminé en el hospital durante mi primera clase de primaria. En una semana de clases me gane una neumonía viral. Estuve hospitalizado en el departamento para la juventud. En el último piso; añadido al edificio central, malamente sobrepuesto sobre los pabellones cercanos – el para la infancia, los de neumología, patología y siquiatría.

Justamente en ese tiempo en Srđ[2] se levantaban las transmisoras de televisión. Mi coinquilino en la pieza llena de vidrieras discutía largamente conmigo sobre lo que podrían ser esas alas de acero y el enorme cuerpo crecido en las murallas de la fortaleza napoleónica. ¡Discutimos ampliamente hasta llegar a un acuerdo – en la cima del cerro construyen una nave espacial! El muchacho rubio y transparente, de ojos hundidos, no logró ver como el cohete se lanza a las estrellas. Después de mi partida se le adelantó.

La tercera vez tuve un envenenamiento gástrico y la cuarta, estando ya en secundaria, al cerro me envió una apendicitis. Sin embargo, la memoria más fuerte es el recuerdo del niño cuando los padres, indefenso y en la noche profunda lo traen a la recepción de la clínica. En ti todo muere salvo la esperanza espasmódica de que esta vez no vas a ir al enredo de los corredores envueltos en la luz de color amarillo oscuro. Aunque la dolorosa parte lúcida del alma sabe que esta esperanza es vana y cómica. Por eso durante muchos años, este turbio complejo de edificios, hasta durante visitas de paso despertaba en mí un malestar profundo. Sólo cuando me mudé de Dubrovnik como que triunfalmente encadené esta imagen fatal en la tesorería del no retorno.

¡No es recomendable olvidar: el mal siempre puede volver! Sucedió así. Tres años antes de la guerra, llegando de vacaciones, una gran fiebre me echó a la cama. Esa misma noche siguieron calambres abdominales, vómitos, diarrea. Casi no llego al recibo hospitalario. Solo. (Como si fuera huérfano, pensé teniendo lástima de mí mismo). El médico de turno me convenció de que tenía que quedarme en el hospital. Dudó de un envenenamiento con la comida.

En el par de metros que pasé tambaleando desde el consultorio situado en una pequeña casa de un piso hasta el enorme portón del edificio principal, me acompañaba una adolescente muy bella y abiertamente indiferente vestida en uniforme de enfermera. A mi llegada, tuve que dar muestras de todo lo que mi cuerpo martirizado pudo excretar. Luego, con un puñado de píldoras cayó sobre mí la cobija salvadora del sueño.

Del edén de la nada, me despertaron para la visita matutina. Pronto, encima de mí, sabiamente callaba un ramo de rostros oscurecidos. El principal; un gordo,

[2] Srđ – cerro sobre la ciudad de Dubrovnik (N. de la T.).

parecido a un arrendajo tranquilo y tonto, a todas mis preguntas daba una respuesta muy importante – se esperan las pruebas del laboratorio.

Cuando por fin llegaron, las pruebas ni por un momento han aclarado mi estado. Y el termómetro, decía el principal de manera pintoresca, ordena observación adicional. No podía hacer nada.

Después de unos días logre el derecho de un breve paseo por el jardín. En un pijama ligero di largas vueltas por el sombreado patio, hasta el banco al final de la meseta. Abajo, en el pasado la ominosa Casa de Mar, colector de ansiedad y de las temerosas esperanzas de los enfermos de tuberculosis de hace ya tiempo cambiada, transformada en laboratorios y oficinas. Profundamente abajo; el mar surcado indiferentemente por tenues arrugas, en vez de saludo me reprochaba el haber vuelto al escenario de absurdo y dolor.

Atentamente y con cuidado, saqué del bolsillo los cigarrillos y fumé por primera vez después de tres días. El humo corto bruscamente mis bronquios y me hizo toser.

- ¡Eso! – el grito de un barítono juvenil justo al lado de mi oído hizo que tímidamente me volteara. En el banco junto al mío se encontraba un joven de belleza extraordinaria de rostro fresco contrario a este triste ambiente. De donde, cuando y como apareció, no lo sé. Igualmente, no pude descubrir de donde lo conocía. La impresión de que nos conocíamos fue tan fuerte que me parecía que era imposible engañarme. Tenía una de esas caras que en el pasado seguramente viste alguna vez y que está por ahí; en seguida, al alcance de la conciencia, están aquí su identidad y el cuento de su vida, tan sólo que de ninguna manera logras poner su apariencia en el justo nicho de la galería de tu memoria. Tan sólo, estás seguro de que ya has visto esa cara.

– Perdón, no fue mi intención asustarle – dijo con una sonrisa infantil e inocente.

– Pues, señor logró usted esto, sin querer – jadeé, recuperando el aliento. – Pero ¿qué

quiso usted de verdad?

– Demostrarle mi admiración.

– ¡Justo el lugar y el tiempo!

– Además, ¿por qué no? – jugaba provocativamente con mi ironía.

– Por favor. Resulta entonces, que mi sofocación es el motivo de su admiración.

– No; sino aquello que causa su sofocación. Ve, en esta era de general americanización de la salud cuando cada tercer día los periódicos publican listas de las cosas mortales que contiene esta pequeña y humilde cosita, tan calumniada y culpada por todo el mal de este mundo, usted quiere tomarla, quemarla y aspira

profundamente el humo. Y, ¡¿dónde?! En el hospital. Donde, diciendo de paso, seguramente está por alguna razón.

– En serio, sí lo entiendo bien ¿a usted le entusiasma mi imprudencia?

– Pues, si sigue esa lógica, bien; se podría decir también así. Yo preferiría llamarlo valentía. Rebeldía.

– Perdone, quizás en otras circunstancias hubiera aceptado su perspicacia. Pero, ya hace días que me molestan una multitud de cosas...

De repente se puso serio. Sus cejas negras se fruncieron con reproche. Ofendido, pidiendo disculpas, pronunció: - Señor, lo lamento mucho, pero no quise bromear con usted de ninguna manera.

En seguida se levantó, teatralmente hace una venia y patéticamente serio, dice:

– Le dejo a su noble pasión. Hasta la vista.

Se volteó, dio un paso. El pijama delgado no podía cubrir su estatura esbelta y armoniosa. Después de algunos metros se detuvo y volvió, añadiendo: - Usted fumaría hasta muriendo. Me gusta tal tipo de gente y no los bobos asustadizos que en las prescripciones de los periódicos buscan el secreto de una vida larga.

Se fue rápido. Detrás de los arbustos como último se columpió su pelo negro y rizado. Pude entender, en dirección a neurosiquiatría. ¡Qué raro! Porque, de esa residencia que está cerrada todo el tiempo con llave y separada cuidadosamente por rejas del resto del universo del hospital, generalmente no dejan salir a los encarcelados. Especialmente al paseo.

Terminé de fumar el cigarrillo y regresé.

El día siguiente comprendí que no me darían de alto del hospital tan rápido. Algunas pequeñas líneas sobre los treinta y siete grados continuamente se oponían. Los especialistas fruncían sus cejas, torcían los labios, ordenaban sus papeles y no encontraban que decir con sentido.

Almorzando la comida típica y sin sabor del hospital, bajé hasta mi rinconcito de ayer. Tan sólo unos humos y helo aquí de nuevo; mi extraño compañero. No me sorprendió de nuevo. Sonrió, mostrando con la cabeza el lugar junto a mí.

– Siéntese, le ofrecí cortésmente devolviéndole la sonrisa.

– Gracias. Despreocupadamente cruzó las piernas, colgó las manos sobre el respaldo de madera.

Quise ofrecer la cajetilla:

– Usted?

– Gracias. En realidad, no fumo.

– Bien hecho.

Una palabra fue suficiente para su desengaño.

– En cuanto a inteligencia, vea yo también traté como todos los demás. Me molestaba tanto que tuve que dejarlo. El secreto de mi virtud.

– Sin embargo, muy bien pensado...

– ¡Hombre!, me interrumpió con cansancio como si se preguntara si soy capaz de entender.

El cigarrillo se quemó hasta el filtro. Lo aplasté y me volteé hacia mi compañero: - ¿Y usted, por qué está aquí?

De nuevo sonrisa, la más alegre hasta ahora.

– Porque, querido mío, voy a morirme.

– Oh, oh, oh señor mío, eso significa que estamos enfermos de la misma enfermedad. ¿Qué se puede hacer? Genética. El factor inevitable de la herencia.

– Su reacción – esperada. La risa sonora y protectora de una persona adulta, una respuesta superior a la broma inmadura de un niño.

– Veo, que la alegría no lo abandona – no lo logré y ni siquiera traté de esconder de que estaba ofendido.

– Pues, bien, bien, paremos un poco. Permítame explicarle. Sabe, a mí me divierte mucho el hecho de que me han traído aquí donde estoy ahora, convencidos de que estaba loco e, imagínese, están convencidos también de que me iban a curar. Esta gente hierve de múltiples convicciones. Y, sin embargo, no saben, no entienden.

– Entonces, usted está, allá... en ese departamento del hospital...

– No *allá*. Estoy en el departamento. Hay que llamar las cosas por su nombre. Estoy en el manicomio. Sin embargo, no verdadero. En esa, nuestra casa amarilla se encuentra toda clase de miseria – desde la pobreza, estupidez, envenenamiento crónico con alcohol barato hasta enfermedades mentales. Eso es. El manicomio. Casa de locos. El nido del cuco. El pabellón número seis.

– Pero, cómo le permiten, cómo le dejan así, libre, afuera...

–.... ¿Pasear? Mire, yo soy un loco decente, totalmente seguro. Lo primero, como a ellos les gusta decir me observaron muy detenidamente. Y cuando lo hicieron con todo detalle se dieron cuenta de que no soy peligroso ni para mí ni para los demás, de que no voy a huir a ningún lado, que no tengo intención de violar o hacer algún daño y de lo que los convencí más difícilmente, que no tengo ninguna inclinación hacia suicidio (¡de eso no tengo ninguna necesidad!) y de que seguro regreso exactamente al tiempo acordado.

Era el momento para un cigarrillo más. Exhalando humo desde el fondo de los pulmones, hice resumen: – ¿Usted, sin embargo, afirma que va a morir?

– No, no afirmo eso. Eso ocurrirá. Voy a morir.

De eso hablaba muy tranquilo, como si bebiera un vaso de agua. Pero, en la acentuada tranquilidad y de alguna manera patético, casi demasiado serio. En realidad – infantil.

– No, esperaba que habíamos terminado con eso. A decir verdad, todos iremos delante de Dios.

– Cierto. Con una pequeña diferencia. Yo lo haré este mismo verano.

El humo, desapareciendo en el suspiro del verano, me envolvía consolándome.

– Tengo que reconocer, una cosa; no me es clara. ¿Está usted enfermo?

– Lógica de médico, ¡querido mío! No, no estoy enfermo. Me examinaron desde la cabeza hasta los pies muchas veces. Teniendo en cuenta sus números, mi cuerpo funciona perfectamente. Entonces, en este caso, puesto que a pesar de los papeles algo no está bien, a los médicos les queda buscar la salvación en su inteligencia aquí – tocó su frente con el dedo.

– Y usted, naturalmente, sabe que ella no está aquí.

– Ah, quiere decir: cada puta es honesta y cada loco es normal. Lo sé, lo sé....

Encogiéndose de hombros, traté pacíficamente de evitar la disputa. Él solamente siguió: – Simplemente, no hay problemas. Pero, en medicina nada es sencillo. Y menos en siquiatría.

– Y, por favor, ¿por qué usted ahora, ya, tan pronto irá al otro mundo?

Desde abajo, escondidas por las rocas, las gaviotas empezaron a chillar agresivamente. El noble barrio Gorica Svetoga Vlaha[3] sedujo a mi interlocutor, Pensativo, dijo despacio: - No ha hecho la pregunta correcta. A eso no tengo nada que responderle. Mire, mi muerte viene como consecuencia de una pregunta totalmente diferente y ella es - ¿por qué tendría que vivir'

– Sí, algo así se puede leer en los libros. En la vida real...

– ¿Y qué es eso, querido mío? ¿Una vida irreal?

– Escuche, los desesperados, perdedores, individuos fracasados, gente de mente insana, todos tienen razón de preguntarse sobre el sentido y razón de su vida. Usted, me parece, no pertenece a ninguna de esas categorías.

– O, gracias, gracias. A pesar de su amabilidad, no puedo estar de acuerdo. Al contrario, estoy convencido de que la pregunta mencionada todo el tiempo está colgada sobre la cabeza de cada uno de nosotros. Pero, la pronuncian sólo los más sinceros.

– ¡¿O el más perverso?!

Silencio. Lo miré: – Perdona. No lo pensé así.

– Pues, sí. Lo pensó, pensó. Y quizás tenga razón. Pero, no quiero cansarle más con mis cuentos...

– No me cansa, en lo más mínimo. A decir verdad, logró interesarme. No encuentro todos los días candidatos seguros para la muerte.

[3] El bosque de san Blas (N. de la T.).

– Ja; usted de nuevo. Yo no soy ningún candidato. Hablando sinceramente, yo soy el elegido.

– ¿Y ahora de quién elegido?

– De ella. Mi más fiel acompañante.

Y el segundo cigarrillo termina aplastado. Mi nuevo conocido disfrutaba con la cabeza tirada sobre el respaldo, gozaba de la brillante copa de pino extendida sobre nosotros.

– Usted seguramente tuvo una niñez difícil – le dije así no más para mí, en broma.

– De ninguna manera tuve una bella niñez y una linda juventud.

Su cara serena se pintó de satisfacción. Algunos momentos de silencio y empezó con su biografía. Hablaba con concentración, un poco monótonamente, evitando pensamientos duros o acentuados.

Nació como el segundo hijo de un arquitecto acomodado, en una vieja casa de Dubrovnik.

- Llegué al mundo dos años después de mi hermana. Mis padres todavía eran jóvenes, con fuerza, capaces de regalarnos muchas cosas más.

A casi toda familia algo la distingue. Entre el medio sea más pequeño, el distintivo es más evidente. La nuestra fue marcada por la belleza.

– Y nosotros también la hemos heredado. En la calle, la gente volteaba la cabeza para mirarnos. Se hablaba de la abuela; que sus hermanos por línea paterna tenían que acompañarla cuando iba a la Ciudad. La cuidaban de pretendientes enloquecidos. Presuntamente, algunos querían raptarla, y otros amenazaban públicamente con que se iban a echar por Orsula[4] o envenenarse si ella no se casaba con ellos... En un corredor en nuestra casa se guarda la colección de retratos familiares. Sólo mujeres y hombres bellos. Si no fuera por los vivos que con su apariencia atestiguan la maldición de nuestra sangre, se diría que halagando, los artistas querían poner altos precios en sus bolsillos.

– ¿Maldición? ¿Eso significa la belleza?

– Nos separó. Cada uno de los miembros de mi familia tiene algún cuento suyo y todos de manera propia padecen un tipo de expiación. Los regalos se pagan de una u otra manera. Nosotros no lo habíamos buscado. Pero por eso la recompensa no nos pasó por alto.

– Eran entonces algo especial.

Creo en su expresión leer un orgullo contenido.

– No sé. La niñez me pareció bella y común.

[4] Orsula – localidad en Dubrovnik situada en un acantilado afilado 200 metros sobre el mar (N. de la T.).

– En la infancia todo empieza. Todo lo bueno, pero también todo lo malo.

– Señala usted un objetivo equivocado. No reprimo nada en mi pasado. Ninguna ansiedad secreta de matar a mi padre. Lo único que me pudo frustrar fue la envidia de los demás. Usted sabe cómo es: a los niños no les gusta cuando alguno entre ellos se destaca. Eso expone a el destacado. Y provoca a los demás. Por suerte, yo era lo suficientemente fuerte y en cuerpo y en mente para defenderme cuando era necesario. La fuerza, uno más de los regalos del Señor, me libró de toda violencia. La violencia es el virus de los débiles.

– Una tesis interesante, aunque no nueva.

–¿Quién necesita esto salvo los cobardes? Y, por fin, solamente los cobardes temen de su miedo. Esto los hace arrogantes.

– Y así, usted era bello y fuerte.

– Sí; desde que sé de mí.

Para, como pensando en algo.

Una inquietud, como soplo de la brisa matutina, tiembla desde mis entrañas. La evocaba la calma fantasmal de la exposición del joven. Ella es típica de la gente escogida, los santos. Profetas, locos. Descubriendo una dimensión a que el hombre común no quiere entrar.

– ¿Y por qué usted me cuenta todo esto?

– Porque usted me lo ha preguntado.

– ¿Qué le he preguntado?

– Por qué estoy aquí.

Verdad. El culpable del tema de nuestra conversación soy yo.

Como el crepúsculo, se coló el cansancio. Como si lo hubiéramos compartido, concluyó:

– Fue bastante por hoy. ¿No?

Nos saludamos brevemente y partimos cada uno a su lugar de estadía provisional.

La mañana siguiente trajo alivio. El gordito médico principal, incurablemente serio amistosamente se sentó en mi cama.

– Gastroenteritis de origen viral. Gracias a Dios, no es envenenamiento. Sin embargo, algo en el desarrollo de la enfermedad es atípico, por no decir dudoso.

Se contentó con lo pronunciado, sin explicaciones. Yo, callaba devotamente. Y prometí, de buena gana, que al regresar a Zagreb haría todos los exámenes necesarios.

– La situación se normalizó, pero hay que ver por qué la digestión reaccionó tan violentamente por una causa tan banal – aclaró.

Cuando el coro de doctores solemnemente se fue navegando, corrí rápidamente por mi ropa. Con la carta de alta bajé y salí.

Salí bajo el sol que brillaba como nunca con un lujoso brillo. En las ramas los pájaros alardeaban.

Él estaba en su viejo lugar. Esperó que se le acercara y dijo alegremente. – ¿Sorprendido?

– No. No estoy sorprendido.

– Entonces, ¿lo esperaba?

– Tampoco. Solamente me pareció normal verlo aquí.

– ¿Así que acabo la comedia?

– Será.

– Sírvase.

Le agradecí y tomé el lugar que tan cortésmente me ofrecía.

– ¿No va a fumar? Sin esto, el placer no sería completo.

Le obedecí, por supuesto.

– ¿Y usted? ¿Cuál es su perspectiva aquí?

– ¿Yo? Me quedaré unos días más – dijo, guiñándome el ojo diabólicamente.

– ¿Y a su comedia se acerca al fin?

Lo lamenté. Demasiado tarde. Cínicamente acentuó:

– Sí, se acerca.

– Pensaba en que pronto le darán de alta – este intento de aclaración sonó ridículo.

– Sé lo que pensaba. Y lo que ha dicho. Además, y usted lo sabe. Pues, tenía razón.

Su mirada, sin fijarse en nada exactamente, vagaba cansada. Por el momento entré en la tentación de creerle.

Pero, retrocedí a último momento. Casi asustado, argumentaba en mí mismo (y pues en realidad ¿por qué? – ¿¡A causa de un montón de estupideces!?), cadena de preguntas mudas: ¿Así no más porque lo quise? ¿Por aburrimiento existencialista o por profunda reconciliación con el absurdo de la vida? ¡Pues, bravo! Existencialismo como meditación trascendental.

– ¡Tonteras!

Dónde llegaría el hombre si creyera a cada camisa de Napoleón. ¡Y a los tantos Jesúses! No se sabe cuántos más.

Él sigue hablando. Formaba las palabras de manera segura. Firmes y tranquilas, como la mirada con la que sin duda daba a conocer que presiente en que pienso (diga entonces que a los viejos o a tal tipo de personas en vano se atribuían poderes sobrenaturales: - Y usted se pregunta cómo es eso posible. O algo parecido. ¿Cómo alguien que es joven, sano y relativamente normal puede afirmar lo que yo afirmo?

– Más o menos. O sea, cómo es posible que él mismo crea en algo así.

– Y, ¿usted también lo creyó, por lo menos un poco, no es así?

–Fuera de todo, usted es y mago – lo picaba.

– Le preocupa – provocándome despreocupadamente, disminuía toda la importancia de mi ligera provocación.

– Sí, me preocupa. Ante todo, la manera en que habla. Como si hubiese chupado la sabiduría de todo el universo.

– No, de verdad no tengo tales ambiciones.

– Además; reconozco, su superioridad, me pone un poco nervioso.

– Ve, me respondió concentrado – pienso que no soy superior. Ni lo más mínimo. No quiero vanagloriarme ni por inteligencia ni por sabiduría. Lo que digo se refiere solamente a mí. Pienso que tengo derecho hablar de mí sinceramente y sin ninguna barrera. De resto, no introduje yo esta conversación.

– Ni yo, sí es que insiste.

– Bien. En este caso ella simplemente pasó. Ahora, ¿quiere usted que la continuemos?

– Sabe, en realidad quisiera que la termináramos. Mejor dicho – concluyéramos. Ve usted, yo soy un poco anticuado. Sigo creyendo persistentemente en algunas verdades viejas, quizás ya pasadas. Así que creo en el ritmo natural de los acontecimientos, en todo lo que está a nuestro alrededor y también en nosotros. Aunque invisible y a menudo incomprensible, en nuestras vidas gobierna orden. La frase se debe terminar. A medianoche el reloj toca el duodécimo golpe. Mantis religiosa tiene que terminar su juego amoroso con el único posible final. Si no...

– ¿Si no?

– Si no.... – paré buscando alguna respuesta prudente. Pero, mi cerebro en ese momento no me sirvió de la mejor manera... todo junto no tiene ningún sentido.

– Fascinante, querido mío. Aliento cristal de platonismo original.

"Búrlese, búrlese no más", quise decirle. Sin embargo, me callé. ¿Por qué reconocerle su superioridad? ¿Por qué mostrarle que sus palabras me molestan?

Bien, quise quedar como interlocutor a la misma altura. ¿Para qué? ¡Para oír el cuento!

Entonces, aquí estamos. Sin embargo, sin embargo, me venció. No importa, de todas maneras, eso lo sé sólo yo... Siendo así – ¿por qué no mantenerme reservado? No mostrándole nada.

Por eso anuncié el fingido reconocimiento, tácticamente, evitando lo que en verdad quería: – Está bien. – No podía responderle nada más lógico. Pero, si ya tengo que pedir excusas, ni más exacto.

Él también cedió – terminemos lo empezado.

– Adelante. Le escucho, atentamente.

– No sé si lo conoce, existe un cuento de Thomas Mann, creo que se llama *Decepción*.

Me quedé callado, sabiamente escondiendo mi ignorancia. – Como ausente, desconcentrado.

– ¿Quién sabe si siquiera esta traducido al croata – (¿quizá comprendió mi comportamiento?).

– ¿Habla usted alemán? – corté apresuradamente.

– Muy poco. Pero, existe la traducción al inglés, la había leído, pero hace ya mucho tiempo, pienso que es bastante buena... Ese sencillo e inocente y sin embargo terrorífico me absorbe ya hace años.

– Le sigo, por favor.

Pues, en medio de Venecia, en la Plaza de San Marcos, el narrador se encuentra con un hombre inusual. Un tipo extraño, de edad indeterminada. Camina por la plaza, hundido en sus pensamientos, por un momento sonriente, a ratos hasta hablando consigo mismo. Y así días y días. El mismo personaje en el mismo lugar. Así hasta una noche cuando se sentó en un café en el que estaba sentado nuestro narrador, en la mesa vecina. Y empezó a narrar sin motivo especial. El cuento de su vida. Desde su temprana juventud esperaba mucho de la vida. Y entonces, presenció un incendio. Ocurrió así no más. Pero, eso no fue un accidente corriente. Mucho más que eso; le ocurrió la vida. El joven Mann lo describe magistralmente. Una serie de los pequeños detalles una cadena trágicamente simple. Primero el fuego en el hogar familiar, nido hasta ahora impregnado por optimismo inocente. Se quemó toda la casa. Y él, todavía niño, con dura, inadecuada madurez, se decepciona. Como si esperara algo verdaderamente grande, mucho peor que ese banal incendio, cuotidianas llamas. Y en estas traicionadas esperanzas le queda la pregunta; ¿Es eso todo?... Mire, ese cuento es muy profundo. En realidad, habla sobre el lenguaje y su riqueza y sobre la pobreza de la vida. Sobre el hecho de que un verdadero drama es posible solamente en las palabras y la vida es apenas su pálido traidor. ¡Cómo sentía apasionadamente tan genial parábola, esa imposibilidad de que se experimente la vida, el bebé prematuro, una vorágine fatal de impaciencia: ¿Es eso todo?...

Antes de continuar me miró pensativo.

– Sin embargo, había que dar un paso adelante y entender que lo único que le quede al hombre es la muerte. Pero no como salvación. Menos como escape, sino como muerte una decepción más; la última y la mayor. Lo definitivo: ¿Es eso todo?...

Mi atención empezó a disminuir. Igual que el héroe del cuento, estaba un poco decepcionado. O, mejor dicho, me quitaron algo. Como que en el cuento algo faltaba.

Se dio cuenta de que ya no lo seguía. Se tranquilizó, calló.

Una pestañeada engañaba los ojos abiertos. En sueños, quizás en el sueño, delante de mí surge la atmósfera de la ciudad sobre las lagunas. Y el héroe con su pregunta en un ambiente totalmente distinto de aquel del cuento del desconocido de Mann. Tan sólo este cambio, la falsificación, dio sentido a este cuento. Mi imaginación transformó el asunto de esta manera: Venecia – en medio de un carnaval, bullicioso y multicolor hasta el mal gusto. La máscara histérica de la alegría escondía el desánimo tedioso empapado de humedad. En medio de todo eso, un hombre no terrenalmente tranquilo. Parece que su cara de la locura general trata de extraer alguna gota de placer. De antemano consciente de la futilidad de su intento. Perdido en el mundo. Da lo mismo donde insertar a este ser que se rindió frente a la vida. Con el mismo sentimiento empaparía cualquier paisaje.

Y nosotros – cautivos de la transparencia del mediodía de Dubrovnik. Ciudad que invoca la canción, armonía indiferente a los transeúntes y a los años, porosa construcción de hace siglos. Y la muerte así tejida en color cruel, aquí diferente. Clara y sana como plegaria matutina. Por eso es pesada y más persuasiva. Como quimera – real. Grito delirante del pájaro a la vastedad del mar que rebota de las murallas esculpidas por la soledad.

En ese momento de repente me acordé. De todo. Es difícil decir ¿por qué los acontecimientos perdidos a veces inesperadamente surgen del lodo del olvido? ¿Será que en este caso nos indujo el cuento en que divagamos, liberados de la realidad? ¿O pura casualidad? Felizmente caprichosa, inequívocamente sin razón. Sea lo que sea – lo reconocí. Es decir, este maravilloso joven era participante de un acontecimiento que a su tiempo sacudió la Ciudad. De eso se hablaba de manera típicamente ragusina.[5] En las tiendas, enfermerías y en las estaciones del bus, por todos lados, pero silenciosamente, con un susurro más sonoro que un grito. Se sabía todo. Solamente algún detalle distinguía las diferentes versiones orales del relato. Pero todas tenían una cosa en común, paradójicamente disminuían igualmente la responsabilidad del joven y de la esposa en todo el acontecimiento. Algo de importancia correspondió a la Sra. Pavica. Esa morena de belleza exuberante era apreciada y estimada esposa. Hasta el escandaloso descubierto del acontecimiento trágico, nunca había sido objeto ni de la alusión más inocente. Y eso no fue poco. Ante todo, las alusiones ragusinas raras veces son ingenuas. Ni siquiera las observaciones más benignas se dicen en tono de humor benevolente y desinteresado como sea siempre aciertan a alguien invisible con aguijón más que

[5] A Dubrovnik también se llama Grad (La ciudad) y Ragusa (nombre latino medieval) (N. de la T.).

doloroso. Raros fueron aquellos que no fuesen meta de las flechas de engañoso sabor a mazapán y su malicioso filo mortal. A ellos pertenecía la mencionada dama.

Su muerte resonó como chiste de mal gusto. La gente enmudeció. El relato que salió a la vista era drásticamente diferente a todo lo que hasta entonces y las imaginaciones más fantásticas pudieron presentir sobre la buena moza Pavica. Interesante, pero ni entonces se oyeron malas opiniones. Al contrario, hablaban de ella sinceramente, con compasión, con mucha comprensión. Al cementerio de Boninovo la acompañaron muchos, casi miles de personas. "Vino toda la Ciudad" se dijo más tarde.

Pronto Stradun[6] tejió un cuento inusual. Indecible y definitivo. Una mujer madura, felizmente casada, bien situada y contenta, conocida por su tranquilidad y amabilidad, un día se enamora. Él era muy joven, casi un muchacho, brote de una conocida familia, Martinović, en las actas antiguas de la famosa República inscrita como Martini. Todo ocurrió de repente. En tales cosas no hay mucha sabiduría. Generalmente gobierna la pasión. No se alcanza a pensar ni en el precio.

Es interesante, pues, y quizás inesperada la manera en que la transmisión oral caracterizó a los protagonistas. Como primero, a Orsat Martinović se consideró víctima. Lo que significó la culpa de alguien. Sin embargo, Pavica Mašić ha pagado un terrible precio. Solamente por eso fueron omitidos los rumores, chismes, malicia, todo lo que a los protagonistas de tales tragedias transforma en males infernales. Ella empezó todo, de eso no había duda. ¿Cómo un muchacho que recién empezaba ser un joven pudo seducir a una mujer madura? ¡¿De qué manera pudo llevarla al mal camino?! La causa de todo indiscutiblemente fue ella. Pero ¿qué causa? ¡Indeseada, hecha sin intención de causar daño! Además, sin una conciencia real sobre las consecuencias. Y ellas la han llevado a un abismo, sin retorno.

Entonces, solamente ella sufrió el daño. ¿Y el joven? Olvidará, tiene la vida por adelante.

Se siente mal.

De ninguna manera puede ser indiferente. Pero, el tiempo lo cura todo. Dentro de un año, quizás menos, dentro de medio año, dentro de algunos meses, desaparecerá el recuerdo del trágico final de un, según juicio general y normal, totalmente inapropiado pero gran amor.

A ella, sin embargo, se dice la han elevado a heroína trágica. Según ellos, la pobre señora Pavica se dio cuenta de que a su inmaduro amante le hace daño. Atormentada por el fuego que involuntariamente prendió, no se atrevió ni a imaginar su vida sin él. Él, de su parte, se vinculó con ella como un cervatillo. Y, al final, ¿qué pudo hacer perseguida por su propio pecado? Lo único que hizo –

[6] Stradun – la calle principal de Dubrovnik (N. de la T.).

quitarse, desaparecer para siempre. Arrepentirse por su mal y lo más importante quitar la carga de los hombros del muchacho inocente. Terminó su vida con el suicidio. Con el salto a las rocas en Boninovo. La muerte que corresponde a los desesperados de la Ciudad; donde la desesperación a menudo es la faz ocultada de reservación caballerosa.

Los cuentos públicos tejidos acerca de este tipo de acontecimientos nunca fueron garantía segura de la verdad de los datos. Los prejuicios se ofrecen como único árbitro de la realidad. Esta exclusividad es; sin embargo, base segura para la mentira. Por eso esta es una ocasión única – escuchar el cuento auténtico de testigos y protagonistas. La fábula se hizo más real, concreta, viva.

Me volteé hacia mi interlocutor. Cara a cara. Ahora de nuevo esperando ansiosamente. Escuchando compungidamente, animaba al narrador, trataba de satisfacerlo, liberarlo. Mi esfuerzo no quedó sin resultados.

Dejando definitivamente el protagonista de Mann a su huso, continuó:

– Yo era un niño ejemplar. Excelente alumno, siempre. Desde el primer año de la primaria; conocía sólo los cincos.

– Los alumnos excelentes mueren jóvenes – murmuré.

–¿Por favor?

– Nada; tosí.

– Así hasta el fin del bachillerato.

– Tuvo excelentes notas en él, obviamente.

– No.

– ¿No?

– Ni siquiera di el examen final. Ya sabe, los alumnos que tienen notas excelentes en todas las asignaturas son liberados de este examen.

– Así es. ¡Cómo lo he pasado de alto!

– Eso ocurre. Pero, como mejor alumno me encargaron de dar un discurso a nombre de toda nuestra generación. En una sala repleta, delante de todos los padres, profesores y, por supuesto, alumnos.

– Lindo.

– ¿Lindo?

– Lindo discurso, pienso.

– Ah, sí. Y, fue muy lindo para que sepa. Al terminarlo, se me acercó el director de la escuela, me abrazo y delante de todos me dijo que esperaba que siguiera siendo siempre tal como había sido todos estos cuatro años – orgullo de mis padres y de la escuela, ejemplo para mis compañeros. Todos los presentes aplaudieron. Les agradecí con una sonrisa. Pero, de alguna parte, algo en mí, profundo, tras de la alegría, de la vanidad, me preguntaba ni siquiera sabiendo la pregunta es...

– ¿Es eso todo?

– Justo eso. Entonces sentí, si no remordimientos porque sería exagerado decir eso, pero, digamos, un tipo de malestar, algo así, como incomodidad.

– Entiendo. Usted fue el orgullo que no cree en sí mismo. Ejemplo que vacila por su propia duda.

– ¡Bravo! Y ahora, imagínese como sería demostrarlo y todavía más, decirlo a toda esa buena gente. ¡Qué Dios me libre!

– Escuche, ¿a usted no le preocupo un poco demasiado la opinión de la buena gente?

Esta vez paso por alto mi observación.

– Decía usted – continué, yo también ignorando mis palabras pronunciadas antes – totalmente consciente de que le creían más de lo que usted creyera a sí mismo.

– Consciente, sí, doloroso, desagradablemente consciente.

– ¿Tuvo usted miedo?

– Sí.

– ¿Por qué? – se extrañaba como si no entendiera completamente lo que le preguntaba.

– Generalmente, cuando uno no cree en lo que habla, salvo, por supuesto, si no es un mentiroso notorio, se apodera de ti un miedo desagradable.

– No, en mi vida jamás lo sentí. Ni siquiera entonces. Sabe, es posible fingir y por eso te sientes incómodo, pero eso no está vinculado al miedo.

– Así que nunca, jamás. ¿Ni su garganta vibró, ni su corazón palpitó acelerado?

Se quedó pensativo.

– En verdad no – continuó vacilando como si no supiera cómo seguir. – Quizás sí que sentí algo parecido. En otra ocasión muy distinta. Quizás eso fue... sí, quizás...miedo. ¿O no? ¡No! Mareo, así lo llamaría.

– ¿Por fingir?

– Esta vez no se trataba de mí. Se trataba de otra persona. Y todo mi malestar fue provocado por ella.

Bajó la voz hasta casi susurro.

– ¿Se había enamorado usted? – le pregunté con cuidado, de manera torpe, inconsciente.

– No, pasó diferente. Totalmente diferente. Eso pasó hace mucho tiempo. Recién cumplidos los catorce años. Parecía mayor, más maduro. Aunque – apenas había terminado la primaria. Con ese motivo mis padres me llevaron a un Café de la Ciudad a tomar una copita. Sabe, eso era algo como la introducción a la vida de los adultos. No tan oficialmente, medio en broma. Era un tipo de iniciación. Aunque no verdadera. Así, no más; para mostrar, casi en juego, que me consideraban adulto. No totalmente, por supuesto. Un poco después de sentarnos, se nos

unieron el secretario de la escuela y su esposa. Encontraron allá ocasionalmente a mi padre, viejo amigo del hermano menor del secretario los invitó a sentarse a nuestra mesa. Aceptaron. El señor, abogado de profesión era reservado, de pocas palabras, cerca de los sesenta años. Entrecano, esbelto, bien cuidado. La señora más joven, morena, sin canas y una pocas; pequeñas arrugas en los bordes de los ojos. Alta, buena moza, respetable. No nos encontrábamos por primera vez. Una vez antes, estando en el séptimo grado, me enviaron donde el secretario, a su oficina. No me acuerdo por qué. Ella estaba ahí. No sé por qué, generalmente no venía a la escuela. Ese encuentro, ese momento, lo recordaré siempre. Tales encuentros no se olvidan. Y no pasó nada especial. Solamente estaba parada junto a la puerta y me observaba, ¡Pero, de qué manera! Para que se me helara la sangre en las venas. Por primera vez estamos parados así cerca uno al otro y de ella emanaba un odio incontenible. No lo puede aguantar. Su cara casi se encalambrada en un gesto feo. Bajé la vista hacia el suelo, callado. Hubiera querido escapar, pero no tenía a donde. Me quema su mirada ardiente, intolerable. Ordena: no, más que eso – me manda: vete, piérdete, desaparece, quiero que te vayas. Antes jamás, de verdad nunca, sentí algo así. De nadie. Especialmente no de una mujer. Desde que recuerdo, las mujeres me esperaban con alegría.

Sonrió de manera natural. Se trataba de la seguridad de las personas acostumbradas a reconocer su belleza en las miradas ajenas. Y siguió hablando sin ostentación.

Más o menos antes de la pubertad sentía que las mujeres empezaban a mirarlo de diferente manera. El muchachito guapo empezó a cambiar de manera evidente. La simpatía y cariño de las miradas femeninas empezó a reemplazarlas la inquietud. En las ancianas, melancólico, moralista reproche de beata. Cuando se trataba de alguna mujer piadosa moralmente reprochable. Cuando se trataba de las mujeres jóvenes, sensual. Para él, todavía sorprendentemente libidinoso. Mucho tiempo no reconoció ese momento. La hora de la separación de la infancia maternalmente protegida. Llegó inevitablemente, paradójicamente encarnado en la malicia de esta mujer extraña.

– Apenas pronuncié saludo y me perdí lo más rápido que pude. Después de eso nos vimos algunas veces en la ciudad. La evitaba cuanto podía. Como si su mirada pudiera quemarme... Y ahora, aquí, en el Café de la Ciudad, en ocasión que empezó tan relajada, alegre, ésta, para mi fatal persona a la que hice algo muy malo, de repente se encontraba a mi lado. Como si el mismo destino de nuevo jugara conmigo. Se sentaron. Ella, oscura, más reservada que en el momento cuando estuvimos en la oficina del secretario. Su presencia fue amenazante. Me consolaba que era bueno que se había sentado a mi lado y no frente a mí, cara a cara. De esta manera por lo menos voy a esquivar su odio... Empezó la conversación. Me

protegí con la pared de mi propio silencio, esperando que me hayan olvidado. Me retiré a, como me parecía, la impersonalidad cómoda de alguien que está de lado.

Por el momento, dejó de hablar.

– Esto es, pronto lo vi, cuenta sin posadero. La conversación empezó a ser más relajada y en medio de la ligera charla, esa mujer con un movimiento descuidado de la mano, justificando algo sobre lo que hablaba a mi madre, sin querer, empujó un vaso con jugo. Instintivamente quise tomar el objeto que se deslizaba por el borde. La situación me sorprendió; me apresure sin necesidad y en vez del baso, agarré su muñeca. Nada peor pudo ocurrirme. Tembló como si se tratara de una descarga eléctrica. En primer momento pareció asustada por la explosión del vidrio que en un sinnúmero de pedazos se desparramó por el suelo. Rígido, confundido, inconsciente de que la apretaba y al mismo tiempo infinitivamente sorprendido de aquello que sentía bajo la palma de mi mano.

Me miró de una manera ausente, perdida. Con incredulidad. Todos esos años ni lo más mínimo diluyeron la amargura de aquel acontecimiento que ocurrió en un Café de la Ciudad.

– Temblaba como una caña bajo los golpes de un vendaval. Sin ningún ritmo. Las sacudidas repentinas se intercambiaban con el temor que se extendía por todo el cuerpo. Confundido, no dejé su mano. Estaba rígido. No sé cuánto duro, dos, tres minutos, quizás más tiempo... Por suerte, de alguna parte apareció el camarero y profesionalmente amable, murmuró que eso no era nada, que tales cosas ocurren, que a cualquiera le puede pasar lo mismo. Se inclinó y recogió los vidrios... En la mesa... silencio. Ella sigue temblando, no puede terminar, esta pálida como un papel. Por fin, reaccionó su marido. Se levantó, tomó despacio mi mano, me miró con una mirada protectora y entonces deje su mano. Él luego saludó con calma y despacio; la sacó de allá.

Durante días no me tranquilizaba. Todo el tiempo lo maltrataba la imagen del café. Pero eso no era todo. Siempre existe algo peor de aquello que creemos que es lo más grave que pudo ocurrirnos. El motivo fue inocente. Su madre durante el tiempo libre cosía. No mucho tiempo después de aquel incidente, lo envió donde su amiga por un nuevo modelo de vestido. La ciudad en verdad es un bocado del mundo. Su amiga era cuñada de aquella, para él fatal mujer. Los hermanos y sus familias compartían una casa grande detrás de la Ciudad. Junto a ella se encontraba un jardín espacioso y bien cuidado. En su fondo había un viejo y cultivado pabellón.

Saliendo de su hogar no pudo pensar lo que le esperaba. Al llegar hacia la cerca de la verja de hierro de un antiguo palacio de nobles, tiró la manecilla de alambre de la campana. El gimoteo y luego algunos momentos de silencio. Luego, de adentro, como si se tratara de gran lejanía, se oyó un eco: ¿"Quién es?". Respon-

dió. No pasó nada. Apretó la palanca de la cerradura crujiente, empujó la puerta y se encontró en el agradable oasis de un jardín sombrío.

– Sin que yo supiera porqué, me dirigí al pabellón. Hubiera sido lógico que me dirigiera al edificio, pero la lógica nunca ha sido mi fuerte... Me acerqué a la oscuridad, entré al bajo el techo. Me atrajeron la calma, soledad, sombra. Me pareció que al calor del verano puedo robar un momento de felicidad. Solamente un paso, dos pasos, y comprendí el error que hacía. Pero, ya demasiado tarde. Ya no me pude retirar... Allá, sobre el asiento de piedra, bajo la cerca, en la única mancha del sol, en medio de una sombra profunda, yacía ella... Pues, eso ocurre cuando ocurren todas las circunstancias ideales para un accidente. Esa tarde, a saber, se quedó sola en casa. Su marido, el hermano de él, su mujer e hijos, todos se habían ido de visita a algunos familiares en Župa. Regresaría por la tarde... Y yo – de nuevo cara a cara con ella. De nuevo me corto con su mirada. No me pude mover. Esta vez de ella irradiaba solamente furia, sin odio. Y algo más, me fue difícil determinar qué, pero me parece – desdén. Me sentía como el ladrón sorprendido en el momento que con su mano quiso coger el botín. En vano trate de convencerme que eso es estúpido, sin razón. No hice nada malo, no pude saber que la encontraría así. No sirvió de nada... Ella de repente saltó y se me acercó tan rápidamente que no supe cómo reaccionar. Hasta ese momento no me había dado cuenta de que estaba casi desnuda. No esperando a nadie, especialmente no a mí, tomaba el sol sin sostén, solamente en calzones, no en aquellos de traje de baño sino normales unos calzones de seda... Y hoy me acuerdo de mi impresión. A pesar de la ansiedad, en este momento pensé que bien conservada estaba, tan juvenil, tan bella. ¡Bella!... Casi me olvidé del miedo. No por mucho tiempo. Ella también, en este mismo momento empezó a hacerse consciente de que la estaba mirando. Se puso furiosa, perdió el control. Me agarró por el pelo, comenzó a tirarme, a sacudirme me golpeaba como si fuera desquiciada. Dolía, mucho.... Ahora sentí solamente horror. Ella encarnaba un poder terrible comprimido, una fuerza maravillosa, un mensaje; de nuevo: desaparezca, fallezca, muérete...

Respiraba con dificultad. Lo oprimía el recuerdo renovado de una mala escena.

– Escuché mi voz aterrorizada como busca la salvación en el caos de las palabras que brotaban de mí: Por favor, no. ¿Qué le he hecho yo, no la he visto, vine por un modelo, por la muestra; no sabía que estaba aquí, me duele, por favor, déjame... En total desesperación, echaba de mí disparates, sin saber lo que hacía... No sé cómo y por qué, pero resultó. Inesperadamente. Paró, su mano se detuvo sobre mí en el aire. El movimiento paró, mudo, como si se encontrara en los cuadros de un acto, sincronizado con estilo. Así no más, diríamos. No pude creer que de repente todo pasó. Nos observábamos asombrados, como si de repente despertáramos de un sueño que soñábamos juntos... Como si por fin se diera

cuenta del sin sentido, injusticia, brutalidad de lo que hacía. Quizás por miedo de sí misma retrocedió... Ocurrió un milagro. Así, no más – no tengo mejores palabras, exactas. Su mano, de hace poco amenazante en el aire, cayó suavemente sobre mi frente. Retrocedí... Un roce inusual, inseguro. Lleno de incertidumbre...

Suspiré tranquilo, calmado.

– Pero, eso no fue el final. La verdadera sorpresa recién seguía. De su boca, hasta hace poco tiempo, torcida y distorsionada, se oyó un susurro... ¡Qué pesadilla, Dios mío!... El roce tierno de la palma de mano en mi frente fue acompañado con estas palabras: Perdóname, ángel... ¿he oído bien? ¿De verdad ha dicho eso? Imagínese, enloquecido como estaba, me pregunté si ella por equivocación ha dicho palabras opuestas a aquellas que quería decir. ¿Significa eso que su furia se ha mitigado por el momento y que, cuando se recupere, explotará contra mí todavía peor, vengativamente?... No tenía razón. No pasó nada de lo que temía, ninguna nueva furia, aumentada por enfado en sí misma... Querido mío, querido mío...

Paró como si todavía no pudiera creer lo que seguía. Mirándome a los ojos sin parpadear, continuó:

– Su roce se transformó en abrazo... Empecé a temblar. Cada tirón de los músculos contraídos como liberados de un nudo de miedo acumulado... Me abrazó con ambas manos. Y mientras me tenía en sus brazos, sentí como sus lágrimas caían sobre mi cabeza. Sí; lloraba.... Estábamos parados así, uno al lado del otro, cuerpo a cuerpo, reconciliados, serenos de manera extraña. Cuando la tensión bajó, fuimos conscientes de algo más. De nuestra cercanía. Vino volando de alguna parte, como brisa – juguetona bola de aire, invisible, no anunciada, de repente temblorosa... "Perdóname, ángel", repetía como si estuviera en delirio y se aferraba a mí. Su roce era caluroso, íntimo. Mis manos, hasta ese momento caídas, despacio, después fui consciente de lo que en realidad hice, en forma maravillosa liberadas, empezaron a subir por su espalda desnuda. Me relajó el abrazo protector de la mujer hasta hace tan poco fatalmente peligrosa. Fue suficiente tan sólo un minuto para que el mal que me envolvía sin piedad desapareciera para siempre, como si nunca hubiera existido.

– Sabe – dije tranquilizado con un placer melancólico – en este momento nuestros cuerpos se reconocieron... Como si la varita mágica de un curandero compasivo nos hubiera liberado de una larga y dura pesadilla. Por un momento se separó de mí y, sonriendo confusamente, me dijo en voz baja, casi en un susurro: "Ven".

El malicioso que se encontraba en mí no necesito mucho para despertarse. Susurraba: ¿qué le falta a este romance para que sea completo? Y concluyó triunfalmente: con el rasgar de una guitarra. Por suerte, a mi segundo yo, más débil, superó el relato del joven.

– Cubriendo con la mano libre sus senos, me llevó dentro. Nos escondió la fría planta baja, las sombras de las pesadas paredes. Bajo nuestros pasos gemían distorsionándose las escaleras de madera. En el corredor oscuro chirrió el piso. Nos quedamos en el dormitorio en el primer piso. Con un movimiento ligero, cerró la puerta detrás de nosotros. Cariñosamente, como de paso, con sus labios tocó mi mejilla. Con la consideración con la que las recién crecidas muchachas superan su vergüenza y al mismo tiempo con la calma de la mujer madura y segura de sí misma, sin prisa, me desnudó.

Sabiendo bien que es lo que ocurre, ni sabía ni se preocupaba de cómo lo sabía. Igualmente sabiendo que ella sabía. Los dos lo saben y entienden el uno al otro como si entre ellos no había diferencias. Maduró pronto, como la naturaleza en otoño. Sin embargo, no ocurrió de repente. ¡De ninguna manera! Todo, cada cosa, cada pulso, cada pensamiento y cada sombra, por fin encontraron su lugar justo.

– Fue bonito, sabe; justo así, como todo lo que ocurre por primera vez. Pero, sin embargo, no fue extraordinario solamente porque hasta entonces nunca había tenido la posibilidad de probar la sensualidad de esta manera. No, después de todo, después del calambre que nos colmaba después de cada encuentro y que era evidentemente era la señal de algo totalmente diferente de lo que nos parecía que era, esa entrega, esa reciprocidad, nos levantaba hacia algo santo.

Otra pausa breve. Un poco de silencio. Búsqueda de palabras para continuar. Se desarrollaba más despacio, sin acentos dramáticos. Amarse en secreto, esconderse de la gente cercana en la Ciudad no era nada sencillo. En un ambiente pequeño acechan miles de ojos, disfrazados por un desinterés decente. Detrás de la apariencia sonriente, armonía y muchas consideraciones en susurros circulan cuentos sobre todo lo que ocurre. No descubrirse es un arte superior y extraordinariamente raras veces, pura casualidad. Ellos sin embargo tuvieron éxito. Sin dudas. ¿Y cómo dudar de un muchacho y una mujer de buena fama?

– Duró meses. Y más que eso. Se prolongó a un año, dos años. Fue lindo, tierno, pero desde el mismo comienzo, detrás de la intimidad empezó a crecer algo más. Mucho tiempo estuvo escondido, disfrazado por la intensidad y la novedad del sentimiento. Del suyo y el mío. Porque, me reconoció, antes nunca haber vivido algo así. Una vez cuando descansábamos desnudos en la cama, me contaba, iluminada con dulce y tímida sonrisa, sobre su juventud. Le gustaba apoyarse en el codo, tocarme la cara con los dedos, la barba, silenciosamente descubrir mis sus pequeños secretos. Yo, de mi parte, quería escucharla, oír todo sobre ella. Me informaba más por lo que no decía que con aquello que me contaba. Cuando era joven tuvo dos o tres amores platónicos, nada especialmente apasionado y largo, y luego se enamoró de su esposo. Fueron novios dos años y luego se casaron. Todo

seguía el curso esperado. Tenían un matrimonio armonioso. Sólo – sin niños... Lo que comprendió ahora es que todos esos amores fueron pequeños comparados a este, conmigo. Hasta que no nos conocimos, hasta nuestro encuentro verdadero y nuestra unión, pensaba que lo de antes era lo verdadero... Pero que, a pesar de lo extraño que era tomando en cuenta su edad y la mía, solamente a mí se me ha enamorado de verdad. De eso me hablaba a menudo.

– ¿Y usted?

– Descubrí la pasión y la ternura.

– ¿Pero? Y usted ha dicho que había algo más...

– Sí. Algo que todo ese tiempo no lograba notar. Y de nuevo ella fue la primera en entender que ocurría... Lo que pasaba, era que yo, como siempre en la vida, quería tomar todo lo que estaba en la copa...

– ... ¿y fue decepcionado?

Necesito mucho tiempo antes de pronunciar tristemente:

– Sí; lamentablemente.

Paralelamente con el maravilloso sentimiento de la primera pasión y cariño verdadero, realizado, nació la impresión de su insuficiencia. Entre la vivencia y el acontecimiento se interpuso un velo. Una cortina delgada, casi invisible, pero palpable. El lejano presentimiento de que con otro viviría algo mejor. No se hartó ni se decepcionó del amor concreto y de la mujer real. Hasta ahora, hablando de ella; muchos años después, su cara se suavizaba y su voz se llenaba de calor. Pero, cada vez más lo atormentaba el pensamiento que de verdad el amor y tiene que vivir su plenitud.

Aunque ya cansado un poco, lo seguía cuidadosamente. Trataba de entenderlo. Un ser raro. ¿Qué quería' ¿Cuá es la verdadera razón de su insatisfacción? ¿No será simplemente arrogante? Demasiado exigente en sus deseos, no crítico en sus juicios... De todo un poco. Sin embargo, especialmente aquello que durante nuestras conversaciones no podía ni quería entender. ¡Fatalidad! No sólo suya. Y no sólo en él. Por cada uno de sus pasos sembraba. Con cada palabra la envenenaba. A él. A todos aquellos a su alrededor. A todos. A tal persona los ciudadanos de Dubrovnik lo llaman hombre de mala suerte. No tiene la culpa de nada – simplemente no tiene suerte. Tan sólo, en su caso ni esa expresión me pareció suficientemente fuerte.

Con el tiempo, la señora Pavica empezó a hacerme una pregunta típica, excesiva y esperada: – ¿Me quieres?

La abrazaba tiernamente y la acercaba a su pecho delicado de muchacho. En vez de respuesta, como respuesta, la besaba largamente, en silencio. La tranquilizaban, temporalmente, los rítmicos latidos de su corazón. Se entregaba a su respiración. Al protector subir y bajar de su pecho juvenil.

Sin tomar en cuenta cariño, fidelidad y amor, lo sabía. El sentido infalible de mujer le decía la verdad despiadada: ya lo había perdido. Después de hacer el amor, acurrucada en su regazo o recostando su cabeza en sus temblorosas entrañas, cada vez más a menudo lloraba en silencio. Así no más. Sus lágrimas resbalaban por sus mejillas. El las secaba con sus besos sin preguntar por qué llora. Entonces ella se sentía peor.

Una vez dijo: – Encontrarás una muchacha, tu coetánea, te enamorarás de ella, la amarás...

– Te amo a ti, le respondió tímidamente como si no le fuera claro cómo era posible que ella pudiera pensar algo así. En realidad, en su más íntima y más sincera parte todo le era claro. Ninguna mujer de cualquier edad cambiaría nada. Todo seguiría igual. Eso Pavica no entendía. Por suerte o desgraciadamente. No se trata de ella ni de alguna otra. Se trata de él.

– Lo sé, cariño, lo sé, pero...

– Sin… pero – la interrumpió, la acercó hacia él y le dio un tierno beso.

– Escúchame – trataba de continuar, pero él la interrumpió de nuevo.

– No. No lo hagas. Sé que es lo que quieres decir. Quizás soy joven, demasiado joven, pero entiendo todo. Siento todo... Nunca voy a amar a alguien como a ti... No se trata de eso... Todo lo que va a ocurrir después de ti, si va a ocurrir, será menos de lo que hemos vivido tú y yo. Todo sentimiento será pálido. Cada tremor más débil. Cada palabra menos convincente. Cada mirada más cansada.

– Cariño mío, lo acercó a sí, sollozando...

Calló, y yo le pregunté:

– ¿Entendiste?

– No sé, es difícil entender esto. Es difícil entenderme a mí. Y todavía más aceptarme....

Calla un poco de nuevo y de repente, sin ninguna razón, dice:

– ¿Sabe usted que nunca salí de Dubrovnik?

Me sorprendió. En realidad, si fuera verdad, en este momento no sabía qué hacer con ella ahora. Que significa eso. Necesitaré tiempo, no poco, para entenderlo.

Me miró como queriendo comprobar que impresión me provocó su declaración. Contento, continuó con su relato.

Siguieron viéndose. Se amaban, aunque todo era cada vez más sombrío. Y entonces, ocurrió eso. La sorprendida Ciudad horrorizada. Los allegados desesperados. Solamente él, el joven amante lo pudo presentir. Pero, evitaba los presentimientos.

Un precioso día soleado ella adosó su vestido más bonito. Se arregló, como si fuera a una fiesta, se dirigió hacia Boninovo... Es sabido; nunca más volvió.

Después de todo, la gente lo miraba de diferente manera. Con compasión. Algunos con curiosidad. Descubrían a otro muchacho, hasta entonces desconocido, inesperado. Evitaban las miradas directas, preguntas. En un, ambiente diferente estaría marcado. Aquí, bajo Srđ donde las pasiones se apaciguan, los odios son suspendidos, los amores reprimidos y tímidos, donde no hay lugar ni para total alienación ni para gran intimidad – todo se desarrollaba de una manera más llevadera.

Sin embargo, no era fácil. Para nada. Se crucificaba. Se quemaba en su propio infierno interior.

Sus padres, cuidadosos y considerados, trataban de facilitárselo sin exagerar sus cuidados. Velaban sobre él teniendo cuidado de no recordarle demasiado lo ocurrido. Siempre los recordará con gratitud.

Sin embargo, nadie, ni siquiera ellos, sabían su secreto. La profundamente escondida fórmula de maldición. La llevará consigo a la tumba.

La tragedia temporalmente reprimió el desengaño. No por mucho tiempo. Pronto, de nuevo lo alcanzó el sentimiento de alteridad, dimensión que le hacía pensar que no existía nada que pudiera probar, entender o ver y que le trajera un aliento de novedad, de vida auténtica, de una realidad fresca. Sea en lo bueno o en lo malo.

Varios años después estuvo solo. Evitaba las mujeres. La Ciudad vive con ojos escondidos que todo lo ven y saben. Esa soledad la explicaban, como consecuencia del dolor por la pérdida de su amada.

– Sabe, la gente sufre de falta de imaginación – comentó. – Se arrullan en sus pequeños mundos, encuentran asilo en los senderos ya seguros y pavimentados, sea como sea y con cierta miserable ansiedad, de sus pequeñas ventanas con las persianas medio abiertas, explican la vida. De aquí vinieron todos esos cuentos sobre ella y de mí, de mi tristeza, duelo, casi depresión. Llegue a ser el príncipe de la melancolía en sus cuentos de hadas. Un tipo de victima ejemplar. Querido mío, todo tan banal. Créeme, nunca fui sentimental. Afectación barata de almas superficiales; sin embargo, manchaba el recuerdo de un gran amor y una terrible caída. Simplemente, estábamos por encima de todo lo que la gente de nuestro alrededor pudo entender.

Con la soledad me defendía del miedo. Sin embargo, ¿no significa el miedo también cierta esperanza? Solamente aquellos totalmente privados de esperanza ya no tienen miedo de nada. Él, hablaba de miedo, naturalmente de un nuevo desengaño.

Pasaron dos, tres años. Empezó a salir de nuevo. Llegaron las relaciones. Esta vez sin amor. Exclusivamente placer corporal. Fue fácil predecir el curso de las aventuras. Saturación, aburrimiento, cansancio – lo escondía cada vez más difícilmente. Ocurría también que sus compañeras pasajeras lo despedían casi con odio.

La sombría mirada de sus ojos oscuros la explicaban como soberbia, desdén. No tenía ni fuerza ni voluntad de explicaciones. Y menos de justificarse. ¿Por qué? ¿Ha hecho algo malo? ¿Solamente por eso; por ser tan dolorosamente diferente?

La facultad la terminó a tiempo. Estudió comercio exterior en la Ciudad. El promedio de sus notas era excelente, de eso no había duda. Planeaba descansar un año, dos; prestar el servicio militar, salir de esa obligación. Se aburría esperando el llamado y entonces, un día descubrió el motivo por el cual al final lo trajeron aquí. En su cabeza de repente todo se ordenó. Obtuvo su razón. Su objetivo. Primero lo dijo a su padre. Siguió lo que me había descrito – exámenes médicos interminables, consultorios, laboratorios y, por fin, el departamento para las enfermedades síquicas. Al comienzo el jefe del departamento siquiátrico pensaba que el joven quería evitar el ejército, liberarse de él. Lo puso a prueba proponiéndole que en seguida lo enviaran al servicio militar. Y eso también, igual como casi todo lo demás, lo aceptó con alegre indiferencia de muchacho. Suficiente para que el médico se diera cuenta de que no se trataba de un simulador. Así pues, en esta linda cabeza como mala hierba brotó una idea loca. Como de costumbre, la medicina no tenía idea como erradicarla. ¿Maltratarlo con electro - choques, envenenarlo con medicamentos? ¿Por qué? Es tranquilo, eficiente, sobrio. En ninguna otra cosa se desvía de lo normal. Solamente hay que borrar de alguna manera esa cosita única, esa mancha de su cabeza. Entonces todo estaría en orden perfecto. Pero, como siempre en tales casos, el hombre estaba completamente convencido de lo que continuadamente repetía. Además, paciente; de una manera casi protectora. Al médico le quedó recordar como algunos pacientes con su lógica fantasmal logran imponer alguna idea irreal hasta a la gente más normal en sus alrededores.

– Sí, de eso hablaba con mi padre y le preguntó qué podía hacer conmigo. ¿Si me deja ir a casa? Porque, dijo, él no sabe cómo ayudarme. Luego ambos vinieron preguntarme si quería ir a casa. A mí me daba igual y eso les dije sinceramente. Así que aquí estoy todavía, en mí, algo como, posesión... Pero, como ya lo sabe usted, no voy a estar mucho tiempo más. Mi tiempo se acaba. Pronto me tocará mi turno.

Calló. La noche ya bajaba sobre nosotros, caliente y silenciosa, como un consuelo. Los dos entregamos a ella. Estábamos sentados sin movernos. Un poco impresionado con su relato, posponía el momento de la separación.

Sin embargo, eso no podía durar hasta la noche. Despacio pisé otro cigarrillo quemado y me levanté. Él también se levantó. Callados, nos dimos la mano.

– Y no vuelva aquí nunca más – dijo. Volviéndose despacio se fue hacia abajo, detrás de los arbustos, a su momentáneo lugar de estadía. Miraba detrás de él como si esperara algo. Como si algo quedara sin terminar. No dicho. Y extraño.

El año pasó rápidamente. El verano de nuevo visitó la Ciudad. Invitaba a descansar. Holgazaneando, de vez en cuando me acordaba de aquel bicho raro. De adrede no quise preguntar por él. Ni pensar en su destino. Quise olvidar lo que él anunciaba con tan natural seguridad. Me bañaba, disfrutaba, me divertía. Al final, como cada vez, de nuevo, no con tristeza, pero por lo menos con un poco de melancolía, esperé el fin de las vacaciones y el regreso a Zagreb. Al conocido del año pasado lo puse en una parte indeterminada de la realidad. Allá donde pones las imágenes sobre cuyo destino no sabemos nada cierto y no queremos por una u otra razón informarnos de algo más determinado. Por un lado, presentía que él tenía razón, aunque sin ninguna razón válida. Su muerte me parecía posible, hasta probable. Porqué – no lo pude adivinar. Por otro lado – ¿si está vivo y sano? Esto me parecía imposible. Él llevaba en sí el sello de algo oscuro e infausto. Pero, si por milagro él está bien, entonces todo el cuento era tan sólo la fantasía de una mente turbada. Para él eso sería lo mejor. También – el más banal de todos los finales posibles. De repente a mis ojos perdería su aura especial, el sello de un destino excepto a los caminos ordinarios del promedio de la gente. Con el tiempo ganó mis simpatías. Era un hombre raro, especial. Sobre todo – persona que merece todo menos la biografía aburrida de la mayoría de los miembros de la raza humana.

En el verano que siguió los recuerdos empezaron a ser menos frecuentes. Luego con gran rapidez llegaron los cambios. Empezó la guerra[7] y ya no tuve tiempo ni de pensar en mí mismo. Sin embargo, Orsat Martinović vino a mi mente durante un bombardeo. Pensaba dónde estará ahora cuando Dubrovnik estaba ardiendo, cuando a la Ciudad cayó un mal que desde el gran terremoto[8] la gente que vive en ella no había experimentado. ¿Estará en alguna posición militar con las armas en la mano? No, no, la escopeta no concordaba con su persona.

Entonces, delante de mis ojos destelló una imagen surrealista: un ángel de alas abiertas está velando sobre las murallas y los techos, tratando de disminuir el poder del mal, protegiendo a su gente, su único mundo... Dios mío, empecé a temblar, pues tú lo enterraste. La granada que entonces explotó cerca de mí en un momento me hizo consciente, arrancándome de todo lo que no era este momento justo.

La guerra nos obliga a un presente incondicional. Nos reduce a la medida del ambiente más cercano, sin historia y futuro personales o colectivos. Sin misericordia borra los pensamientos sobre algunos países y gentes lejanas. Un disparo, una explosión y ... Mis recuerdos desaparecieron. En vez de ellos, aparecieron el

[7] La Guerra por la Patria (1991-1995) (N. de la T.).

[8] Dubrovnik sufrió un terrible terremoto en el año 1667 (N. de la T.).

mal olor de la pólvora, la hediondez de follaje podrido en la tierra empapada de un otoño trágico.

Esos cuantos años de caos fueron suficientes para cambiarlo todo. Hasta el pasado. Él también, casi insensiblemente, cambió en la niebla de acontecimientos alrededor de nosotros. La guerra nos dio otros, más maduros y más pesados ojos. Nos marcó, para siempre. No puedo decir que olvidé completamente al joven y aquellas largas, y como ahora parecía, muy lejanas conversaciones. Cambió dentro de mí. La memoria cada vez más lo reducía a un relato, cuento, a un recuerdo pintoresco de los tiempos antes del horror cuyas sombras jamás podríamos borrar de nuestras vidas. Despacio, dejé de ocuparme del encuentro con él en aquel ambiente de belleza depresiva y funeral; en el jardín del antiguo hospital, sobre el mar y los cipreses. Por muchos años. Hasta pasadas casi dos décadas desde que nos visitó "la destrucción de la naturaleza humana".

Sucedió accidentalmente. Tantas cosas han cambiado. Mientras tanto el viejo edificio del hospital fue transformado en centro universitario. La grande y oscura vivienda fue emblanquecida, la fachada iluminada. Juventud y vida han reemplazado la putrefacción y la atmósfera mortuoria. Después de mucho tiempo, renovaron también teleférico en Srđ, que igualmente había sido destruido por la mano del monstruo. Nadar en verano en Lokrum[9] casi todos los días y excusiones ocasionales a Srđ se encuentran en los recuerdos íntimos de mi niñez y juventud, están situados en un lugar especial. Apenas supe que de nuevo había transporte hacia arriba, hasta la cruz y la fortaleza de Napoleón, decidí ir lo más rápido posible.

A mediados de julio, algunos días después desde cuando el teleférico empezó a funcionar, me fui a la estación de partida en Ploče[10]. Conmigo a la cabina entraron tres personas. Junto a dos extranjeros ya mayores, entró un hombre de edad media, del lugar. Nos saludamos cortésmente. Cuando el teleférico partió, sentí mareo. Me apoyé con ambas manos al vidrio. Aquel hombre, de los nuestros se me acercó y calladamente, con mucho tacto, me preguntó:

– ¿Se siente bien, señor?

– Estaré bien cuando lleguemos arriba.

– Eso es normal. Mucha gente siente malestar con la altura. Solamente tiene que respirar profundamente y todo estará en orden.

– Ahora estoy bien. No tiene que preocuparse por mí.

Sonrió con compresión: – Tómelo usted como mi deformación profesional. Soy siquiatra. Sé muy bien que son los miedos.

---

9 Lokrum – isla cerca de Dubrovnik (N. de la T.).

10 Ploče – población y distrito de la ciudad de Dubrovnik (N. de la T.).

– ¿Sí?

– Bueno, pues, preferiría viajar en teleférico también hasta el Himalaya, si subiera allá, que salir delante de un grupo de gente y hablarle en público.

– ¿Tiene miedo?

– Miedo del público. Fobia.

– Entonces, ¿quiere que nos cambiemos?

– Con mucho gusto, pero ¿cómo?

– Simplemente. Cuando tenga que hablar algo delante del público, llámame a mí; yo lo haré en vez de usted. Y cuando yo tenga que volar o subir a algún lugar, usted me transporta con la varita mágica o vuela o se va en coche en vez de mí. Solamente arregle que llegue a mi destino sin sentarme en el avión.

– O, querido mío, si los siquiatras tuvieran varitas mágicas, el mundo sería más feliz... ¿O no?... Quizás entonces sería lo que tratamos de no reconocer que es ahora: un gran manicomio.

Nos reímos. Continuamos charlando. Ese par de desagradables minutos eternos resultaron soportables. Al llegar a la cima de Srđ, dejamos pasar a la pareja de extranjeros, salimos y seguimos juntos hacia la fortaleza Imperial. Subimos despacio. De pasó le conté (testigo de propias debilidades, sea quien sea, nunca te agrada), que este miedo de volar, de flotar, apareció durante la guerra. Normalmente, dijo, la gente reacciona a tales choques de diferente manera. En todo caso, me consolaba, es mejor tener tal fobia que el síndrome postraumático. Por supuesto, siempre en algún lugar al alcance de la mano existe un buen consuelo. Quizás queriéndolo aclarar, dijo que su miedo no es consecuencia de algún estres. Miedo, que sin embargo también es un término suave puesto que él tan sólo al mencionar la palabra público, se horroriza, es una simple enfermedad y él sufre de ella desde que se conoce.

Conversando, nos encontramos en la terraza. La torre, el orgullo de la artesanía de los militares franceses, los mismos que hace dos siglos sellaron el destino de la gastada República, en la última guerra punto clave de la defensa de la Ciudad, todavía estaba llena de cicatrices. Las huellas de las granadas en las paredes semidestruidas, pedazos de piedra tirados... ¡Cómo es de extraño todo esto! Como si hubiera ocurrido hace muchísimo tiempo. En la ciudad han eliminado todas las huellas del ataque. La superficie de la piedra, pulida, brillaba de nuevo. Por eso este paisaje con los detalles de devastación era tan irreal... Nos recuerda como hemos olvidado de rápidamente. Como si hubiera sucedido hace mucho tiempo a otro.

Llegamos hasta el borde de la cerca de piedra. Miramos abajo. Escena vista cientos de veces. Sin embargo, siempre de nuevo encantadora. Como si lo hiciéramos por primera vez. La concha de piedra abrazada a las murallas, la costa repleta de los antiguos techos anclados bajo la pendiente, frente a la isla y el mar

abierto. Navega desde siempre y navegando adopta y domestica las peñas abandonadas. Así será por toda una eternidad si no la destruyen las fuerzas insensibles de naturaleza o el sinsentido de la violencia humana.

Disfrutábamos callados; este extranjero al lado mío y yo, movidos por una belleza tan intensa que casi dolía. Fascinado hasta la debilidad, me acordé de la tarde; hace mucho tiempo en el jardín del viejo hospital y de la conversación con aquel raro y bello muchacho. Ese día fue lleno de inmensa belleza, pero también de una tristeza pesada y fantasmalmente tranquila. Esa es la atmósfera de Dubrovnik: hecha por la blancura que esconde oscuridad. El siquiatra y yo estábamos callados, cada uno observando la imagen de algunos de sus pensamientos aislados.

Le mencioné al joven. Cuidadosamente, de lejos. Ya pronunciada la pregunta, esperaba que quizás no iba a recordar y que, sí sin embargo recordara, lo que es mucho más probable, su respuesta será rutinaria, normal. Sin embargo, esperaba equivocarme. Deseaba que mis predicciones ominosas, las de Orsat resultaran equivocadas.

Pero, como pasa en la vida, lo mismo que a menudo nuestros buenos deseos no se realizan así y con más frecuencia se realizan nuestros malos presentimientos. Lamentablemente, la vida no es una novela de Coelho. Ella es más un escenario oscuro para escritores parecidos a Camus. Absurda, sin sentido. Y al mismo tiempo bella y por eso cruel.

Sí, ese hombre se acordaba bien del joven Martinić. Todos en su departamento lo recordaban. Y no solamente ellos. De ese caso estaba enterado todo el hospital de Dubrovnik.

Pues, ¿qué ocurrió y de qué manera?

Corto tiempo después de nuestros encuentros y conversaciones en el patio de hospital, un hombre joven corporalmente completamente sano, por fin vivió su fijación. Ocurrió algo que nadie creía. Aunque fuera imposible, loco y sinsentido. Después de todo, estudiaron cada detalle. Hicieron la autopsia, llevaron a cabo todos los exámenes disponibles. Hasta invitaron algunos expertos de Zagreb para consultarse con ellos.

Porque, un día la enfermera de turno lo encontró muerto en su cama. Ojos cerrados, sonrisa bendita, calma fantasmalmente, superior. Tranquilidad intocable, irrevocable. Soñaba y parecía que con su sueño eterno mandaba un mensaje a todos de que solamente él tenía razón y que aquí ya no hay nada para decir o explicar. No podían encontrar la causa de su muerte. Cada molécula de su cuerpo estaba como nueva, en estado de perfección. En ninguna parte había alguna huella de trastorno, paro, herida. La versión oficial, claro está, imaginada, fue: paro cardíaco.

– ¿Y cómo lo conoció usted? – me preguntó el siquiatra, terminando con sus recuerdos.

Le conté todo. Bastante ampliamente. Lo conté despacio; sobre las conversaciones durante las cuales mi conocido de poco tiempo desarrollaba sus, así me pareció entonces, alocados pensamientos.

– Sí, lo sé. Yo también conversaba por horas con él sobre eso. Sin embargo, a los siquiatras no les gusta entrar en diálogo con ideas enfermas – comentó el médico mi exposición, como si se justificara.

– Al final resultará que no eran tan enfermas. Tenía razón, ¿no?

– Pues, de alguna manera, sí.

– O sea, habrá que preguntarse, además ese es territorio, cuánto es su muerte fruto de algún tipo de sugerencia... Quién sabe si algo así sea posible.

– No sé, querido señor mío, nosotros generalmente no participamos en las especulaciones. Por eso no queda nada más que la conclusión de que sabemos muy poco sobre el ser humano; sea de su cuerpo sea de su espíritu. Salvo que uno y otro están muy vinculados.

Nos callamos. Ambos. Bajo nosotros se encuentra la Ciudad. Como profesora. Silenciosa, tranquila y sabia. ¿De qué?

En mi cabeza en vez de respuesta surgió el pensamiento que nadie, y menos este señor al lado mío, nunca reconocería. O, sin embargo, lo haría. No, no existe nadie a quien lo descubriría. Extraño, degenerado, hasta ridículo. Intencionalmente buscaba palabras duras; tenía miedo de jugar con la mente sana. Si por casualidad me pudiera escuchar lo diría solamente a él. Para que nadie más lo oiga. Él sería el único en entenderlo... y entretanto que me perdone por mi temerosa fe en la normalidad.

La ciudad, irreal, extendida bajo la bóveda celeste, más cercana a un mito que a un espacio de vida, de repente en mi mirada asumió el rostro del joven. Por un momento la Ciudad fue él y él la Ciudad. Suficiente a sí mismo. Sin ninguna necesidad de pedir otra cosa que no sea su propia existencia en su belleza, tiempo, eternidad. Y todo lo que tenía de frente no le preocupaba, ni existía en el verdadero significado de la palabra. Todos nosotros que caminamos y respiramos en medio de este encantamiento, en medio del aire transparente, embriagador como el perfume más fino, estamos aquí solamente por él. Él es el único real. Terrible como la muerte. Inevitable. Flexible hasta el egoísmo, más que egoísta. Por eso y es único. A él se puede amar solamente en un lugar lejano. Nostalgia es lo único que nos lo permite.

Si pudiera hacerlo en este momento, hubiera escapado de allá sin vacilar. Si alguien por milagro me hubiera trasladado a Čilipi[11], me sentaría sin pensar en un avión y me iría en él olvidando mis miedos.

[11] Čilipi – lugar en el municipio de Konavle, alejado de Dubrovnik 22 kilómetros (N. de la T.).

Cuando paso la primera oleada de sentimientos, la excitación fue reemplazada por sentimientos. El bello joven y trágico Orsat fue la razón de esta extraña pesadumbre. Sólo gracias a él, comprendí: nunca más volveré aquí. Quizás por algún día. Pero para siempre no. Si alguien una vez se recuerda de poner mis huesos dentro de las piedras que dan la medida eterna al cielo y al mar. Es no será retorno. Eso será la paz en la que para siempre me desbarate la fuerza de la perfección.

– Sabe, pronuncié mirando cuesta abajo de la pendiente que se precipitaba – durante nuestras conversaciones su paciente y yo varias veces repetimos una frase extraña.

– ¿Sí?

Estaba a mi lado. Me miraba. Yo seguía mirando fijamente, inmóvil, en una tarde regada de blancura. Y dije, como encogiendo los hombros:

¿Es eso todo…?

Del libro *Suvišna roba* (Bienes redundantes)

De la cara y el reverso de la bondad
(O licu i naličju dobrote)

La gente, como es conocido, tiene sus ángeles guardianes. También, sus santos. Y mientras los ángeles son los encargados para la protección y cuidado personal, cada santo se ha especializado en un determinado tipo de ayuda. Unos ayudan para el encuentro de las cosas perdidas, otros en la curación de la escarlatina, terceros cuidan a los pasajeros, cuartos sanan a los leprosos, y algunos son los santos de práctica general y ayudan, según sea necesario, en todas las situaciones. Así es en cuanto se trata de los habitantes de cielo. Sobre ellos y su loable actividad hay hasta cuentos. Sin embargo, son muy raros los que se han atrevido a hablar sobre las relaciones de los seres terrestres y los tipos de las áreas bajas, aquellas muy calientes, pues, digámoslo liberalmente, aquellas infernales. Pues, es conocido que, parecido a los guardianes celestiales, y los diablos, sus parientes cercanos, también atienden las obras y destinos de almas bautizadas y no bautizadas. Y cada uno tiene su ministerio.

De la misma manera que existe una forma especial para la entrega de los deseos a los santos, existe también el camino por el cual los pedidos de los hombres van a los habitantes del infierno. Imaginemos, aunque así sea más difícil, el infierno no en el sentido usual de esta palabra. Entonces, quitemos todos aquellos acce-

sorios, desde el fuego hasta la caldera y máquinas de tortura; entendamos que ya no estamos en la edad media. Esta es la era electrónica; en la tierra, en el cielo y en el infierno. Sin embargo, aunque no dudamos de que los de allá están bien informados sobre los alcances de la tecnología, hay que decir que: un poco por dignidad, un poco por nostalgia, mantienen sus métodos. Por eso, con los diablos se comunica de manera tradicional. Un sistema elaborado de señales se pone en acción; se usa la comunicación inalámbrica con el mundo subterráneo. Un tipo de correo electrónico diabólico. A diferencia de los ángeles y especialmente los santos, para los llamados diablos son anónimos así que los pedidos relacionados con malicia y odio se ordenan en el mismo infierno donde si los comparamos a situaciones terrestres en un sector amplio, el jefe de turno ordena por compartimentos. Pero, a pesar de eventuales picanterías, los detalles de naturaleza técnica los dejemos de lado.

Bajemos hasta las profundidades oscuras, teniendo, pues, en cuenta que y las profundidades y las alturas son tan sólo metáforas. Sería demasiado complicado explicar con el vocabulario de la física contemporánea el problema del espacio y del tiempo y rompernos la cabeza pensando sobre el número de dimensiones. Pues, en el laberinto de un tal imperio de negocios; dos "diablos" tienen sus mesas de trabajo, uno al lado del otro. Hocico torcido y Mal aliento.

Mal aliento es un señor muy gentil de edad media y de muy buenos modales; su nombre no le conviene por ningún motivo. Es de aquellos que, si aparece una dama, espontáneamente se levantan en los restoranes de lujo, se inclinan con elegancia natural le besan la mano, le colocan la silla para que la parte posterior del sexo más bello se siente lo más cómodamente posible y luego se sientan de nuevo. No sabemos si alguna vez tuvo la ocasión de invitar a alguna dama a un restaurante de prestigio, pero si la tuvo, no hay ninguna duda que se portaba justo así, como hace un momento lo hemos descrito. En seguida; también hay que decir que él es un verdadero maestro de su oficio. Las llamadas constantemente llegan, está abrumado por los pedidos de los pecadores y apenas tiene tiempo de satisfacerlos. Desde aquellos más simples como es un becerro muerto en el establo del vecino, el marchitarse de la mano de una casada infiel que cortésmente pidió un marido engañado, agradecido de antemano; hasta verdaderos desafíos sangrientos de los cuales no queremos hablar más extensamente porque no queremos examinar la paciencia del lector ni cuestionar todo lo que hemos dicho de este sofisticado señor.

A Hocico torcido tampoco se le puede relacionar con su nombre. Lo más exacto será imaginarlo como un intelectual joven, un poco despeinado, que lee a Heidegger, escucha Metallica, pero también a Bocherini y en el tiempo libre navega como loco por internet. La camisa un poco desordenada, pelo largo y ojos

soñolientos. En sus ojos inmensa tristeza que no corresponde a la naturaleza de su ser.

Si nos acercamos a estos señores, fácilmente llegaremos a conclusión de donde tal sentimiento en el más joven. Porque, mientras Mal aliento apenas logra luchar contra las muchas llamadas, notas rápidas y hasta urgencias, la mesa del Hocico torcido está vacía. No llegan exigencias, no hay pedidos. Todos lo evitan. Se olvidaron de él. El jefe de turno, hundido en muchos casos archivados en orden, finge no verlo.

El último caso terminó sin mucha gloria, como numerosos casos anteriores. Una mujer cuyo marido se encontró en la alcoba, pero también en la mesa de su mejor amiga vino a la iglesia y con la fórmula de comunicación usual, en el altar encendió la vela al revés y pidió a la instancia inferior que a la nueva pareja le suceda algo horrible y doloroso. Precisamente – que les nazca un hijo muerto.

La tarea fue, como la última ocasión para que se redimiera de todas aquellas equivocaciones de antes, la dieron al Hocico torcido. Ya examinando el pedido, comprendió que lo que más quería era dejarla a algún otro. Pero, qué hacer si pasa por alto esta posibilidad. Sin embargo, dudaba muy profundamente en sí, decidiendo al final que iba a apretar los dientes y hacer trabajo como corresponde a la fuerza impura.

Empezó bien. La pareja joven nadaba en la marea de felicidad. Al mismo comienzo del romance se engendró el bebé. Sin embargo, tuvieron remordimientos, sobre todo él, por aquella primera, abandonada y humillada, pero les consolaba el nuevo, repentino y ardiente amor. Como se desarrollaba el fruto en las entrañas de la mujer, así la satisfacción llenaba las velas de su destino. El bien empezado proyecto se acercaba a su clímax. La alegría brotada preparaba un vuelco afectivo. Parecía que Hocico torcido honestamente ejercía su profesión.

Justamente antes del parto, la criatura dejó de respirar y luego se detuvo el pequeño corazón. El padre estuvo presente durante el parto. Y cuando sacaron al pequeño muerto de las entrañas y los médicos no lograron ni con larga reanimación revivirlo, de la madre salió un fuerte grito.

Los colegas felicitaron a Hocico torcido. Le dieron una palmadita en los hombros. No, entonces ocurre algo inusual. Luego, cuando la comisión especial compuesta de los colaboradores más cercanos del Portador de la antorcha examinaba las circunstancias, curso y resultado del accidente, Hocico torcido afirma que, por un momento, cuando alegre recibía alabanzas de los demás, su atención disminuyó. Claro está, esa explicación fue parecida al cuento del alumno que llegó tarde afirmando que su despertador no funcionaba. A todos les fue muy claro que se trataba de un caso perdido.

Arriba, sobre la tierra, a pesar del buen curso de la operación, el bebé, cuando los médicos lo dejaron, de repente abrió los ojos y empezó a gritar fuertemente. Así no más. Y ya lo llevaban a la morgue.

Al escuchar la voz inesperada de su hijo, la madre, inundada de sentimientos se desmayó. El padre, lloraba de voz alta. Las lágrimas iluminaron los ojos de los médicos, gente endurecida por los males que son las adiciones diarias de la profesión no tan alegre.

– ¡Milagro! Dijeron todos unánimemente. Y agradecieron al Supremo por Su bondad.

– Pero ¡qué Supremo! Ese tonto de Hocico torcido, aquel tipo confuso y campeón en estupidez, a él tienen que agradecerle – estaba furioso el Portador de la Antorcha. Su furia alcanzó su clímax medio año después cuando al niño en el bautizo, en honor a su oponente más feroz, dieron el nombre Bogoslov.[12] El sacerdote entonces hizo un discurso patético sin olvidar acentuar las intrigas infernales, Misericordia de Dios y milagro.

- A esa criatura no me la mencionen más – concluyó el Portador de la Antorcha escándalo de Hocico torcido. ¡Qué vergüenza! No solamente que dejó ir de las manos tan brillante ocasión de maldad sino entregó la victoria a manos de aquel contra quien una vez, hace mucho tiempo se revelaron y a quien odiaban más de todo lo que odiaban.

Y así, Hocico torcido languidecía en su escritorio, depresivo y sin trabajo. Mal aliento, cada vez que llegaba congestionado por muchísimo trabajo, lo compadecía sinceramente.

Y Hocico torcido se hundía cada vez en mayor tristeza. Y un día, sin saber qué hacer consigo mismo, se presentó al secretario de la oficina del Portador de antorcha, pidiendo una charla con el Gran Jefe. El empleado lo recibió con sorpresa y un poco de miedo. No le era claro qué este tipo confuso tiene que buscar en la oficina del Gran Jefe y todavía menos que sucederá cuando aparezca delante al Caudillo. Lo que más le hubiera gustado era decirle que pare, que espere algún tiempo más, que tenga paciencia – o algo parecido, respuesta general con la cual se posponen y desalientan los indeseables. Pero, el joven no mostraba ni la más mínima voluntad de retirarse, dar la vuelta e irse. El secretario suspiró, se levantó y cuidadosamente golpeó a la puerta. Escuchaba atentamente, y luego corrió rápidamente detrás de las masivas puertas.

El tiempo pasaba y en el pasillo no ocurría nada. No había ningún ruido ni movimiento. De adentro no se oía ni el más mínimo sonido. Por fin, Hocico torcido sintió malestar, y a él se añade el miedo. Solamente que todo eso termine

[12] El que celebra a Dios (N. de la T.).

de algún modo, no importa cómo, sólo que se acabe – pensó Hocico torcido en el momento cuando las pesadas puertas empezaron a crujir. Al cerrarlas cuidadosamente detrás de sí, mirando al suelo, el secretario pronunció: - Lo mejor será que te vayas.

– ¿Qué significa eso que me vaya? ¿A dónde me puedo ir?

El *beamter*[13] encogió los hombros y siguió sin mirar al joven.

Hocico torcido entendió. Se dio vuelta y se alejó sin saludar.

Lo echaban. Lo expulsan de su única patria.

Llegó a su departamento, recogió unas pocas cositas y las guardó en el cajón. De reojo observó a Mal aliento. Este metió la cabeza en algún archivo como si estudiara un asunto de enorme importancia. Sabe, él lo sabe – concluyó Hocico torcido y su corazón se apretó todavía más. Estaba abandonado, solo. En medio de un mar abierto de duración eterna, ya nadie quería saber nada de él.

Cerró el cajón sin pensar lo que hacía. Luego dejó la llave sobre la mesa. Eso fue un acto simbólico, la señal que un gran capítulo estaba cerrado. Partió. Sin apresurase, pero decididamente, con firmeza evidente con el andar de aquellos que decidieron firmemente hacer algo después de haberlas ya roto tantas veces sobre la rodilla y ahora saben que para ellos ya no hay regreso.

Asemejándolo a las leyes físicas, diríamos que ya pasados varios días. Llegó hasta el final de infierno. Allá había un río; grande y poderoso. En la orilla se encontraba una balsa y en ella Caronte[14]. Un anciano sabio y canoso, todavía fuerte, con la pipa en los labios. Miró al joven demonio y se sonrió. Hocico torcido pensó que el anciano quizás no sabía. Ese era un pensamiento ridículo. En el mundo subterráneo todos lo saben todo. Sin embargo, Caronte tenía suficiente experiencia y poco interés por la política. Además, sería difícil encontrar un barquero hábil y seguro, así que no tenía que preocuparse por su posición. Su tranquilidad se basaba en el poder y el poder en su habilidad.

– ¿Qué te trae a mí, joven? – dice suavemente.

– Quisiera...

Hocico torcido paró sin saber cómo decirlo. Continuó cuando se armó de valentía: –quisiera pasar el río.

– ¿A través? Se extraño el maravilloso anciano. – Tú sabes muy bien que a nosotros la tierra está prohibida salvo si se tratara de alguna tarea especial. O, pues, una necesidad urgente.

– No, no quiero ir a la Tierra. Quiero... a través... allá...

---

13 Beamter (alemán) – empleado de estado (N. de la T.).

14 Caronte – en la mitología griega el barquero de Hades (N. de la T.).

– ¡Tú quieres... volver! – entendió Caronte. Se puso serio e inhaló profundamente el humo de su pipa.

– Irías allá donde los nuestros ya nunca más pisarán.

– Pero, ardiendo y temblando de esperanza, Hocico torcido preguntó - pero ¿Aquel cuyo nombre nunca pronunciamos, Él no es omnipotente y si Él...?

– Escucha, joven, no te voy a explicar ahora que ocurrió mucho antes de que los habitantes del subterráneo empezaron a llenarlo. No te voy a contar sobre la rebelión y la caída, eso, de todos modos, no me importa. En aquel tiempo tampoco me importaba mucho. Créeme, nunca me intereso el poder y por eso me es extraña la rebelión contra él. Tan solo fui solidario con los seres que Aquel decidió castigar cruelmente. A un lado el hecho de si merecieron el castigo o qué han merecido. Para abreviar, me encontré aquí abajo, el canotaje llegó a ser mi destino y yo no me rebelo ni pienso. Tan sólo, tienes que entender que ya no hay regreso. Simplemente, acepta lo que no se puede ser de otra manera.

– Por favor, pásame... al otro lado.

Caronte suspiró y pensó que este joven diablo tiene mala suerte y que es irrazonable. De aquellos hechos de esa manera que al destino propio añaden una gota de bilis cuando pueden Una gota y a veces, un vaso. Hasta un jarro. Sabía – Hocico torcido no renunciaría, aunque tuviera que nadar por el enorme río. Por eso dijo: – Bien. Veo que no lograré convencerte. Haremos así. Te pasaré y te dejaré allá al otro lado. Yo regreso ese mismo momento. Mira, cualquier cosa que pase después, ya no tiene paso atrás.

– Acepto todo lo que dices – dijo pronto el joven diablo.

Y fue así. Al dejarlo en la otra orilla, Caronte dio vuelta a la balsa y empezó a navegar de regreso.

A la espalda de Hocico torcido se encontraba el río. Delante de él un bosque. Una arboleda de pequeños y tiernos árboles. Y él siguió adelante. No había caminado mucho cuando se encontró delante de una alta pared de piedra. Siguiendo la construcción llego pronto a una pesada puerta de hierro. No era claro qué fuerza pudiera moverla, tan fuerte y grande. Tocó. No pasó nada. Tocó más fuerte – posiblemente el primer intento fue demasiado tímido. Tocó más fuerte, con toda la fuerza. De nuevo nada. Dejó que pasara algún tiempo, golpeó una vez más gritando que le abrieran. Nada. Se sentó en el suelo y decidió esperar.

Se durmió esperando. Lo despertó la presencia de alguien. Levantó la mirada y vio una anciana pequeñita y arrugada. La saludó y ella le contestó alegremente. En este momento se oyó el portón y Hocico torcido salto en pie. Se abrió despacio y se abrió apenas lo necesario para que la anciana pasara por él. El jovencito corre detrás de la mujer, pero lo impide un niño de belleza inusual que se pone delante de él. Sus profundos ojos azules lo miraron curiosamente.

–Yo soy... empezó a hablar el diablo.

– Sé quién eres tú – lo interrumpió el niño tranquilamente. – Sé también por qué viniste acá.

Hocico torcido se sorprendió, pero también pronto encontró la solución:

– ¿Hay alguna posibilidad de que se haga algo conmigo?

– No. Tú has venido a pedir al Omnipotente que de tu corazón saque hasta aquel pequeño resto de bondad. Eso te impide que seas lo que eres. Previene que el mal en ti haga su tarea.

– Pero….

– Sé que quieres decir. Que el diablo no debe ser bueno y que tú, puesto que lo eres, no tienes lugar en infierno. Pero, te equivocas. Ni es posible que el alma de diablo exista sin algo de la bondad ni es el alma de ángel totalmente privada del mal. ¿Cómo el diablo va a saber que es el mal si en él no hubiera huella del bien cómo el ángel supiera hacer bien si en su naturaleza no está acurrucado por lo menos un diablillo?

– Pero….

– Lo sé. Según mi convicción, en tu alma hay una migajita de bien de sobra. Tú quisieras quitarla, amputarla como si se tratara de una parte enferma del cuerpo.

– Bueno, ¿hay forma de ayudarme? no fui capaz ni de hacer tal mal como es la muerte de la gata mascota, lo que han pedido de mí una vez. En vez de que la gata corriera bajo el coche, yo hice que el chofer la viera y hiciera un giro.

– Sí, y él fue al lado izquierdo de donde, de la dirección opuesta conducía rápidamente un camión lleno de manzanas y su chofer se desvió a un barranco para evitar el choque. Las manzanas destinadas para los niños del orfanato se derramaron por la pradera. El primer chofer terminó en prisión porque nadie le creyó que quiso evitar la gata, el otro se quedó sin trabajo teniendo una numerosa familia en sus hombros, y los niños en el orfanato se quedaron sin sus manzanas.

– Y eso es algo – farfulló irónicamente Hocico torcido, muy triste por su destino tragicómico. Podía, simplemente dejar que matara la gata supongo, el mal sería menor, pensó con amargura. Había olvidado que el niño escuchaba hasta sus pensamientos.

– Sí, cualquier cosa que hubieras hecho entonces sería algo muy malo. De esa manera era tan sólo más complicado. Del pequeño mal generalmente nace el mayor. Sin el pequeño mal al final surge gran desdicha. Y lo peor es cuando la criatura no sabe dónde se encuentra y qué tiene que hacer.

– Pues, bien. ¿Hay…?

– No, no hay manera de ayudarte. Llegaste a pedir ayuda en el sitio equivocado. Es en vana tu persistencia. Y lo peor de todo es que hayas venido acá.

– Vine a pedir honestamente…

– ¿Qué, Hocico torcido? Mira bien a tu corazón. Viniste a pedir ser como tus hermanos. ¿Por qué? Porque les tienes envidia. Porque sufres por ser peor que ellos, por saber que puedes hacer menos que ellos y significas menos. Quisieras ser como ellos. Ves, a ti te persiguen los celos. Y si hubieras venido a pedir que llegaras a ser como tus parientes de este lado, si hubieras venido a pedir por lo bueno en ti, la causa de nuevo sería la misma. Es lo mismo, Hocico torcido, tener envidia de los ángeles o de los espíritus malos – dijo el niño mientras se cerraba la puerta del paraíso.

Hocico torcido se quedó solo. Llegó la hora en la que tenía que reconocer que ya no podía hacer nada. Empezó a caminar por el bosque, sin rumbo. Ando mucho tiempo cuando se dio cuenta que alrededor de él se encuentra la oscuridad. Como una niebla negra, surgía de todos lados y despacio empezó a cubrir el paisaje. Era cada vez más densa, más impenetrable, más pesada. Al final se quedó solo la oscuridad.

Se paró comprendiendo que ya no tiene sentido seguir la oscuridad. Lo llena una tristeza tan grande como nunca. El dolor de repente empezó a convulsionar su alma perdida. Su sufrimiento era inmenso y él sabía que así será para siempre.

Hay muchos mundos, malos y buenos. Pero, el infierno es sólo uno. Este aquí, en él, él mismo. Solo.

Del libro *Spodobe* (Criaturas)
Traducción: Željka Lovrenčić

Antun Pavešković (Dubrovnik, 1957) es investigador en el Departamento de Historia de la Literatura Croata de la Academia Croata de Ciencias y Artes y profesor asistente en la Universidad Católica Croata de Zagreb. Desde el año 2003 hasta el 2012 fue redactor de la revista literaria *Republika* que edita la Sociedad de Escritores Croatas. Desde el 2012 es el redactor de la edición *Mala knjižnica* (La pequeña biblioteca) de la misma Asociación. Aunque su trabajo científico y docente es conocido al instruido público científico y cultural, sus aspiraciones se extienden mucho más, lo que ha mostrado con una serie de cuentos publicados en diferentes revistas. Hasta ahora ha publicado tres libros de prosa: *Oproštaj* (Despedida), *Suvišna roba* ((Bienes (Bienes redundantes) y *Spodobe* (Criaturas). (Ž.L.)

MOST / The Bridge 3-4 / 2020
ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

ČASOPIS ZA MEĐUNARODNE KNJIŽEVNE VEZE / CROATIAN JOURNAL OF INTERNATIONAL LITERARY RELATIONS

ISSN 0351-0611

CIJENA 80 KN / SALE PRICE 10 €, 10 $